# EYSEN

## DEUTSCHER ADEL UM 1900

ROMAN
VON GEORG
FREIHERRN VON OMPTEDA

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

# Eysen

Erſter Band

Von **Georg Freiherrn von Ompteda** erschienen im Verlage von **Egon Fleischel & Co. Berlin** nachfolgende Werke:

**Romane:** Die Sünde / Geschichte eines Offiziers. Unser Regiment / Ein Reiterbild. Drohnen / Moderner Roman. Maria da Caza. Die sieben Gernopp / Eine lustige Geschichte. Der Zeremonienmeister. Monte Carlo. Philister über dir! / Das Leiden eines Künstlers. Die Radlerin / Geschichte zweier Menschen. Aus großen Höhen / Alpenroman. Denise de Montmidi. Heimat des Herzens. **Deutscher Adel um 1900:** Erster Teil: Sylvester von Geyer / Ein Menschenleben. Zweiter Teil: Eysen. Dritter Teil: Cäcilie von Sarryn / Aus einem armen Leben. **Novellen:** Freilichtbilder. Vom Tode. Unter uns Junggesellen / Freie Geschichten. Weibliche Menschen. Leidenschaften / Männliche weibliche sächliche Geschichten. Lust und Leid. Das schönere Geschlecht. Nerven. **Gedichte:** Von der Lebensstraße. **Theater:** Eheliche Liebe / Schauspiel.

**Freie Übertragungen aus dem Französischen:**

**Ossit:** Ilse. Gesammelte Werke von **Maupassant:** Fräulein Fifi / Novellen. Die Schwestern Rondoli / Novellen. Miß Harriet / Novellen. Das Haus / Novellen. Mondschein / Novellen. Herr Parent / Novellen. Der Horla / Novellen. Die Schnepfe / Novellen. Der Liebling / Roman. Ein Menschenleben / Roman. Stark wie der Tod / Roman. Dickchen / Novellen. Hans und Peter / Roman. Die kleine Roque / Novellen. Nutzlose Schönheit / Novellen. Der Tugendpreis / Novellen. Schnaps-Anton / Novellen. Unser Herz / Roman. Tag- und Nachtgeschichten / Novellen. Mont Oriol / Roman.

Georg Freiherr von Ompteda

# Deutscher Adel um 1900

(Zweiter) Teil

3

## Eysen

Egon Fleischel & Co.
Berlin
1905

LG
O 563d

# Eyſen

Roman

von

## Georg Freiherrn von Ompteda

Erſter Band

Zwölfte Auflage

80/59
4/91 06

Egon Fleiſchel & Co.
Berlin
1905

Alle Rechte
vorbehalten

# 1.

Die Eysen hatten Familientag.

Alle fünf Jahre vereinigten sich in Berlin im „Römischen Hof", Unter den Linden, die Mitglieder sowohl der freiherrlichen, als der gräflichen Linie. Freiherren von Eysen und Ley gab es eine ganze Zahl, dagegen nur einen erwachsenen Grafen Eysen, der sich sozusagen als Geschlecht für sich betrachtete und vielleicht nicht einmal bei diesen Zusammenkünften erschienen sein würde, wäre seine Frau nicht der freiherrlichen Linie entsprossen.

Graf Eysen war mit seinem Oheim, dem Staatsminister außer Dienst Heinrich Christobald Georg Fabian Freiherrn von Eysen und Ley, dem Senior der Familie, zuerst eingetroffen.

Nun standen die beiden Herren, nebst des Ministers Nichte, der Gräfin, an der gedeckten Tafel im großen Saal und warteten auf die Ankunft der übrigen. Der Minister war ein hagerer, hochgewachsener Mann, mit langem, weißem Vollbarte, fast ein Achtziger, aber noch kräftig, aufrecht und fest. Er war die Seele dieser Familientage, er bedeutete den Zusammenhalt der Familie, die sonst ganz auseinander gelaufen wäre. Um sie zu vereinigen und den weniger gutgestellten Eysen das Erscheinen zu erleichtern oder gar überhaupt zu ermöglichen — lud er ein. Die Familie war sein Gast im Hotel und bei

Tisch; ja, für die außerhalb Berlins Wohnenden pflegte er selbst die Eisenbahnfahrkarte — ein Rundreisebillet — zu schicken, damit sich keiner dem Familientage entzöge.

Er konnte es auch thun, wie die anderen, unbemittelten Verwandten es ruhig von ihm annehmen durften: er besaß den großen Familienbesitz, die Herrschaften Krohberg und Oberrennsdorf in Schlesien. Dazu ein bedeutendes, in einem langen Leben gesammeltes Vermögen, das er durch das nicht minder große seiner verstorbenen Frau beinahe verdoppelt hatte. Seine Ehe war kinderlos geblieben.

— Ich glaube, es kommt schon jemand! — sagte Graf Eysen, hoch, schlank wie der Minister, nur fast vierzig Jahre jünger, mit Adlernase und spärlichem Schnurrbarte. Seine Frau trat einen Schritt vor. Sie war mit dreiunddreißig Jahren eine noch immer jugendlich-schöne Erscheinung, deren mädchenhaft schlanke Figur auffiel. Sie seufzte und flüsterte ihrem Manne zu, wobei ein gelangweilter, müder Zug über ihr Gesicht glitt:

— Ob wohl diesmal der Schauspieler dabei ist?

Der Graf meinte lächelnd:

— Eva, du mußt dich aber auch nicht so anstellen! Am Ende ist's doch nur alle fünf Jahre!

Der Minister war schon den ersten Eintretenden entgegengegangen.

Man sah eine Uniform, das Rot des Generalstabes, und hörte ein paar sporenbewehrte Absätze leicht gegeneinanderschlagen. Helles Lachen klang. Ein großes, blondes, Gesundheit- und Leben-strotzendes Paar trat in den Lichtbereich des Saales und schritt, den Minister verlassend, der noch andere bewillkommnete, auf Graf und Gräfin Eysen zu: Major und Frau von Eysen.

Sofort ward Evas Ausdruck freundlicher. Sie fühlte festen Boden unter den Füßen, empfand ihre Klasse. Und die beiden Paare begrüßten sich. Die Herren traten zueinander und wie sie so Seite an Seite standen, merkte man auf den ersten Blick dieselbe Rasse, das gleiche Blut. Auch dem Major Rudolf von Eysen fehlte die starkgeschwungene Nase nicht, auch er war schlank und doch kräftig gewachsen. Er hatte das Sichere und dabei Artige des Offiziers, als er sich zur Gräfin wandte, die sich eben mit seiner Frau geküßt:

— Wie geht's den Herren Söhnen? Danach muß man doch eine Mutter zuerst fragen!

Er lächelte und zeigte dabei einen Augenblick eine Reihe weißer, lückenlos nebeneinanderstehender Zähne.

Eva dankte und fragte ihrerseits Vetter und Base nach dem Stammhalter. Beide machten glückselige Gesichter. Frau von Eysen gab zurück:

— Er ist zu herzig, der kleine Christl! Zu herzig!

Dann blickten sich die Eltern unwillkürlich im Einverständnis an und Hermine flüsterte, während eben eine ganze Anzahl neuer Familienmitglieder erschien, ihrem Manne zu:

— Nun geht unser Christl gerade in's Bettchen!

Die Neuankömmlinge, die Poltzer, nach ihrem Gute Poltze in der Prignitz so geheißen, traten unter Lärm, Halli und Hallo ein. Wenn Ernst, der Poltzer, auf der Bildfläche erschien, ward es immer laut. Er sprach dröhnend, als klänge von irgendwoher ein Echo mit, und als müsse er seinen Worten das nötige Publikum verschaffen. Groß war er wie alle Eysens, auch deren erbeigene Nase ragte ihm aus dem Gesicht, nur war er, zum Unterschied von den anderen, wohlbeleibt.

Er habe das Winterfett angesetzt, behauptete er. Doch sein Winterfett blieb ihm auch in der heißen Zeit des Jahres

treu. Sehr zu seinem Leidwesen, denn dann schwitzte er fürchterlich.

Seine Schwester, die Stiftsdame Elisabeth, die ebenfalls mit eingetreten, pflegte zu sagen: „Andere Leute schwitzen wie'n Schweinebraten, aber Ernst ist schon mehr chronische Sauce — oder ‚Beharrungs-Tunke' — da wir nach Gellas Ansicht ja deutsch reden müssen."

Gella war die Abkürzung für Gisela, ihre Nichte, der Poltzer älteste und einzige Tochter, ein hübsches, blondes, bescheidenes Mädchen, dem der Lärm, den Vater und Tante verursachten, fast peinlich zu sein schien.

Die Stiftsdame überbot ihren Bruder: die dicke Person mit dem struppigen Tituskopf und den kugelrunden, ewig erstaunt aufgerissenen, wie fragend dreinschauenden Augen, kreischte vor Vergnügen laut auf, die Verwandten zu sehen. Sie wurde lebhafter von Augenblick zu Augenblick. Schmatzend klang ihr Kuß, als sie Eva und Hermine umarmte und dabei rief:

— Na Kinder, da käme denn wieder mal die ganze Rasselbande zusammen!

Ihre Schwägerin Adelheid, die Poltzin, in der Familie „die Henne" geheißen, weil sie mit dem schmalen Gesicht, der zurücktretenden Stirn und der unterhalb der spitzen Nase beinahe bis in den Hals fliehenden Lippen- und Kinnpartie im Profil wahrhaftig etwas von einer Henne hatte, schien ebenso unzufrieden über den Lärm zu sein, wie ihre Tochter Gella.

Bei ihrer Bewillkommnung hatte sie etwas Leises, Huschendes, sprach mit gedämpfter Stimme, als wäre sie noch immer Hofdame in der Nähe ihrer Herrschaften, wie früher als Fräulein von Kallwitz.

Nun kamen auch die Poltzer Söhne herbei, um Tante Eva und Tante Hermine die Hand zu küssen: zuerst Christobald,

Leutnant im Dragonerregiment von Oertzen, ein echter Eysen, der alle Familienmerkmale besaß: Größe, stolze, geschwungene Nase, blondes Haar, schlanke, kräftige Gestalt. Er trug ein Einglas im rechten Auge, das er beim Handkuß durch scharfes Zusammenziehen der Wangenmuskeln herabschnippen ließ.

Ihm folgten, als kleinere, unentwickeltere Ausgaben desselben Menschen seine Brüder, zwei Kadetten: Fabian, schon dem Leutnant nahe, groß und knochig, strohblond, blauäugig — jedoch ohne „Scherbe" im Auge, die er zwar ersehnte aber noch nicht wagte. Seine Glieder waren noch unproportioniert und er hatte, trotz der militärischen Haltung, etwas Flapsiges, Täppisches wie ein junger Jagdhund.

Georg, der Jüngste, erschien trotz seiner dreizehn Jahre noch beinahe wie ein Kind in seinem etwas zu weiten Waffenrocke. Aber verlegen war er nicht, sondern trat auf wie ein kleiner Mann, als ihm die Tanten die Hand reichten und Hermine ihn auf die Wange küßte. Die Gräfin ließ es beim Handkuß bewenden — sie liebte Zärtlichkeiten nicht.

Der Minister näherte sich seinen Groß-Neffen und strich dem jüngsten die Wange, während er an den ältesten ein paar freundliche Worte richtete. Er erkundigte sich auch nach Christobalds Stall, denn er hatte, um dem Leutnant das Dienen bei der Kavallerie zu ermöglichen, ihm das erforderliche eigene Pferd geschenkt.

Jetzt sah er nach der Uhr: es fehlten nur noch ein paar Minuten an der festgesetzten Essenszeit:

— Deine Geschwister kommen doch, Rudolf? — fragte der Minister den Major, der näher trat mit den Worten:

— Luise schrieb mir noch heute früh, sie würde erscheinen; Emil kommt bestimmt — er müßte denn im letzten Augenblick dringend zu einem Patienten gerufen worden sein, aber

dann schickt er eben seine Söhne allein. Mein Bruder Caesar, allerdings . . . ich habe seit mehreren Wochen keinen Brief von ihm bekommen . . .

Der Minister unterbrach ihn:

— Zugesagt hat er mir . . .

— Er ist ein etwas „unsicherer Kantonist" . . . das liegt in seinem ganzen Wesen. . . . Wenn er pünktlich wäre, würde er vielleicht nicht Schauspieler geworden sein. . . . Er ist ja etwas eigen, etwas . . . etwas . . . er ist eben anders, als wir's gewohnt sind. Und, weißt du, für mich ist er ja auch etwas fremde Welt, und . . . und ich fürchte nur, er wird zum Beispiel der Cousine Eva nicht gerade passen, sowie am Ende Emil doch auch andere Ansichten hat und in ganz anderen Kreisen verkehrt . . .

Aber der Minister legte ihm die Hand auf den Arm:

— Laß man gut sein Rudolf, ich verstehe schon was du sagen willst. Heute ist Familientag und dazu muß alles da sein was unseren Namen trägt. Wenn das einzelnen Gliedern der Familie nicht paßt, so ist es eben nicht zu ändern. Wir wollen gerade an diesen Familientagen alles zusammenbringen, was sich sonst nicht sieht. Zusammenhalt muß in der Familie sein. Dafür habe ich als der den Jahren nach Älteste und als derzeitiger Inhaber unseres eigentlichen Familienbesitzes zu sorgen. So ist wenigstens meine Auffassung. Übrigens habe ich in der Sitzliste alldem Rechnung getragen. Paß mal auf . . .

Sie traten ein Stück zur Seite, und der Minister nahm ein Blatt Papier und zeigte es dem Major:

— Da sieh her. Jeder findet seinen Namen auf dem Sektglase. Und hier sind alle zusammmengestellt — für mich. Vielleicht bist du auch so gut und achtest ein wenig mit darauf,

daß jeder seinen richtigen Platz bekommt. Lies dir's mal durch. Du wirst sehen, daß Absicht in der Sitzordnung steckt. Ich habe — wie der alte Goethe gesagt — manches hineingeheimnißt. Dieser soll jenem näher kommen, jener soll sich überzeugen, daß dieser Vetter am Ende auch ein Mensch ist . . .

Der Minister blickte auf: Am Eingang hatte er Lärm und Stimmen vernommen, deshalb ließ er den Neffen stehen und sagte nur noch im Fortgehen zu ihm:

— Also bitte orientiere dich mal. Einem Generalstäbler kostet es ja nur ein paar Sekunden!

Der Major lächelte, machte dankend eine leichte Verbeugung gegen die Excellenz und überflog schnell das Blatt Papier, auf dem der Minister alle Eysen, die ihr Erscheinen zugesagt, peinlich genau, nach Art alter Leute und nach seiner Gewohnheit im Besonderen, verzeichnet hatte:

Fedor, Primaner.

| | |
|---|---|
| Christobald, Lt. Drag Regt. „v. Oertzen". | Caesar, Schauspieler. |
| Frida, geb. Gräfin Vilberg. | Gisela, expect. auf Vintze. |
| Ludwig, Kaufmann in Hamburg. | Emil, Professor a. d. Universität Berlin. |
| Luise v. Aufschläger, geb. Freiin v. E. | Adelheid, geb. v. Kallwitz. |
| Rudolf, Major im Gr. Generalstabe. | Heinrich, Staatsminister a. D. |
| Gräfin Eva, geb. Freiin v. E. | Elisabeth, Stiftsdame. |
| Ernst, Herr auf Poltze. | Graf Leo von Eysen. |
| Baz, geb. Ramez. | Hermine, geb. von Flohr. |
| Fabian, Hofchef S. D. d. Fürsten v. Sarnheim-Resa. | Fabian, Kgl. preuß. Kadett. |
| Josef, Primaner. | Robert, Tertianer. |

Georg, Kgl. preuß. Kadett.

Da ging eine Bewegung durch die bereits Anwesenden. Man sah eine Menge neuer Gesichter. Emil, der Professor, Bruder des Majors, ein großer, vielleicht von allen am wenigsten Eysensch aussehender Mann, mit goldener Brille und dunkelblondem Vollbart, bei dem die charakteristische Nase der Eysen sehr fein und zierlich war, stand mit seinen drei Söhnen in der Mitte des Saales. Er hatte etwas beinahe Frauenhaftes: seine Art war zurückhaltend, weich, fast scheu und den zarten auffallend kleinen Händen hätte man wohl die Geschicklichkeit, nicht aber die Energie zugetraut, die ihren Besitzer zu einem Chirurgen von Weltruf gemacht.

Durch die Brillengläser blickte er sich um, wem er noch nicht Guten-Tag gesagt. Als er den Major bemerkte, ging er gradenwegs auf seinen Bruder zu und blieb bei ihm stehen, als sei er froh, einen Zufluchtsort in der ihm nicht allzugenau bekannten Menge gefunden zu haben.

Währenddessen waren seine drei Söhne in der Mitte stehen geblieben. Alle drei trugen schwarze Röcke und graue Hosen, aber nicht um als Brüder gleichgekleidet zu sein, sondern offenbar weil für sie indifferente Farben gewählt wurden.

Die Jüngeren: Joseph der sechzehnjährige und Robert, etwa vierzehn Jahre alt, standen verlegen, wie verlassen da. Der ältere Fedor, trotz seiner erst siebzehn Geburtstage schon Oberprimaner, sah sich durch seinen schräg auf der Nase sitzenden, baumelnden Kneifer, der immer zu fallen drohte, musternd, neugierig die Familienversammlung an. Sein blondes Haar fiel im Nacken mehrere Centimeter lang auf den niedrigen Klappkragen herab. Vorn war es auch zu lang, hielt nicht, und ein paar struppige Strähnen hingen ihm in die Stirn. Mit mechanischer Handbewegung strich er sie unausgesetzt nach

hinten, aber als würden sie von Federkraft getrieben, schnellten sie sofort wieder zurück.

Der Minister ging vermittelnd hin und her, er suchte zwischen den militärischen Poltzern und ihren Civilvettern von der Professorenlinie die Verbindung herzustellen, aber die sechs jungen Leute standen sich gegenüber, ohne einen rechten Anknüpfungspunkt zu finden. Die Poltzer Söhne waren durch ihre militärische Haltung und Sicherheit den jüngeren Gymnasiasten gegenüber offenbar im Übergewicht, dafür betrachtete aber Fedor, die Kadetten wenigstens, fast mitleidig, mit hintenübergelegtem Kopf, damit der nach vorn sinkende Kneifer ein scharfes Bild gäbe.

Zum Professor hatte sich jetzt auch seine Schwester gesellt, Luise von Aufschläger, deren Mann ein in äußerst ungünstigen Vermögensverhältnissen lebender verabschiedeter Hauptmann war — seit einigen Jahren Agent der Lebensversicherungsgesellschaft „Witwenschutz".

Ein paar Schritte von ihnen stand Fabian von Eysen, der „Hofchef", und lugte herüber, ob er von den Vettern wohl zuerst begrüßt werden würde. Das erwartete er eigentlich in voller Überzeugung des Platzes, den ihm die Hofrangordnung anwies. Er hatte sich das angewöhnt, und seine Frau, die eben drüben mit Gräfin Eva sprach, pflegte ihn darin zu bestärken. Sie besaß den Ehrgeiz für den Mann mit und war bereit, ihn auf der Rangleiter emporzustacheln.

Im Grunde genommen war Fabian aber ein guter Kerl. Der siegte jetzt in ihm, und er gab seiner dürren Gestalt, die etwas Unausgebildetes, Zurückgebliebenes hatte, einen Stoß, setzte sich in seinen ein wenig schlürfenden Gang, verzog das Gesicht mit der Eysennase, unter der nur ein Schnurrbartflaum sproß, zu einem gewinnenden Lächeln und steuerte auf den Professor Luise und die Gymnasiasten zu.

Ein Gespräch mit den Poltzer Vettern war nicht recht gediehen, und nach kurzem Geplänkel hatten sich die Professorensöhne auf ihren Vater, die drei jungen Soldaten aber zur anderen Gruppe: Graf Leo, Poltzer und Henne, sowie Stiftsdame zurückgezogen.

Das in der Mitte nun leere Parkett glänzte spiegelnd im Lichte des Kronleuchters. Es war als hätte jede der beiden Gruppen je drei Mann zum Kampfe gegen einander vorgesandt, und Elisabeth, der Stiftsdame, stand die Komik des Vorganges gleich vor Augen, sodaß sie die kugelrunden, erstaunten Augen rollte und sprach:

— Das war wie der Kampf der Huratier und Coratier...

Sie hielt inne . . . das „U" und „O" war ihr doch nicht ganz geheuer. Georg, der jüngste Kadett, sagte auch, indem er sich möglichst hoch aufrichtete, mit der umschlagenden Stimmwechselstimme seiner „über dreizehn" Jahre:

— Liebe Tante, es waren Horat . . .

Doch sie ließ ihn nicht ausreden:

— Junge, du machst mir kein „U" für'n „O" vor. Ich habe gesagt: Horatier und Coratier und dabei bleibt's. Tanten haben immer recht, vor allem . . .

Aber diesmal wurde sie unterbrochen: ihr Bruder Ludwig, der Kaufmann aus Hamburg, war eingetreten, und in diesem Augenblick schlug die große Uhr im glasüberdeckten Hofraume fünf.

Die Stiftsdame sagte noch scheinbar scherzend, während sie doch die Rührung nicht ganz zu unterdrücken vermochte:

— Historischer Moment!

Dann ging sie dem eintretenden Bruder, den sie viele Jahre lang nicht gesehen, schnell entgegen.

Er war stehen geblieben und blickte sich um, als wollte

er die herauserkennen, an die er die ersten Worte zu richten hatte: seine beiden Brüder Ernst und Fabian und seine Schwester Elisabeth.

Einem Offizier in Civil sah der riesige Mann ähnlich, nicht einem Kaufmann, wie man ihn sich vorzustellen pflegt. Sein scharfes Auge hatte die Gesuchten erkannt. Auf seinem Gesicht lag nichts von Rührung — streng blickte er drein, und als ihm Ernst und Fabian entgegengingen, trat er langsam auf sie zu, sich halb zu seiner Frau wendend, der er leise sagte:

— Komm, Paz, meine Brüder.

Schlank, aber nur mittelgroß, in hellem Seidenkleid neuesten Schnittes, stand Paz neben ihm. Ihr blau-schwarzes Haar fiel auf unter all den blonden Menschen. Ihr gelber Teint rötete sich langsam, und sie blieb bei der Begrüßung der Geschwister etwas zurück.

— Donnerwetter, ist die Tante schön! — sagte unwillkürlich Leutnant Christobald zur Gräfin, und wie sein Mund halb offen stehen blieb, fiel das Einglas herab.

Alle starrten hinüber zu der wundervollen Erscheinung, jedes Gespräch schwieg.

Niemand hatte Aufmerksamkeit für die Brüder, die sich erst stumm die Hand schüttelten und dann sich zögernd, als müßten sie abwarten, von welcher Seite der Antrieb dazu käme, umarmten, sondern Paz, die geborene Ramez aus der Habana, die, abgesehen von Eva, einzige schöne Frau der ganzen Eysen, zog alle Blicke auf sich.

Der Minister küßte ihr die Hand; er, der die Geschwister zusammengebracht, hatte seinen großen Moment. Und er sonnte sich darin.

Er führte die Nichte selbst vor und vermittelte die Bekanntschaft mit den anderen.

Paz küßte sich mit den Damen. Elisabeth hielt sie lange umschlungen, ließ sie dann los und sagte, sie recht betrachtend:

— Also so siehst du aus! So siehst du aus! Ich hätte doch nicht gedacht, daß ich 'mal so 'ne schöne Schwägerin kriegte. Ich bin garstig, sehr garstig, nicht wahr, und dann 'n alter Trottel, denke dir nur sechsundvierzig Jahr, ja 'ne scheußliche alte Miesekatze, aber nicht wahr, du wirst mich trotzdem ein bißchen lieb haben . . .

Paz küßte sie und sagte mit gesenkter Stimme, als schäme sie sich vor den übrigen Deutsch zu sprechen, richtig und fließend, nur mit ganz leisem, fremdem Klang:

— Ich will dich lieb haben natürlich, aber ihr müßt mich alle auch ein bißchen lieb haben. Ich brauche das so sehr, weil ich doch fremd bin und das schwer für mich ist.

Dann kamen die männlichen Verwandten an die Reihe, zuerst ihre Schwäger Ernst und Fabian sowie die Poltzer Söhne, endlich Graf Eysen, der Professor mit seinen Söhnen und am Schluß der Major, der in der Familienähnlichkeit ihrem Manne am nächsten kam.

Das verwunderte sie, und sie sagte es ihm.

Ein Stück davon entfernt, dicht an der gedeckten Tafel, tauschten die Damen leise ihre Eindrücke über das noch unbekannte Mitglied der Familie Eysen aus.

Die Henne war ganz entzückt von ihr: sie wollte es auch sein, nun wo einmal Frieden gemacht. Außerdem verpflichtete es ja eigentlich zu weiter nichts, denn die saßen weit vom Schuß in Hamburg und sie in der Prignitz. Vielleicht besuchten sie sich einmal, aber zu einem eigentlichen Verkehr würde es ja doch nicht kommen.

Frieden war in der Familie, Frieden! Ludwig hatte sich mit den Brüdern fast zwei Jahrzehnte nicht gesehen. Anfang

der sechziger Jahre war er als ganz junger Mensch vom Vater nach den verschiedensten vergeblichen Versuchen, ihn in einem standesgemäßen Beruf etwas werden zu lassen, enterbt und mit hundert Thalern, in New-York auszuzahlen, „über die große Pfütze" geschickt worden.

Drüben war er nach längeren Irrfahrten in die Habana verschlagen und dort in Diensten eines Hamburger Tabakhauses allmählich in die Höhe gekommen, bis er im Jahre 1876, vor nun vier Jahren, an Stelle des einen Chefs des Hauses getreten, eines Creolen, dessen Schwiegersohn er geworden. Vor zwei Jahren war er nach Hamburg gezogen und besaß das Geschäft nun allein.

Aber bis jetzt hatte er noch keinen Schritt gethan, um die Verbindung mit der Familie wiederherzustellen. Er konnte es den Brüdern nicht vergessen, daß sie seinerzeit in seinen wilden Lehrjahren Partei gegen ihn genommen und später nie Fühlung mit ihm gesucht, ihn nicht einmal vom Tode des Vaters in Kenntnis gesetzt hatten. Vom Erbe hatte er nichts erhalten, hätte auch nichts nötig gehabt und nie etwas genommen — aber eine Anfrage wenigstens würde ihm gut gethan, ihn versöhnt haben.

Jetzt hatte ihn der Minister gewonnen. Der faßte ihn nun unter den Arm, zog ihn, nachdem die Begrüßung mit den Geschwistern vorüber war, bei Seite und sagte leise:

— Na Ludwig, war es nicht gut, daß ich dich in Hamburg besuchte?

Der Kaufmann blickte ihn ernst an, reichte ihm die Hand:

— Sonst wäre ich auch nicht hier. Es ist gut so. Frieden ist besser als Krieg, lieber Onkel, wenn ich auch nicht der Mann bin mich vor dem Kriege zu fürchten. Das Leben hat mich schon danach erzogen!

Nun mischten sich die Verwandten, traten zu diesem und jenem, kamen sich näher, wurden wärmer und überwanden die erste Zurückhaltung, die bis auf den Poltzer eigentlich allen Eysen im Blute steckte. Darüber war es längst fünf ein viertel Uhr geworden, und der Oberkellner trat zum Minister, neigte sich zu ihm und flüsterte:

— Befehlen Excellenz, daß serviert wird?

Der Minister überflog schnell noch einmal seine Liste und rief den Major herbei:

— Rudolf, meinst du, daß wir auf Caesar warten? Er ist der einzige, der noch fehlt . . . .

— Zu spät kommt er, soweit ich ihn kenne . . .

— Es ist schon zweiundzwanzig Minuten nach fünf!

— Ich denke, es ist zu unsicher . . . . . .

— Also anfangen?

— Wenn es dir recht ist . . .

Der Minister gab ein Zeichen, daß begonnen werden könnte und ging zu seiner ältesten Nichte Adelheid, ihr den Arm zu bieten. Er führte sie zu Tisch. Die anderen folgten seinem Beispiel, suchten ihre Plätze, durch den Major unterstützt, der sein Möglichstes that, das Durcheinander schnell zu entwirren. Bald klang Stuhlrücken, und die Eysen hatten Platz genommen.

Caesars Sitz am einen Ende der Tafel, neben Gella, blieb leer.

Unmittelbar nach der Suppe erhob sich — nach vorheriger Verabredung mit dem Minister, Graf Leo Eysen. Es ward still und er sprach die einfachen Worte:

— Nach alter, guter, preußischer Sitte das erste Glas dem Landesherrn: Seine Majestät unser allergnädigster Kaiser und König lebe hoch!

Die Tischgesellschaft stand auf — Fedor, der Primaner, mußte dazu erst besonders von Leutnant Christobald, seinem Nachbarn, aufgefordert werden — stieß an, und man hörte kräftig vom Major, dröhnend vom Poltzer, hoch und scharf von der Stiftsdame, laut, leise, bescheiden, energisch, kurz, gedehnt:

— Hoch, hoch, hoch, hoch, hoch!

Graf Eysen hob wieder das Glas:

— Hoch!

— Hoch! — klang es zurück.

Zum dritten Mal rief der Graf:

— Und abermals hoch!

— Hoch!

Man trank stehend, die Stühle rückten von neuem, man wischte sich den Mund, und es ward plötzlich eine große Stille, während schweigend hier und da einer ein Stück Brotkrume knabberte.

Da erschien, ehe noch das Gespräch wieder begonnen, ein großer, schlanker Herr mit glatt rasiertem Gesicht, in Frack, weißer Weste und Binde, eine mächtige goldene Medaille am lila Band um den Hals. Er hielt den Klapphut in der Hand und schien zu zögern, ob er näher treten sollte.

Der Major machte den Minister aufmerksam:

— Caesar ist eben gekommen, soll ich . . . .

Der Angeredete wendete sich um, stand dann sofort auf und ging dem Vetter selbst entgegen. Dieser machte eine Verbeugung, die er beim Handreichen wiederholte:

— Verehrter Herr Oheim, es ist mir äußerst peinlich . . .

Der Minister legte ihm freundschaftlich die Hand auf den Arm und forderte ihn auf, an den Tisch zu treten, indem er lächelnd meinte:

— Aber dann zwingst du mich auch Herr Neffe zu sagen. Nenne mich einfach „Onkel" bitte. Aber nun komm. Du nimmst es nicht übel, daß wir uns schon gesetzt haben . . .

Der Schauspieler blieb stehen und in einer Sekunde spielte er in Mimik und Gebärdensprache eine ganze Szene. Er drückte durch ein Lächeln mit leicht zur Tafel dabei abirrendem Blick die Erwartung des Zuhörers aus, dann kam in schiefer Kopfhaltung und Augenaufschlag, in halbausgeführter Bewegung „Hand auf's Herz", die Rührung zum Ausdruck über die Freundlichkeit des Ministers, endlich die Abwehr des Gedankens, er könnte das übelnehmen durch leichtangezogene Achseln, zuerst nach der Brust eingerundete, ein „Ich?" andeutende, dann fallengelassene, nach beiden Seiten und nach außen geöffnete, Hände.

Und plötzlich blieb er ganz zurück, nahm eine entschlossene Haltung an, legte das Gesicht in ernste Falten und sagte mit schönem Organ, bei dem jedes Wort natürlich scharf und deutlich über die gut artikulierenden Lippen kam:

— Nein, nein und nochmals — nein. Es ist zu peinlich — so kann ich nicht kommen. Es . . . es ist überhaupt eine unmögliche Situation, eine einfach ganz unmögliche Situation!

Er gestikulierte heftig, und der Minister mußte ihm zureden, bis er sich endlich wieder in Bewegung setzte und sich dem Verwandtenkreise näherte, nachdem er vorher noch einmal rund um den Kragen gefaßt, nach der Halsbinde getastet, die Weste herabgezogen und sich mit der linken Hand durch das kurz gehaltene Lockenhaar gefahren.

Die ganze Tischgesellschaft hatte sich umgedreht, aber das schien Caesar nicht zu stören. Er machte eine allgemeine Verbeugung und ging dann um den Tisch, die einzelnen Verwandten zu begrüßen. Den Damen küßte er die Hand, wobei

Eva ein Gesicht zog, als wäre ihr letztes Stündlein nahe, Frida, die Frau des Hofchefs knapp artig war, Paz dagegen, der dieser neue Vetter erst vorgestellt wurde, sich wie eine Königin die Hand küssen ließ; wie eine wohlerzogene Königin, huldvoll, liebenswürdig, immer sich gleichbleibend, sodaß jeder geringste Unterthan nach Haus geht und strahlend allen Freunden erzählt: „Unsere Königin ist ganz wie unsereins, nur tausendmal schöner, lieber und herziger, als alle anderen!"

Mit seinen Geschwistern wechselte Caesar kurz ein paar Worte, dann setzte er sich und erklärte Gella, er sei dem Schicksal dankbar, an die Seite einer so lieben Verwandten gekommen zu sein.

Das junge Mädchen, das noch nie einen Bühnenkünstler in der Nähe gesehen, senkte die Augen.

Bald war der Zwischenfall vorüber und das Gespräch wieder in Gang. Allmählich ward jeder warm mit seinem Nachbarn und seiner Nachbarin. Die Worte flogen hin und her. Einwürfe, Ergänzungen, Zustimmungen kamen über den Tisch. Eine Rede entzündete sich an der anderen.

Die schöne Paz schien ihre Schwäger, die ihr zu beiden Seiten saßen, ganz bezaubert zu haben: des Poltzers Gelächter übertönte ab und zu die Unterhaltung, und der Hofchef ließ keinen Blick mehr von seiner Schwägerin, sodaß seine Frau, die auf derselben Tischseite am anderen Ende saß und sich mit Ludwig, nachdem die Stadt Hamburg keinen Gesprächsstoff mehr bot, zu langweilen schien, ganz eifersüchtig hinten herum zusah.

Der Graf war in tiefem Gespräch mit Hermine, der Frau des Majors, und der Major wieder unterhielt seine Schwester Luise, während der Professor sich geduldig von der Henne,

die einst Hofdame gewesen, die besonderen Schwierigkeiten solcher Stellung auseinandersetzen ließ.

Über den Tisch hinüber erzählte Eva der Stiftsdame, wer diesen Winter in Berlin alles bei Hof vorgestellt werden sollte.

Nachdenklich blickte der Minister, schweigend der Tafel vorsitzend, bald diesen, bald jenen an, während er sich etwas im Stuhl zurückgelegt hatte und seine linke Hand auf dem Tisch mit einem Brotkügelchen spielte.

Er brütete über einer Rede. Der redegewohnte Mann, der im Herren- und Abgeordnetenhaus einer der Schlagfertigsten am Regierungstische gewesen, war fast erregt, heute sprechen zu sollen. Er wollte nicht einfach Willkommen heißen — er beabsichtigte mehr. Etwas wie „erziehen" war sein Gedanke. Den jungen Eysen, die heute hier mit am Tisch saßen, wollte er allerlei sagen — und vielleicht den älteren dazu.

Die Stiftsdame wie die Gräfin hatten ihn ein paar Mal angeredet; er hatte nur kurz geantwortet: sie sahen, er war beschäftigt, und störten ihn nicht mehr.

Endlich — der Champagner schäumte in den Gläsern — gab er den Aufwartenden einen Wink, sie möchten die Gesellschaft allein lassen und die Thüren schließen. Dann erhob er sich und wartete ab, bis Ruhe eingetreten. Der Poltzer hatte laut gelacht und konnte sich nicht gleich beruhigen. Doch er überwand sich schließlich, und es ward still.

Da richtete sich der Minister auf, blickte sich etwas pedantisch um, ob auch alle bei der Sache wären, und begann:

— Meine lieben Verwandten!

Laßt mich zuerst meiner Freude und Genugthuung Ausdruck geben, daß ihr alle meinem Rufe gefolgt seid. Ich heiße euch herzlich willkommen.

Ich nehme mir das Recht, euch zu begrüßen, weil ich bei dem heutigen Familientage der an Jahren älteste Eysen bin. Diese Stellung als Alterspräsident wird mir möglicherweise nur noch diesmal blühen. Der nächste Familientag in fünf Jahren — 1885 — sieht mich vielleicht nicht mehr unter euch.

Was ich also zu sagen hätte, müßte ich schon heute sagen. Darum bitte ich um eure Aufmerksamkeit und um eure Geduld, wenn ich etwas weit aushole. Im Alter wird man breit und geschwätzig.

Ich halte es am heutigen Tage nicht für überflüssig, noch einmal zu betonen, woher wir kommen und was wir sind. Wenn man eine lange Strecke seines Weges zurückgelegt hat, blickt man gern zurück. Und der Jugend unter uns, der ja die Zukunft gehört, möchte ich in Erinnerung rufen, daß ihre Väter und Vätersväter einst etwas geleistet haben, daß sie nicht faul auf Altenteil und Ererbtem saßen, sondern alle ihren Platz ausfüllten in der Welt, sich ihr Recht auf ihren adeligen Namen erworben haben, jeder für seine Person, wie es noch heute jeder von uns sollte.

Jener Christobald, den Rudolf von Habsburg auf dem Marchfelde zum Ritter schlug, weil er „ein Herz von Eisen und einen Arm von Eisen" gezeigt, dem er für das Wappen ein eisenschwarzes Herz verlieh und einen eisenschwarzen Arm mit erhobenem Schwert; jener Fabian, der sich von Kaiser Karl dem Fünften den Freiherrn von Ley zu seinem Namen dazu erwarb, weil er im rheinischen Schiefergebirge -- im ‚Ley' — den Vorstoß der holländischen Täufer aufgehalten; jener Heinrich, der bei Lützen fiel; jene siebenundzwanzig Eysen, die des großen Friedrich Schlachtfelder mit ihrem Blute färbten; jene neun, die in unserem Jahrhundert den Tod fürs Vater-

land gestorben, davon in einer Schlacht allein: bei Jena sieben! — alle haben sie durch Blut und Eisen jeder für sich ihren Adel verdient und bestätigt.

Adel verpflichtet, heißt ein schönes Wort. Liebe Verwandte, wir wollen das nie vergessen, wir wollen immer dessen eingedenk bleiben, daß wir einen der ältesten deutschen Namen tragen, einen Namen, der von seinem Träger verlangt, daß er etwas leiste. Alles im Leben findet seinen Ausgleich, sein Gegengewicht: ein Eysen genießt den Vorteil vor manchem Anderen, daß er sich durch Namen und Stand, noch ehe er etwas gethan, schon heraushebt aus der Masse, so muß ein Eysen auch durch Leistung und Tüchtigkeit, durch eiserne Arbeit beweisen, daß er in der That über die Menge emporragt.

Damit meine ich nicht, daß wir alle Genies sein sollen — das steht leider nicht in unserer Hand — aber jeder von uns soll etwas leisten nach Kräften, keiner darf die Hände in den Schoß legen und es damit genug sein lassen, daß er einen guten Namen trägt. Jeder von uns soll sich seinen Platz in der Welt suchen, er sei noch so bescheiden, ihn aber ausfüllen.

Unser Ahn hatte, wie die Überlieferung von ihm berichtet: ein Herz von Eisen und einen Arm von Eisen. Damit hat die Legende gewiß nicht sagen wollen, er habe ein hartes Herz, ein fühlloses gehabt, nein, dieses Herz von Eisen, das wir noch heute im weißen Wappenschilde tragen, im weißen, als Sinnbild der Reinheit, verstehe ich so: er besaß die höchste Zier des Mannes, die alles umfaßt: Demut gegen Gott, Mannesstolz vor Menschen, Kraft gegen das Böse, Liebe zum Guten, zum Wahren, zum Rechten, die erst das Geschöpf zum Menschen macht: Selbstzucht!

Seid von Eisen, ihr, die ihr den alten Namen Eysen

tragt, behaltet das Herz von Eisen! Behaltet die Höheninstinkte, die Jahrhunderte in euer Blut gelegt, während derer ihr oben im Leben standet. Nutzt aus, was in euch steckt von alter Kultur!

Seid von Eisen, ihr, die ihr den alten Namen Eysen tragt, wenn die Versuchungen unserer Zeit an euch herantreten, wenn man den Charakter sucht zu biegen und zu beugen, wenn man das Herz von Eisen im fleckenlosen weißen Schild in die Rumpelkammer werfen will und nur noch ein Gesetz gelten läßt: Vorteil und Gewinn!

Seid von Eisen, ihr, die ihr den alten Namen Eysen tragt, wenn es euch schlecht geht auf eurer ererbten Scholle, auf jener Erde, in der auch das Eisen wächst.

Seid von Eisen, ihr, die ihr den alten Namen Eysen tragt, behaltet den Arm von Eisen, wenn das Vaterland ruft, wenn es geht um deutschen Namens Ehre, um deutsches Land und Blut. Dann denkt an das stolze Wort, das einst jener verwundete Eysen Friedrich zugerufen bei Hochkirch, als ein preußisches Bataillon zurückwich und der König fragte: „Ist das sein's?" wie er da antwortete: „Nein Majestät, kann mein's nicht sein, denn da steht noch ein Eysen dabei!"

Einst hat derselbe große König von sich gesagt: „Daß ich lebe, ist nicht notwendig, wohl aber, daß ich thätig bin!"

Nun, liebe Verwandte, daß noch Eysen leben, ist nicht notwendig — 's wär freilich schade um die Rasse — aber wenn Eysen leben, so müssen sie sich, jeder Einzelne, das Recht auf ihren Namen verdienen durch — Herz und Arm von Eisen — durch Selbstzucht, durch Arbeit, durch Können!

In diesem Sinne bitte ich euch, in deren Adern Eysensches

Blut fließt, zu trinken auf das Blühen und Gedeihen unserer Familie.

Die Eysen leben hoch! Hoch, und abermals hoch! —

Das Hoch klang laut und fest. Alle hatten sich erhoben. Die Herren verließen ihre Plätze und stießen mit einander und dem Minister an. Der war an seinem Stuhl stehen geblieben. Seine Wangen hatten sich gerötet, er war freudig bewegt und sagte jedem seiner um ein oder gar zwei Generationen jüngeren Verwandten, dessen Glas an seines klirrte, ein paar Worte.

Als dann wieder alle Platz genommen hatten, ward die Unterhaltung reger wie vorher, die Einzelnen kamen sich immer näher, als hätte die Rede sie erst daran erinnern müssen, daß sie alle doch zusammengehörten. Dazu that auch der Wein sein Werk, vor allem beim Poltzer, der seine schöne Schwägerin Paz durchaus veranlassen wollte, zu trinken.

Er sagte mit dröhnendem Lachen:

— Nach Bismarck fehlt unserem deutschen Temperament eine halbe Flasche Sekt! Und das ist so wahr wie nur was!

Die Stiftsdame griff es auf und rief über den Tisch:

— Na, ich kann dir versichern, den eisernen Eysens fehlt schon mehr 'ne janze Pulle Sekt!

Alle, die es gehört hatten, lachten, und es knüpfte sich daran eine allgemeine Unterhaltung, die sich aber bald wieder in Einzelgespräche auflöste. Was der Minister mit seiner Sitzordnung beabsichtigt hatte, ging in Erfüllung: die Gruppen, die sich nähern sollten, näherten sich wirklich.

Der Professor hatte bei der Henne den Punkt gefunden, wo sich ihr Herz aufthat: ihre Kinder.

Sie setzte ihm lang und breit auseinander, wie die Zukunft sich aestalten müßte, was jeder von ihren vier Sprossen

für einen Gang im Leben zu nehmen hätte. Sie hatte über die Entwicklung ihrer Kinder bereits so genau in der Phantasie verfügt, daß eigentlich alle schon bis an ihr Sterbebett im höchsten Alter untergebracht waren, und sie, wenn es nach ihr gegangen wäre, im Grunde genommen, schon jetzt jeden Kampf mit dem Schicksal aufgeben konnten. Ob sie es nun so machten oder so — ganz gleich, es kam ja doch so wie sie es sah, oder wohl mehr wünschte.

Christobald würde so lange dienen, bis der Vater einmal die Augen zuthäte. Der war jetzt vierundvierzig Jahre alt, aber über die sechzig käme er nicht hinaus.

Der Professor blickte die Cousine von der Seite über die Brillengläser an, wie sie so ruhig ihrem Manne nur noch sechzehn Jahre zu leben gab, und sagte leise in seiner feinen Art:

— Aber warum soll sich denn Ernst nicht noch länger des Daseins freuen? Er ist doch so froh und munter?

Die Henne machte ein Gesicht, als säße sie schon im Witwenschleier da, ihre Augen fingen an wässerig zu glänzen, und sie neigte sich zum Professor, indem sie in gefaßter Duldung und Ergebenheit sagte:

— Weißt du, mein lieber Emil, ich gebe mich gar keinen Illusionen hin. Ich habe immer gefunden, daß man dem lieben Gott dankbar sein muß für das Glück, das er einem schenkt, aber nicht unbescheiden sein darf. Wie Gott will — ich halte still. Ich will es dir nur ganz offen sagen, mein armer Ernst kann nicht alt werden. Seine ganze Natur giebt's nicht her. Er ist stark, zu stark, zu vollblütig und das Blut steigt ihm immer zu Kopf. Das hat mir unser Arzt längst gesagt. Du kennst vielleicht seinen Namen. Doktor Müller. Er ist sehr bekannt in der ganzen Mark. Wohl einer der ersten Ärzte, die wir haben.

Sie blickte triumphierend den Professor an, der lächelnd die Schultern in die Höhe zog:

— Daran zweifle ich nicht. Ich kenne ihn zufällig nicht, aber deswegen kann er ja . . .

Die Henne ließ ihn nicht ausreden:

— Ja, also leider, leider ist es so. Mit Gottvertrauen kommt man auch über das Schwerste hinweg. Siehst du den roten Kopf, den er hat; ich bin immer in der Angst, ein Schlaganfall . . .

— Na, wir werden jetzt alle gerötete Wangen haben . . . Dinerstimmung!

Der Professor lachte und leerte sein Glas Sekt. Doch seine Nachbarin wurde nun erst recht eifrig:

— Dinerstimmung! Ja, eben, der Wein, der ist so schädlich für ihn. Er sollte ganz davon lassen, aber das thut er eben nicht. Da ist Geburtstag, und dann ist ein Pferd verkauft und dann kommt der Bösendorfer 'rüber. Du wirst von ihm gehört haben, der alte Graf Genthin auf Bösendorf. Der, der mit dem Kronprinzen in Italien war. Und dann ist Weinprobe. Oder sie sind drüben in Klentze beim Landrat, oder auf der Domäne. Immer ist 'ne Gelegenheit. Den andern bekommts ja ganz gut, und 's ist auch bei denen seltener. Aber Ernst ist doch im Kreisausschuß. Und diesen Sommer war er in Spandau auf der landwirtschaftlichen Ausstellung im Vorstand. Er versteht ja was, das muß man ihm lassen, nur nutzen ihn die andern aus, und er ist ein zu guter Kerl, um etwas abzuschlagen.

In diesem Augenblick klang von der anderen Tischseite tobendes Gelächter. Der Poltzer lachte, daß es ihn nur so schüttelte, dabei hatte er sich verschluckt, hustete nun, rang nach Luft, wehrte, mit den Armen fuchtelnd, den Major ab, der

ihn, auf Evas Zureden, hinter ihrem Rücken herüberreichend, klopfen wollte.

Die Henne nickte langsam und blickte den Professor bedeutungsvoll an:

— Er ist ganz lila, der arme Mann!

Doch jener beruhigte sie, sie müsse das nicht so tragisch nehmen. Ihr Mann könne dabei hundert Jahre alt werden. Es spräche gar nichts dagegen. Aber sie wollte offenbar gar nicht getröstet sein, sondern redete weiter, ohne auch nur mit einem Worte auf seine Entgegnung einzugehen.

Sie hatte sich dermaßen in ihre Pläne der Zukunft hineingedacht, daß sie es fast persönlich nahm, in ihren Träumen gestört zu werden und nur noch weiter ausspann, wie Gella Hofdame werden würde — der Hof, an den sie kommen sollte, stand noch nicht ganz fest — aber dort bliebe sie nicht. Das wäre nur eine Vorstufe zur Heirat. Genau wie es die Henne gethan:

— Eine Hofdame, die nett ist, heiratet immer.

— So . . . — meinte lächelnd der Professor.

Sie fuhr fort: Gella würde eine sehr gute Mutter und Hausfrau werden. Am liebsten wäre es ihr schon, sie nähme einen Gutsnachbar aus der Prignitz, obwohl auch eine Hofcharge denkbar sei, oder ein Offizier. Dann würde er sich gut verstehen mit den Schwägern. Ein Kavallerist müßte es natürlich sein. Warum nicht ein Garde du Corps aus Potsdam? Das wäre so was. Ihren zweiten Sohn Fabian gebe sie am liebsten gleich zur Garde du Corps. Wie sie so gehört habe, wäre das Regiment schließlich auch nicht teurer als irgend ein anderes. Im Gegenteil, viel solider. Das mache schon Name, Überlieferung, Garnison in der Nähe des Hofes.

Sie wollte eben noch Georgs, des Jüngsten, Aussichten

für's Leben entwickeln, als der Kellner einen Brief brachte und der Miniſter, ſich vorbeugend, herüberrief:

— Emil, das iſt eben für dich abgegeben worden.

— Danke ſehr, lieber Onkel! — antwortete der Profeſſor und öffnete, indem er ſich artig an ſeine Couſine wandte:

— Du erlaubſt . . .

Er fragte den Diener, ob der Bote warte und ließ auf die bejahende Antwort ſagen, indem er nach der Uhr ſah, er würde in einer halben Stunde da ſein. Dann empfahl er ſich ganz leiſe bei der verdutzten Henne. Es thäte ihm ſehr leid, aber eine Schwerkranke bäte um ſeinen Beiſtand. Er hoffe in einer Stunde wieder zurück zu ſein. Darauf ging er zum Miniſter, flüſterte mit ihm und verſchwand, nachdem er noch ſeinem älteſten Sohne Fedor ein Zeichen gegeben, ſie möchten ruhig ſitzen bleiben.

Sein Verſchwinden wurde kaum bemerkt, umſoweniger als ein paar Augenblicke ſpäter jemand an's Glas klopfte, zuerſt leiſe und beſcheiden, dann aber, als nicht ſofort Ruhe eintrat, ſtürmiſcher läutend.

— Kinder, jetzt ſteigt 'ne Rede! — rief die Stiftsdame.

— Und wir wollten doch eben aufſtehn! — meinte der Graf an ihrer Seite.

Man blickte ſich um, woher das Läuten käme. Da hatte ſich auch ſchon Caeſar erhoben. Sein Geſicht lag in ernſten Falten. Nachſinnend ſtützte er ſich auf die Knöchel beider Hände. Doch er begann noch nicht und nach einigen Augenblicken Warten und Schweigen fing allmählich die Unterhaltung wieder an. Der Poltzer, der ſowieſo ärgerlich war, unterbrochen worden zu ſein, ſetzte ſeine Geſchichte vom Oberförſter Lange, der ſeine eigenen drei Teckel im Tellereiſen fing, fort,

wobei er immer seinen Sohn Fabian, den Kadetten, zum Zeugen der Wahrheit aufrief.

Aber der Schauspieler ließ sich nicht werfen, sondern klopfte an zwei Gläser, daß es wie eine Signalglocke auf der Eisenbahn klang: ping—pang — — ping—pang — — und sich die Frau des Hofchefs mit entsetztem Ausdruck die Ohren zuhielt.

Nun blickte alles auf und indem er in rednerischem Schwunge die Stimme im Umfang von vollen zwei Oktaven auf und absteigen ließ und sich dabei mit Gebärdenspiel und Handbewegungen mit Vor-, Rückwärts- und Seitwärts-Beugen begleitete, sprach der Schauspieler:

— Ein Trauerspiel ist das Leben. Hat der Klippen und Untiefen viel. Mehr noch grausige Gründe im dämmernden Licht. Tiefen, die nie ein Senkblei erlotet. Geheimnisse schlummern dort unten, von denen der schwache Mensch nicht wagt den Schleier zu lüften. Hin und her wirft uns das Leben. Zieht uns hinab in gurgelnder Strömung. Treibt uns hinauf zur Oberfläche, zum rosigen Licht der Sonne. Ungleich verteilt sind die Gaben des Glücks. Manchen zwingt sein unstätes Geschick, sich zu versagen die sichere Stätte, allein zu bleiben, seinem Genius getreu — Künstlerlos.

Von fern nur erschaut er das sichere Gestade, an das ihn führen könnte eine liebende Hand. Ihm bleibts versagt. Er muß ewig Abschied nehmen.

Und doch! Und doch locken die Rosen vom lachenden Ufer, leuchtende, brennende, glühendrote Rosen, die ihm so oft die müde Stirn gekühlt, die ihm so oft mit spitzem Dorn das Herz zerrissen.

In den Teppich seines Lebens sind sie eingewoben, in den Kranz geflochten, der ihm die Stirn umschlingt: himmlische

Rosen. Himmlisch, weil sie ihm das irdische Leben verschönt, weil sie ihm in Unrast vorgegaukelt: es giebt Ruhe, es giebt Frieden. Himmlisch, weil sie kamen von weicher, lieber Hand, ach so weich, so treu, so lieb, so wild und glühend, so verzehrend und versengend, so zart, so süß, so köstlich, so friedlich.

Weich und treu und lieb — von der Hand der Mutter.

Wild und glühend, verzehrend und versengend — weil die Geliebte sie gab.

Zart, süß, so köstlich, so friedlich — die Hand der Frau hat sie gepflückt . . . . . .

. . . . . .

Der Redner machte eine Pause und blickte sich triumphierend um. Gella an seiner Seite war ganz rot geworden und glättete die Serviette auf ihrem Schoß. Die Henne machte ein entsetztes Gesicht, sie war nach dem Anfang in Todesangst, es möchte etwas Unpassendes kommen. Eva lächelte und suchte verständnisinnig das Auge ihres Mannes, das sie traf, worauf sie unmerklich die Augenbrauen in die Höhe zog. Hermine, die Frau des Majors, sah auch ihren Gatten an und in beider Ausdruck schien zu liegen: „Der arme Kerl, er meint's ja so gut, aber die andern werden ja doch nur schimpfen.“ Die Hofchefsfrau kniff die Lippen zusammen, als wollte sie sagen: „Gott wie deplaciert!“ Caesars Schwester Luise schien bewegt zu sein. Paz blickte naiv, offen, wohlwollend und freundlich hinüber, während die Stiftsdame sich schon die Augen wischte.

Nun spielte der Redner seinen Trumpf aus und deklamierte die Verse, die er durch seine Worte hatte vorbereiten wollen mit höchstem Schwung:

— „Ehret die Frauen — sie flechten und weben — himmlische Rosen — in's irdische Leben.“

Meine Herren von Eysen: die Frauen, unsere Damen — hoch! hoch! hoch!

Die Henne atmete erlöst auf. Alles schien sich zu freuen, daß es noch so ohne Entgleisung abgegangen, und der Poltzer rief, den dicken Wanst über den Tisch erhebend, indem er sein Glas neigte:

— Famos, famos, janz famos. Hätt' ich dir jar nich zujetraut, lieber Vetter. So'n Schwung und janz poetisch. Wirklich, wirklich allerhand Hochachtung. Ich habe wahrhaftigen Gott an Schillern jedacht.

Caesar verneigte sich dankend nach allen Seiten, indem er das Zunicken als Beifall auffaßte. Sein Neffe, der Gymnasiast Fedor, der quer vor am Tisch saß, legte den Kopf zurück, daß der Kneifer senkrecht stand und fragte:

— Warum hast du nicht in Versen gesprochen?

Caesar war noch in gehobener Stimmung und antwortete dem Neffen nur kurz:

— Weil ich nicht vorbereitet war.

Der aber machte ein überlegenes Gesicht:

— Dann extemporiert man.

Doch der Schauspieler hatte die vorlaut-frühreife Antwort nicht mehr gehört: Stuhlrücken klang und man erhob sich. Der Minister hatte die Tafel aufgehoben, er fürchtete, es möchten noch mehr Reden folgen.

An den Saal stießen zwei Gesellschaftsräume, in denen nun Kaffee und Likör serviert ward. Die Herren zündeten sich eine Cigarre an und vereinigten sich bald in dem einen als Rauchzimmer ausgestatteten kleinen Saal, während die Damen bei einander blieben und ihnen nur der Hofchef, halb aus Galanterie, halb weil er den Rauch nicht mochte, Gesellschaft leistete.

Bei den Herren hatten sich verschiedene Gruppen gebildet: die jüngsten Vettern standen zusammen, während Christobald, der Leutnant, mit seiner Cigarre und Tasse Kaffee beim Minister geblieben war, der mit dem Major und Graf Eysen von der Militärvorlage sprach.

Der Primaner Fedor lehnte an einem Tisch und beobachtete schweigend.

Der Poltzer hatte seinen Bruder Ludwig in eine Ecke gezogen. Er stand ihm mit hochrotem Gesicht gegenüber:

— Ludwig wie hast du's nur glauben können, ich hätte gegen dich gewühlt. Das sieht mir doch jar nich ähnlich, fällt mir nich im Traume ein. Nur weißt du, wie der selige Vater war, hieß es eben Order parieren oder man fliegt raus. Und da du rausflogst, kannste mir's doch nich verdenken, weil ich doch junger Ehemann war und meine Frau keenen roten Heller hatte — daß ich da nich jrade wild deine Partei jenommen habe — sonst wär' ich dir wahrscheinlich per Expreß nachjeflogen. Und am Ende biste doch eben keen Engel grade jewesen . . . . .

Ernst hatte sich seinem Bruder genähert, soweit es sein Leibesumfang zuließ, und legte ihm freundschaftlich die Arme auf die Schultern.

Der Kaufmann behielt sein ernstes Gesicht, nichts deutete darauf, daß die Worte des Bruders ihm Eindruck gemacht hätten. Er sagte nur und ein etwas freundlicherer Zug erhellte seine Augen:

— Ernst, laß man gut sein. Wir Menschen ändern die Vergangenheit nun mal nicht mehr. Was gewesen ist — ist gewesen. Lassen wir es ruhen . . . . .

Und er spielte das Gespräch auf ein anderes Gebiet hinüber, indem er fragte, wo denn der Professor wäre. Der

Poltzer hatte vom Minister gehört, er sei zu einem Kranken gerufen worden. Dazu machte er ein joviales Gesicht, schüttete seinen Cognac fine champagne in die Kehle und meinte:

— Eigentlich . . an so'n Tag . . . machte ich Schicht. Da könnten meine Kranken lange schicken . . . . . im Grunde gehört er doch hierher in die Familie . . . .

Der Kaufmann zuckte die Achseln:

— Wenn die Pflicht ruft . . .

— Ach was Pflicht. . . . . Seine Pflicht ist hier. . . . . Familie repräsentieren . . . .

Ludwig schwieg, doch der Poltzer, der unter der Einwirkung des Weines manchmal streitsüchtig wurde und sich an den eignen Worten, auch ohne Widerspruch, in Kampfstimmung hineinredete, ereiferte sich:

— Er hat überhaupt keinen Ton mit mir geredet. . . . . Wie komme ich dazu, ihn anzureden?. . . Habe ich nich nötig, nicht im geringsten. Seine Pflicht, seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit hätte es sein müssen, hier auf dem Familientage zu bleiben . . . . jawoll . . . jawoll . . . . Familientag is nur alle fünf Jahre . . . und Kranke jiebts alle Tage, mehr als schön ist . . . . jawoll . . . jawoll . . . .

Er hatte in seiner gewöhnlichen Weise viel lauter gesprochen als notwendig war.

Da trat plötzlich Fedor einen Schritt vor, strich sich die Strähnen aus der Stirn und sagte höhnisch:

— Mein Vater weiß sehr wohl, was seine Pflicht ist!

Der Poltzer blickte sich erstaunt um, woher die plötzliche Anrede käme, aber Fedor ließ ihm keinen Zweifel. Er setzte seinen Kneifer zurecht, trat ganz nahe heran, die Hände auf dem Rücken ineinandergelegt, das Haar im Nacken über den hochgerutschten Kragen hängend, dessen Knopf hinten aufgegangen war:

— Mein Vater hat einen Beruf, der vielleicht für manchen Anderen schon deshalb unmöglich ist, weil er nicht die erforderlichen Kenntnisse erwerben kann. Aber abgesehen von dem Wissen, erfordert der Beruf des Arztes — wenigstens im edlen Sinne aufgefaßt — eine Entsagung und Selbstaufopferung, deren Größe jemand wohl nicht ermessen kann, der einen Familientag für wichtiger hält als ein Menschenleben. Denn um ein Menschenleben handelt es sich immer, wenn Papa gerufen wird. Wenn andere nicht mehr zu helfen wissen, dann wird Papa geholt als ultima ratio . . . . .

Der Jüngling hatte in rasendem Redefluß gesprochen, sodaß ihn niemand unterbrechen konnte. Alle waren ganz erstaunt. Am meisten der Poltzer, der sich aber sofort faßte, den Neffen lächelnd betrachtete und ihn mit mächtig tönender Stimme unterbrach:

— Junge, du redest ja wie'n Buch. Und noch janz frisches Latein . . . na man merkt, daß de noch de Schulbank drückst, lieber Neffe!

Aber das dürre Kerlchen, dessen graue Hosen zu kurz waren und unten seine Knöchel umstanden wie der Glockenrand den Klöppel, richtete sich wütend auf gleich einem Hahn beim krähen:

— Vor dem Alter eo ipso Achtung zu haben, halte ich für ganz unangebracht. Man soll die Jahre wägen und nicht zählen . . . . .

Doch da stürzte plötzlich Christobald herbei und rief:

— Achtung vor deinem Onkel, zum Donner nochmal.

Er blickte Fedor wütend an, doch der antwortete nur höhnisch:

— Onkel? — Nur beim Familientage, sonst sehen wir uns ja doch nie . . . .

Da ließ sich der Leutnant hinreißen:

— Gott sei Dank.

— Ja, das sage ich auch. Wir pfeifen überhaupt auf die ganze Familie!

— Warum seid ihr denn dann hier? Hoho!

— Auf Wunsch meines guten, lieben, vielzugutен Vaters . .

Mit einem Male schlug der junge Mensch die Hände vor's Gesicht. Der Kneifer fiel herab, und Fedor begann am ganzen Leibe zu zittern. Er schluchzte, ließ die Hände sinken, blickte dann plötzlich um sich, tastete nach dem Augenglase, setzte es auf und rief seinen Brüdern etwas theatralisch zu:

— Kommt, hier haben wir nichts mehr zu suchen.

Dann entfernte er sich, ohne sich umzusehen, und Josef wie Robert, der Unterprimaner und der Tertianer, folgten ihm; der Jüngste, ohne eigentlich zu wissen warum.

Christobald lachte, doch sein Vater untersagte es ihm:

— Mein Sohn, der Klügere giebt nach.

Und Christobald kam sich sehr groß vor — der Klügere zu sein.

Die Herren hatten ganz erschrocken der sich mit größter Schnelligkeit abspielenden Szene beigewohnt. Der Major wollte dem davonstürmenden Neffen nach, doch der Minister nahm ihn beim Arm:

— Lasse ihn nur, Rudolf . . .

— Das geht aber doch unmöglich so . . .

Aber der Minister sagte bloß:

— Meinst du, sie könnten jetzt wiederkommen? — Nun ist es zu spät. Die Karre ist einmal verfahren. Es hätte gar nicht soweit kommen dürfen. Ich merkte es nur zu spät, aber man kann doch nicht seine Augen überall haben.

Der Poltzer, obgleich der eigentlich Betroffene, war gut-

mütig, halb fühlte er auch, daß er durch seine Äußerung die Veranlassung gewesen, so suchte er den Neffen zu entschuldigen:

— Ich glaube der Fedor war betrunken. Habt ihr das zuletzt gesehen? Die reine Komödie. Mir schien's fast, als ob er flennte, der Bengel.

Endlich gab der Minister das letzte Wort. Er nannte das Benehmen des Jünglings eine „jugendlich-ungestüme Taktlosigkeit". Damit war das Vorkommnis, das doch die Gemüter einigermaßen erregt, abgethan. Die Herren setzten sich in eine Gruppe zusammen, der sich die Kadetten als äußere Glieder anschlossen. Man empfand das Fehlen der drei Schüler nicht, ja es schien sogar, als wäre nun eigentlich erst so recht das Einvernehmen hergestellt, denn die Gymnasiasten hatten bisher nur als Statisten dabei gesessen.

Man wartete auf die Wiederkunft des Professors, die der Minister erhoffte, um das unliebsame Vorkommnis von vorhin wieder in's Gleis zu bringen — aber der Erwartete kam nicht, und schließlich erschienen die Damen, eine nach der andern, in der Thür. Sie hatten sich über Kinder, Dienstboten, Verwandtschaft, Preise, Läden, billige Quellen, Kleider und Männer ausgesprochen. — Der Hofchef, der auch nichts Neues mehr wußte, gähnte ein paarmal verzweifelt — kurz der Abend hatte seinen Höhepunkt überschritten.

— Wie wärs mit einem Lokalwechsel? — schlug der Minister vor; aber die Damen schienen keine Lust zu haben. Gella wäre zwar gern noch in's Café Bauer gegangen, für sie etwas ganz „Gewagtes", sozusagen die Quintessenz aller Genüsse Berlins, doch ihre Mutter „drängte nach dem Stalle", wie es der Poltzer nannte.

Aber erst nahm die Henne noch langen Abschied von jedem Einzelnen, am gerührtesten und längsten von den beiden

Kadetten. Die mußten nach Lichterfelde und Potsdam zurück, denn sie hatten nur für heute abend Urlaub bekommen, und es war schon höchste Zeit.

Christobald sollte sie „verladen".

— Nimm nur lieber 'ne Droschke, aber erster Güte sonst kommen die Jungens noch zu spät! — rief der Poltzer ihnen nach, und die Stiftsdame brummte:

— Als ob der überhaupt in 'ner zweiter Güte fahren würde!

— Aber man muß es wenigstens sagen. Erziehungsprinzip.

— Aha! Hat aber keinen praktischen Wert.

— Aber idealen.

— Du bist aber doch sonst gar nich für's Ideale, lieber Ernst.

— Zeige ich bloß nich, liebe Elisabeth.

— Das ist wohl auch Erziehungsprinzip . . . verehrter Bruder?

— Selbstzucht, verehrte Schwester.

— Aha! Herz von Eisen . . .

Die Unterhaltung hätte noch lange so fortgehen können, wäre nicht Ludwig mit seiner Frau zu den Geschwistern getreten:

— Paz ist müde. Wir wollen uns zurückziehen . . .

Und die schöne junge Frau gab einem der Verwandten nach dem andern die Hand mit all ihrem Liebreiz, ihrer Holdseligkeit und ihrer Herzlichkeit, die schon längst die ganze Familie gewonnen hatte. Sie küßte die Damen, und als sie mit ihrem elastischen, graziösen Gang zur Thür schritt und ihre schöne Figur verschwunden war, hatte man den Eindruck, als wäre Kälte eingetreten, wie die Augenblicke kurz nach dem

Untergang der Sonne, wo ein eisiger Hauch vor Herannahen der Nacht die Natur durchzieht.

Der Kaufmann war noch zurückgeblieben. Mit unerschütterlichem Ernst hatte er den Brüdern Lebewohl gesagt, kaum freundlicher der Schwester, denen er allen nur die Hand gab. Nur als er sich beim Major und dessen Gattin empfahl, hellten sich seine Züge auf.

Zuletzt verabschiedete er sich vom Minister. Dabei wurde er wärmer. Doch als der alte Herr fragte:

— Wann sehen wir uns morgen? — antwortete Ludwig bedauernd:

— Wir fahren morgen früh mit dem Schnellzuge nach Hamburg zurück. Meine Frau will die Kinder nicht so lange allein lassen, und ich habe dringende Geschäfte . . . .

— Aber ihr kommt doch gewiß einmal wieder nach Berlin?

Er wich aus:

— Natürlich Onkel möchte ich einmal deinen so liebenswürdigen Besuch erwiedern. Sonst zöge mich allerdings nichts hierher. Ich mag Berlin nicht.

— Dann aber nach Krohberg . . . . im Sommer.

— Wenn es irgend möglich ist gern. Noch einmal vielen Dank.

Damit folgte er seiner Frau. Der Minister blickte ihm einen Augenblick nach, dann kam der allgemeine Aufbruch. Zuerst zogen sich Graf und Gräfin Eysen zurück. Sie hatte vollauf genug und freute sich so sehr, daß es zu Ende war, daß sie dem Schauspieler fast strahlend Gute-Nacht wünschte, worauf ihr der mit Überschwang die Hand küßte.

Der Major brachte seine Frau nach Haus; sie wohnten im Westen: in der Courbièrestraße. Aber er hatte ver-

sprochen noch einmal zurückzukehren, um die anderen im Café Bauer zu treffen. Auch Christobald sollte, nachdem er erst Civil angelegt, dorthin kommen.

Doch als schließlich der Minister, der Poltzer und das Hofchefpaar allein waren — denn auch Luise hatte sich still empfohlen, wie sie gekommen, die Stiftsdame geräuschvoll nach ihrer Art — erklärte Frida, sie sei müde, und Fabian meinte plötzlich, auf einen bezeichnenden Blick von ihr, daß er lieber gleichfalls im Hotel bleiben wolle.

In Wirklichkeit wären sie beide gern mitgekommen, denn die Frau konnte nie genug haben, mußte immer alles nur irgend Mögliche mitmachen, aber sie wollten sich nicht gern mit Caesar, dem Schauspieler, in der Öffentlichkeit zeigen. Der war zwar verschwunden — er hatte irgend einen geheimnisvollen Gang vor, bei dem er nicht ungern ein Stelldichein mit einer Dame vermuten ließ — aber auch er hatte versprochen, in's Café Bauer nachzukommen.

So gingen denn der Minister und der Poltzer allein.

Als sie auf die Straße traten, um die wenigen Schritte vom Römischen Hof quer über die Linden zum Café Bauer zurückzulegen, schlug ihnen die Luft so warm entgegen, daß der alte Herr, tief die Milde einatmend, die nach dem Tabaksrauch etwas Belebendes hatte, sofort zu seinem Neffen sagte:

— Wir setzen uns auf den Balkon. Das wird wundervoll.

Als sie oben im ersten Stock, an der Friedrichstraßenecke, an einem kleinen Marmortischchen Platz genommen hatten und auf Straßenleben und Nachttreiben hinunterblickten, meinte Ernst seufzend:

— So was haben wir nun freilich in Poltze nich!

Der Minister nippte an seinem Glase Pilsner Bier:

— Dafür aber manches, das es eben hier nicht giebt,

zum Beispiel: Ruhe, Abendfrieden und das Gefühl, auf eigner Scholle zu sitzen.

Der Gutsbesitzer schob seinen Hut in den Nacken und kratzte sich die gerunzelte Stirn:

— Ganz schön, aber wie lange werden wir drauf sitzen? Wer weiß ob's nicht schon in der nächsten Generation der Jude hat!

— Wie kannst du so was sagen!

— Ja, wie? Es ist so! In die Höhe kommen wir doch nicht mehr. Wie sollen wir denn was verdienen, wieso denn? Woher denn? Zurücklegen kann ich nicht. Was Poltze eingebracht hat, ist schon beim seligen Vater draufgegangen — und manchmal mehr. Du weißt ja, daß meine selige Mutter nichts mitgebracht hatte — genau so wie Fabians Frau. Die Vilberge haben ja alle nichts. 's ist das reine Elend: was Vilberg heißt, hat eben nischt! Ich muß ja ganz ruhig sein, meine Frau ist ja auch nicht reich jewesen, aber wir haben uns doch eben lieb gehabt. Man sieht ihrs ja nicht mehr an, daß sie vor zwanzig Jahren 'ne beauté war. Aber . . aber du kannst's ja bezeugen . . . Also das steht auf'n ganz anderm Blatt, aber Fabian — nee. Seine Cousine muß er heiraten, bei der er doch ganz jenau weiß, was se hat! Das heißt, daß se eben 'ne Vilberg ist. Na und außerdem — seine Cousine heiratet man doch nich. Von Liebe kann doch da keene Rede sein, wenn man se von klein auf kennt. Und dann weißt du wegen der Inzucht. Keen Pferdezüchter macht ja so was . . . Na, das sage ich dir, meine Jungen sollen mal weder ihre Cousine heiraten, noch 'ne Hofdame. Wen se heiraten is mir schnuppe, und wenn's 'ne Mulattin ist und Tohuwabohu heißt, nur Knöppe muß se haben!

Der Minister hatte ihm belustigt zugehört, manchmal nur

runzelte er die Stirn. Er konnte des Poltzers Ansichten nicht teilen, aber er vermochte ihm nicht böse zu sein und sagte nun bloß, indem er dem Neffen die Hand auf den Arm legte:

— Ernst, bitte, ereifre dich nicht so, nebenan sitzen auch noch Menschen.

Der Poltzer aber antwortete:

— Das können die Leute hören. Ist alles meine Ansicht. Ich kann jedes Wort schriftlich geben.

— Na, na! Gleich 'ne Mulattin?

— Ludwig hat doch auch so 'ne Bunte mitgebracht.

— Eine Creolin . . .

— Na ja . . . jedenfalls is es doch 'ne Bunte — also!

Sie sprachen von Paz. Der Poltzer war ganz begeistert, so was wünsche er sich für Christobald. Während er weiter von seiner Schwägerin schwärmte, die er dabei unausgesetzt „die Bunte" nannte, kam er doch allmählich von seinem Thema ab und fing an Pläne zu schmieden für die Zukunft — genau wie seine Frau.

Aber er hatte eine bestimmte Absicht dabei: er wollte von der Zukunft der beiden Kadetten reden, um möglicherweise herauszubekommen, ob der Minister, wie beim Ältesten, etwas thun werde, um ihnen das Dienen bei der Kavallerie zu ermöglichen. Doch jener verstand sofort, worauf der Poltzer steuerte. Er blickte den Neffen scharf an:

— Wenn du so klagst, werden wohl Fabian und Georg bei der Infanterie eintreten müssen.

— Ja, ich kann's nicht schaffen. Ich kann's nicht . . .

Das war zu deutlich. Der Minister antwortete daher durch einen Scherz abwehrend:

— Wenn die beiden erst ihre Mulattinnen heimgeführt

haben, vielleicht zwei Schwestern Tohuwabohu, können sie sich ja zur Kavallerie versetzen lassen!

Der Poltzer fing dermaßen an zu lachen, daß er ganz dunkelrot wurde und der Sherry-Cobler, der vor ihm stand, überschwappte.

Da trat, einen Augenblick darauf, ein baumlanger Herr mit mächtigem, rotblondem Schnurrbart, der ihm aus den Nasenlöchern zu wachsen schien, an den Tisch. Er lüftete ein winziges Hütchen, das auf dieser Gestalt lächerlich aussah, und sagte in tiefstem Baß mit so dröhnender Stimme, wie die des Poltzers selbst:

— Det Lachen kenne ick doch.

Der Poltzer drehte sich herum:

— Vindelow, hol mich dieser und jener . . .

Der Poltzer sprang auf. Sie lachten sich beide an mit fürchterlichem Getöse, schüttelten sich die Hand, und ehe sie weiter sprachen, beugte sich der Vindelow genannte zu Ernst:

— Willst du mich bekannt machen . . .

— Herr von Vindelow — mein Onkel Excellenz Eysen.

Der Minister erhob sich und setzte sich wieder. Herr von Vindelow sprach weiter mit dem Poltzer. Er hatte bei der Vorstellung gar nicht auf den Namen gehört. Nun schlug er vor, der wiedergefundene Freund solle doch einen Sprung an ihren Tisch herüberkommen. Dort säßen lauter alte Bekannte.

Der Poltzer zögerte; doch in dem Augenblick erschien Rudolf, der Major — das entschied, und er ging, indem er sagte, er käme gleich wieder. Ein wenig hatte er sich auch geärgert, daß der Oheim auf seinen Kavallerieplan nicht anbiß.

Wenn er auch der Älteste war, Minister gewesen und der reichste — es war ganz gut, man machte ihm nicht gar zu

viel weis. Es schadete nichts, wenn er's jetzt vielleicht etwas merkte.

Der Major hatte gleichfalls bürgerliche Kleidung angelegt, ein ‚Räubercivil', dem man es anmerkte, daß es schon seit Jahren seine Dienste that.

Er nahm neben dem Minister Platz, der sagte:

— Christobald soll auch noch kommen!

Rudolf lächelte:

— Das glaube ich kaum. Ich habe ihn eben auf der Friedrichstraße gesehen. Er schien sehr beschäftigt.

— Aha! Na wir sind auch jung gewesen — meinte der alte Herr, dem alles Pharisäertum fremd war und fragte, was sein Neffe trinke.

— Bier am liebsten, wenn du erlaubst, Onkel!

Er bestellte. Sie schwiegen eine Weile. Von unten klang der Lärm der Straße herauf. Gelb glänzte das Licht der Gaslaternen, die man in langer Kette die Linden hinunter verfolgen konnte. Als dunkle Riesenschatten standen die Baumreihen ihnen gegenüber. Wo breite Lichtmassen aus den Häusern auf die Blätter fielen, konnte man die grüne Farbe erkennen, hier und da schon herbstbraun durchsetzt. Droschken und Omnibusse rasselten vorüber. Man hörte das Klappern der Hufe, einen Anruf, ein „Heh" von den Kutschern, dann wieder den kurzen, schnoddrigen Ton der Schutzmänner an der Ecke, die an der Straßenkreuzung den Wagenverkehr regelten.

Unten, vor dem Café, stritten sich ein paar Herren, den Cylinder schief auf dem Kopf. Man vernahm ab und zu ein Wort. Es schien sich darum zu handeln, wer die Droschke bezahlen sollte, mit der sie vorgefahren. Der Kutscher, der noch auf dem Fahrdamm hielt, machte, indem er die Schultern

in die Höhe zog und den Mund herab, ein Gesicht, als wollte er sagen: ‚Von wem ich das Geld kriege, ist mir einerlei, wenn ich's nur überhaupt kriege.' Man konnte im strahlendhellen Licht, das aus dem Café fiel, deutlich sein Gesicht erkennen.

Die beiden Verwandten oben auf dem Balkon hatten den Vorgang genau verfolgt, und der Major sagte plötzlich, als spräche er laut den Schluß seines ganzen Gedankenganges aus:

— Das verdammte Geld! Immer das Geld!

Doch der Minister, der sich vorbeugte, um unten dem Streit zuzusehen, meinte, halb den Kopf zu seinem Begleiter wendend:

— Weniger das unschuldige Metall, als die schuldigen Menschen.

— Du magst wohl recht haben — aber ich wenigstens bin ganz zufrieden mit meinem Lose. Ich mußte mich schinden als junger Offizier, um überhaupt durchzukommen, aber ich glaube, das hat mich vor vielem bewahrt. Es zwang mich zur Arbeit. Ich hatte weder Geld noch Zeit mich zu amüsieren. Ich glaube, meine Dürftigkeit ist ein Segen für mich gewesen. Das Einzige . . . das Einzige . . .

— Nun, das Einzige?

— Wenn ich was gehabt hätte, hätte ich meine Mine eher heimgeführt. Fünf Jahre Brautstand, das ist doch etwas lang!

Da ward der Minister fast böse:

— Rudolf, Rudolf, daran bist du aber selbst Schuld. Habe ich dir nicht immer helfen wollen?

Doch der Major beruhigte ihn:

— Du bist immer so gut und generös, Onkel. Aber es ist eben mein Stolz, keinem Menschen auf der Welt etwas zu

verdanken. Ich muß alles selbst schaffen, sonst wäre ich, glaube ich, totunglücklich! Was du heute in deiner Rede gesagt hast: jeder von uns soll für seine Person sich erst wieder seinen Adel verdienen! Ich habe mich so gefreut über das Wort!

Da kamen sie darauf, vom Adel zu sprechen, von ihrer Familie, von dem heutigen Tage.

Sie hatten schon lange miteinander geredet und immer kehrte der Poltzer noch nicht zurück. Endlich stand der Major auf, um nach dem Tisch zu sehen, wo die Herren saßen, die ihn vorhin gerufen. Der Tisch war leer. Offenbar war Ernst mit den anderen davongegangen.

So blieben die beiden Verwandten allein sitzen. Manchmal sprachen sie minutenlang nicht und rauchten stumm. Die Zeit verstrich; immer einsamer wurde es an den Nebentischen. Es war frisch geworden, aber sie schienen es nicht zu merken. Das Leben Unter den Linden hatte fast aufgehört, nur auf der Friedrichstraße trieben sich noch die Nachtbummler herum, aber es fuhren fast keine Droschken mehr. Der Lärm des nächtlichen Straßentreibens erstarb mehr und mehr.

Am Himmel flimmerten und flirrten die Sterne.

Der Minister hatte lange über die Wipfelkronen der Linden hinauf zum Firmamente geschaut. Nun sagte er plötzlich, als hätte der Anblick des Ewigen dort oben ihm die eigene Vergänglichkeit nahe geführt:

— Wenn ich heute den Weg überdenke, den wir auf dieser Erde zurückgelegt, so bin ich ganz stolz auf meinen Namen und habe das Gefühl, als könnte ich mit dem Bewußtsein die Augen zuthun: die Eysen, die nun bald achthundert Jahre ausgehalten haben und nicht totzukriegen gewesen sind, werden schon auch noch zweihundert Jahre länger halten, damit das Tausend voll wird! — Denke einmal: tausend Jahre! —

Tausend Jahre Geschichte! Tausend Jahre in Ehren oben gewesen!

— Daß wir nur auch oben bleiben! — antwortete ernst der Major.

Der alte Herr war tief in Gedanken. Er lächelte vor sich hin und rieb sich langsam die Hände.

Es war zu kalt geworden zum Draußen-sitzen. Nun, wo das Gespräch zu Ende, spürten sie es erst.

Während sie gingen, sagte der Minister:

— Ich erlebe ja den nächsten Familientag nicht mehr. Nein nein, keine Liebenswürdigkeiten. Ich hoffe ihn sogar nicht mehr zu erleben. Ich will nicht so alt werden . . .

Als sie langsam die nun verödet daliegenden Linden hinabschritten, dem Brandenburger Thore zu, schob der alte Herr seinen Arm in den des Majors, indem er mit schelmischem Lächeln, fast wie ein junges Mädchen, sagte:

— Und doch, und doch, ich wüßte gern, was aus all den jungen Eysens wird!

## 2.

Den Winter 1880/81 traf es sich, daß fast die ganze Familie Eysen in Berlin vereint war:

Graf Eysen bewohnte wie immer sein „Palais" am Pariser Platz. —

Der Minister hatte ein Stockwerk in der Voßstraße schon

seit Jahren inne — er ging erst zur milden Jahreszeit nach Schlesien auf die Güter. —

Die Stiftsdame lebte überhaupt in Berlin, draußen in der Motzstraße am Nollendorfplatz und hielt sich nur jedes Jahr einmal vier Wochen im Stifte Vintze, bei Neu-Ruppin auf. Das mußte sie statutengemäß, schandenhalber, wie sie sagte. —

Der Professor wohnte am Lützowplatz — nicht weit vom Major — und auch Luisens Mann: Hauptmann außer Dienst von Aufschläger war vom ersten Januar ab nach Berlin versetzt, während er bisher die Geschäfte seiner Versicherungsgesellschaft in Frankfurt an der Oder wahrgenommen.

So fehlten nur der Poltzer, der Hofchef und der Schauspieler.

Cacsar war am Hoftheater von Ballenstedt verpflichtet; die Stiftsdame pflegte das zu nennen: Zu Gunsten der Familie in Ballenstedt kaltgestellt. Dort spielte er unter dem Decknamen Herr von Ley die jugendlichen Liebhaber, und niemand außer einigen Eingeweihten ahnte in ihm den Freiherrn von Eysen und Ley.

Fabian, der Hofchef, lebte in Sarnheim in der Rheinprovinz auf dem Besitz seines Fürsten, der einst reichsunmittelbar, nun auf seinen weitläufigen Herrschaften ein thatenloses Jägerdasein führte, aus dem er sich nur wenig herauswagte in steter Besorgnis, von anderen Fürstlichkeiten nicht für voll angesehen zu werden.

Nach Berlin kam er nicht. Der Draht nach der Reichshauptstadt war abgerissen, seitdem, auf Bismarcks Veranlassung, für die Teilnahme des Fürsten am 1870er Feldzuge als Schlachtenbummler im großen Hauptquartier gedankt worden war.

Aber der Polzer ging mit großen Plänen um und an einem der wenigen Herbsttage, an denen er keine Jagd in Aussicht hatte, rief er die Henne nach dem Essen in sein Zimmer und sagte:

— Alte, da setze dich mal her. Gella wird doch nicht kommen?

— Gella schläft.

Da erhob er einen mächtigen Lärm und erklärte mit viel Worten und großer Aufregung, daß es ein Unfug wäre, am Tage zu schlafen, das habe er schon tausend Mal gesagt. Doch seine Frau erwiderte ganz ruhig und ergeben, ohne sich durch sein Schreien aus der Fassung bringen zu lassen:

— Lieber Ernst, Gella ist blutarm, und was man da jetzt für sie thut, kommt ihr später zu gute.

Doch er wollte nichts davon wissen und behauptete, die Tochter seit Monaten nicht so wohl aussehend gefunden zu haben. Seine Frau antwortete:

— Gott gebe, daß es so wäre!

Aber sie zuckte die Achseln und machte ein Gesicht, als meinte sie im stillen, Gella wäre schon halb aufgegeben. Das ärgerte ihn, und da er wußte wie glühend Frau und Tochter wünschten, einmal einen Winter in Berlin zu verleben, platzte er sofort mit dem heraus, was er hatte sagen wollen:

— Weißt de, das ist aber sehr schade, denn eigentlich wollte ich dir vorschlagen, den Winter nach der Metropole der Intellijenz zu ziehen . . .

Augenblicklich lenkte sie ein:

— Lieber Mann, so ist nun doch ihr Zustand nicht, daß das nicht ginge. Im Gegenteil, ich bin der festen Überzeugung, es wäre für unsere Tochter sehr gut . . . Das bringt sie auf

andere Gedanken, regt sie an, und dann haben wir doch auch sozusagen eine Verpflichtung dazu — die Verpflichtung für unserer Gella Zukunft zu sorgen. Wer weiß, ob sie hier in Poltze einen Mann bekäme. Jedenfalls bliebe das immer noch, wenn's ja in Berlin nicht glücken sollte. Und dann: sie muß doch ausgegangen sein. Das kommt in erster Linie. Sie muß an Hof. Es ist — es ist unsere Pflicht! Wir Eltern würden einfach etwas versäumen und wer weiß, ob wir uns nicht später einmal Vorwürfe zu machen hätten, denn ein Mädchen aus guter Familie muß am Hof gewesen sein. 's ist nicht nur wegen der anderen, finde ich, sondern es ist auch wegen unserer Gella. Sie sieht doch dann Menschen aus unseren Kreisen, die ihr vielleicht einmal nützlich sein können, sie hört was, kommt raus, knüpft Verbindungen an. Und dann überhaupt: es gehört sich so; wenn man einen alten Namen trägt, hat man eben auch Verpflichtungen . . . ja . . . ja . . . ja . . .

Die Henne redete immer leiser, vor sich hin und schloß mit einem mechanischen: ja . . . ja . . . ja . . . Ihre Gedanken waren schon während der letzten Sätze entflohen. Sie überlegte, in welchem Stadtviertel sie wohnen könnten oder müßten, dachte an die Kleider für sich und die Tochter, wem sie Besuch zu machen hätten, wie sich der Verkehr mit den Verwandten gestalten möchte und dergleichen. Endlich schloß sie als reines Lippenwerk, weil sie sich angewöhnt, zu jeder Kleinigkeit den lieben Gott zu bemühen:

— Gott wird unserem Kinde schon Gesundheit und Kraft geben . . . ja . . . ja . . . ja.

Der Poltzer platzte plötzlich heraus, fing unbändig an zu lachen, sprang in der Stube herum und schlug mit der Faust auf den Tisch:

— Det is wundervoll, wundervoll, se weeß jar nich mehr, wat se eejentlich quasselt.

Die Henne war zwar beleidigt, aber wegen der schönen Aussicht, nach Berlin zu kommen, wollte sie es doch mit ihrem Manne nicht verderben. Wenn sie sich jetzt gezankt hätten, würde vor morgen nicht wieder mit ihm über die Sache zu reden sein, und so lange konnte sie es nicht aushalten.

Deshalb verzieh sie großmütig und ging sogar hinauf, die blutarme, schlafbedürftige Gella zu wecken, wobei ihr der Poltzer nachrief:

— Setze deiner Tochter Leben nich aufs Spiel — laß se schlafen.

Eines Tages fuhren also die Poltzer nach Berlin, um eine Wohnung zu suchen. Die Henne hatte einen Augenblick den durch nichts gerechtfertigten Gedanken gehabt, sie würden im Gräflich Eysenschen Palais am Pariser Platz wohnen können, aber Ernst hatte es ihr sofort ausgeredet. Daran sei gar nicht zu denken: nassauern wolle er nicht, sich aufdrängen auch nicht. Er ward beinahe böse über diese Idee.

Seine Frau sagte nichts. Warum sollte man nicht einen kleinen Vorteil mitnehmen? Da dachte sie nun anders.

Aber alle ihre Pläne von Vorteil und Billigkeit machte sie selbst dadurch zu schanden, daß sie mit den möblierten Wohnungen, die Ernst ausgesucht, nicht zufrieden war. Sie wollte in einer fashionablen Gegend, nicht so „weggesetzt" wohnen, wie er, der sogar in einem Vorort mieten wollte, weil es dort mehr wie auf dem Lande war, frei und offen.

Sie fanden schließlich ein geeignetes Haus am Schiffbauerdamm, das dem Poltzer gefiel, weil es kein Gegenüber hatte und der Henne paßte, wegen eines riesigen Salons in der Mitte, den sie bei der Lage der Zimmer mitnehmen

mußten, obwohl er den monatlichen Mietzins um fünfzig Mark erhöhte. Aber die Henne hatte ihre geheimen Pläne damit, und als Ernst anfing, Witze darüber zu machen, Gella solle wohl Reitstunde darin nehmen, oder sie könnten ja darin immer nachmittags von vier bis fünf Croquet spielen, sagte endlich die Henne ganz verächtlich von oben herab:

— Der wird uns noch viel Geld sparen: wenn wir uns für die Einladungen revanchieren müssen, brauchen wir nicht erst im Englischen Hause oder sonstwo teure Räumlichkeiten zu mieten, sondern wir kochen zu Haus, essen und trinken zu Haus und tanzen zu Haus! Nicht wahr, Gella?

Das junge Mädchen war so glückselig über all das Neue, all die große Welt, die ihr bevorstand, daß es nur im Tone vollster Überzeugung mit einem Seufzer aus tiefster Brust sagen konnte:

— Ja, Mama!

So entschieden sie sich denn für die Wohnung am Schiffbauerdamm mit der „Reitbahn", wie der Poltzer von nun an immer sagte, wenn der große Salon bezeichnet werden sollte. Sie richteten sich möglichst häuslich ein, aber um es gemütlich zu haben, fehlte doch manches Stück. Die Henne ließ sich eines nach dem andern aus Poltze kommen. Beinahe jeden Tag erschien per Fracht ein Stuhl, eine Decke, Porzellan, Bratpfannen, Gläser, Photographie-Albums, Vasen, kurz alle erdenklichen Gegenstände, die die Familienmitglieder gewohnt waren, seit Jahren um sich zu sehen.

Es wurde förmlich zur Krankheit. Wenn der Poltzer, dem es überhaupt in der Stadt nicht geheuer war, einen Abend nichts Besonderes vor hatte, so langweilte er sich fürchterlich, und da fiel ihm ein, daß er schon längst einmal die alten Wirtschaftsbücher hatte durchsehen wollen, wozu er zu

Haus nie Zeit gefunden. Nun ließ er sofort den alten Koffer kommen, in dem er sie auf der Bodenkammer vermutete. Und zwar bestellte er, weil er sich vor einem zweiten solchen „ledernen Abend" fürchtete, die Absendung telegraphisch.

Das nannte er dann, um die unnütze Ausgabe vor sich selbst zu entschuldigen: „Ein paar Märker, die sich noch hundertfach mal verzinsen werden. Denn bei der Arbeit läßt sich übersehen, wo im Wirtschaftsbetriebe gespart werden kann — vernünftig gespart — um den Winteraufenthalt in Berlin 'rauszuschinden."

Als aber nun mit Eilfracht der Koffer erschien, ein Ungetüm von seligen Großvaters Zeiten, in Seehundsfell, borstig, hier und da abgeschabt und zerfressen wie eine alte Rehdecke, fand es sich, daß natürlich gerade das wichtigste Buch, das die Belege über den Getreideverkauf enthielt, nicht dabei war. Nun lohnte es sich gar nicht anzufangen, denn so hatte die Geschichte eigentlich keinen Zweck.

Aber es war auch nicht so schlimm, denn die Abende, an denen nichts los war, zählten nicht gar so häufig. In den ersten Wochen nun schon gar nicht. Der Poltzer hatte sofort seinen alten Freund Vindelow aufgesucht, und mit dem und dessen näheren Bekannten traf er sich fast täglich.

Sie gingen in's Theater, zwar nicht in gute Stücke, denn die langweilten den Poltzer, aber dafür in Possen, Volksstücke, Operetten.

Natürlich mußte Gella mit, und die Henne zitterte jedesmal, wenn sie im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater saßen und der Komiker ein Couplet vortrug, es möchte unpassend sein. Das war denn auch recht oft der Fall, oder die Poltzin fand es wenigstens. Dann gab es immer eine große Scene.

Am liebsten wäre die Henne jedesmal, nur für die Dauer

des Couplets, hinausgegangen, um nach dessen Erledigung zurückzukehren. Aber ihr Mann pflegte zu sagen, wobei er, der kleine Anspielungen nicht ungern hatte, seinem Freunde Vindelow einen bezeichnenden Puff gab:

— Wenn ihr so hinauslauft, so denkt man, ihr habt was anderes nötig . . .

Dann wollte er sich ausschütten vor Lachen und ward ganz lila, wovor seine Frau solche Angst hatte. Die Henne aber antwortete mit ruhiger Würde, indem sie einen gottergebenen Blick zum Himmel schickte, verächtlich die Mundwinkel herab, die Schultern aber heraufzog:

— Ernst, bitte, vergiß nicht, daß du eine erwachsene Tochter hast.

Er lachte dann mit Herrn von Vindelow, während die Henne mit dessen Frau, einer unscheinbaren, kleinen Blondine, die immer einen Ausdruck hatte, als bäte sie um Entschuldigung für ihr Dasein, sich verständnisinnig ansah. Ihre Blicke sollten heißen: Gott, diese Männer! Einer wie der andere!

Wenn die Herren zusammen in ein Spezialitätentheater gingen, blieben die Damen zu Haus. Sie konnten den Rauch nicht leiden, und die Henne hielt das „Brettl" beinahe für sündhaft.

An solchen Abenden sagte sie sich dann mit Gella bei einem der Verwandten an. Regelrechte Besuche hatten sie noch nicht gemacht. Die Henne war außer sich darüber, sie erklärte das verschiedentlich für durchaus notwendig und quälte ihren Mann fast täglich damit. Aber er war vor der Hand wenigstens noch nicht dazu zu bringen. Erst wollte er sich gut unterhalten. Erst einmal alles durchkosten, alles sehen und mitmachen.

Eines Abends hatten sie wieder das Friedrich-Wilhelm-

städtische Theater besucht und „Pariser Leben" gesehen. Als sie nun nach der Vorstellung in der „Reitbahn" Thee tranken und sich die Henne im stillen verschwor, nie, aber auch nie wieder in eine Operette mit Gella zu gehen, weil diese das Lied der kleinen Handschuhmacherin so reizend gefunden, hielt sie es für an der Zeit, nun einmal mit dem Besuche-machen durchzudrücken, und sagte, während sie den kalten Aufschnitt weitergab:

— Ich bin heute nachmittag Eva begegnet. Sie fuhr an uns vorbei und machte ein ganz sonderbares Gesicht, so wie „so da seid ihr also, sieht man euch auch einmal?" Sie muß es übel nehmen, daß du noch nicht dagewesen bist. Sie, bei der wir eigentlich wohnen sollten . . .

Der Poltzer lachte laut auf:

— Das heißt, das sagst du mit dem Wohnen, sie hat nie 'n Ton von jesagt. Du hast eben 'ne kolossale Einbildungskraft, Adelheid! Ich kann jetzt noch nich! Wir kommen noch zeitig genug hin. Was Gella? Hör mal Gella, weißt du noch? — Der Baron Guntermark, oder wie der Kerl hieß, der war doch gottvoll! Das is 'ne famose Leistung von dem Mann! Hat mir imponiert, muß ich sagen . . . Weißt du . .?

Dabei war er aufgestanden, lachte, daß die Reitbahn dröhnte, und nun machte der dicke Mann Schwimmbewegungen — eine Art Kopfsprung und rief dabei mit halbem Versuche zu singen in preußischem Ton:

— Stürz' mich in den Strudellll, Strudellll rin . . .

Gella lachte halb in der Erinnerung, halb über ihren Vater aus Herzenslust, aber die Henne war böse und redete kein Wort mehr an dem Abend.

Das konnte der Poltzer nicht vertragen. Zank und Streit war ihm nicht schlimm, aber Maulen und Schweigen

ging ihm wider den Strich. Er brachte es nicht fertig, so lange nicht zu reden. Er vergaß immer, daß er auch hatte böse und stumm sein wollen wie 'n Fisch. Auch heute dachte er nicht daran, daß sie „verzankt" waren und nicht miteinander redeten, sondern fing abends im Bett plötzlich an:

— Und der Schweizer Admiral . . .

Aber er unterbrach sich. Doch er hielt das Schweigen nicht aus und versprach, nur um wieder reden zu können, er werde morgen die „Angströhre" aufsetzen und Besuche machen.

Da war die Henne zufrieden und meinte, sie habe es ja gewußt, er sei ja eigentlich ihr gutes Männchen. Darauf lasen sie noch miteinander wie gewohnt ein Kapitel aus der heiligen Schrift, und die Henne schlief nach dem letzten Verse ein.

Der Poltzer etwas früher.

Richtig, am andern Tage fingen sie die Besuche an, und zwar zuerst beim Grafen am Pariser Platz. Der schien — vor allem wegen Gellas Ausgehen diesen Winter — der wichtigste.

Das Palais, das neben der französischen Botschaft lag, war ein älteres Gebäude, machte jedoch einen sehr gut gehaltenen, sehr herrschaftlichen Eindruck. Es war ein schöner, trockener Herbsttag, so daß die Poltzer keinen Wagen brauchten, da sie ohnehin vom Schiffbauerdamm nur ein paar Schritte zu gehen gehabt.

Sobald sie sich dem Portale näherten, öffnete ein Portier in den Eysenschen Farben — schwarzer Rock mit weißer Biese und silbernen Knöpfen — und als hätten sie nur darauf gewartet, erschienen sofort in dem geräumigen, teppichbelegten Treppenhause von irgendwoher zwei ebenso gekleidete Diener. Der ältere — beide in Kniehosen — trat vor, maß die Ein-

tretenden mit kurzem Blick und machte eine leichte Verbeugung, indem er sagte, ehe noch gefragt ward:

— Die Herrschaften sind ausgefahren.

Die Henne, die sehr würdig neben Gella stand, holte schon das Täschchen mit den Visitenkarten hervor. Doch der Poltzer ließ sich nicht einschüchtern, sondern begann in einem solch lauten Ton, wie er wohl in diesen vornehmen Räumen noch kaum erklungen:

— Nee, nee, alter Freund. Das habt ihr so für jewöhnlichen Besuch gleich bereit, der auf der Tournee Karten abschmeißt. Sagen Se nur Bescheid — die Pferde werden wohl noch ruhig im Stall stehen — die Verwandten aus Poltze sind da.

Die Henne wollte ihm einen Stoß geben, und Gella errötete leise. Doch die beiden in Livree hatten schon ein ganz anderes Gesicht aufgesetzt. Sie lächelten frech familiär, und der ältere antwortete in ähnlichem Tonfall wie der Poltzer zu ihm gesprochen:

— Na ich werde mal nachfragen, Herr Baron. Am Ende sind die Pferde noch da.

Damit ging er schnell, doch leise die Treppe hinauf und verschwand rechts.

Die Henne war unwillig an eine der großen Fensternischen getreten und tuschelte ihrem Mann zu, während sie warteten:

— Ernst, du sollst nicht immer so mit diesen Leuten sein. Die vergessen sonst auch, was sie sind. Takt haben diese Menschen nun mal nicht!

Da kam der Diener zurück:

— Frau Gräfin läßt bitten.

Während sie die große Treppe hinanstiegen, ging auch

der andere Diener mit, als könnten sie nicht allein den Weg finden, und oben am Treppenabsatz stand ein dritter Diener, der eine hohe Flügelthür öffnete und zwar beide Flügel zugleich.

Sie traten in einen mächtigen, saalartigen Salon und blieben allein. Hier war ein Gedränge von Stühlen, Tischen, Etagèren, Tabourets, Puffs, Sofas, Schränkchen, Konsolen, Spiegeln. Eigentlich stand der Raum zu voll, man fand sich kaum durch. An den Wänden hingen Gobelins und Appliken, von oben schwebte ein riesiger venetianischer Kronleuchter herab, der in dem Überfluß von Sachen, bei der Höhe der Decke und der Größe des Raumes, trotz seiner bedeutenden Abmessungen fast zu klein schien.

Überall, auf allen Tischen und Tischchen stand und lag moderner Krimskrams, kleine Gegenstände aller Art, mehr niedlich als besonders wertvoll, mehr teuer als kostbar, mehr Mode- als Kunst. Überhaupt fiel an den Wänden ein Mangel an Kunstwerken auf, der zu diesem reichen Prunk gepaßt hätte. Ein paar gleichgiltige Bilder hingen da: man sah, ohne Verständnis, ohne Liebe gewählt — auch hier Mode. Alles war mehr chic als künstlerisch, machte einen eleganten Eindruck, doch nicht ernst, nicht echt. Und man hatte bei all den Photographieständern, Döschen, Schälchen und Gegenständen das Gefühl: Geschenke, Aufmerksamkeiten, Ankäufe einer Laune. Es waren Dinge, die von der Mode gebracht waren und mit der Mode vergingen. Nach zwanzig Jahren hätte niemand mehr als den Metallwert nach dem Gewichte gezahlt.

Gella war starr vor Staunen. Solche Pracht gab es in Poltze nicht. Sie fand ein kleines Kissen mit langen, seidenen Bändchen und Glöckchen, eine Art Harlekinade: „Süß!" Von einer Photographie konnte sie sich gar nicht losreißen: eine

Gruppe von Damen in Rokokokostüm, — die, alle gleichmäßig geziert, den Kopf neigten und lächelten, und an deren Taillen man die Retouche deutlich sah. — „Damen-Quadrille 1879" stand darunter. —

Die Henne dagegen, die diesen Salon schon kannte, behielt ihre vollkommene, würdige Zurückhaltung. Sie war außerdem zu lange in ihrer Jugend Gesellschaft und Hof gewöhnt gewesen, um irgend ein Erstaunen zu zeigen.

Dem Poltzer aber machte so etwas überhaupt keinen Eindruck. Elegante Gegenstände sah er gar nicht. Er bemerkte keinen Unterschied zwischen dem Seiden- oder Rips-Überzug eines Stuhles, wie er auch keinen Sinn für Anzug hatte.

Sowie er mit dem nicht gerade frischen Cylinder und der fürchterlichen roten Krawatte mit blauen Tupfen im Salon stand, sah man es ihm schon an.

Da erschien plötzlich die Gräfin. Sie war lautlos eingetreten und in dem Wust von Sachen hatten die Poltzer ihr Nahen auch gar nicht bemerkt. Erst als sie sich um die Möbel herumgeschlängelt und nun vor ihnen stand, gewahrten sie ihre hohe, schlanke Figur.

Wie es Eva immer geschah, obgleich sie sozusagen ihr Leben mit Besuchen und Geselligkeit hinbrachte, war sie im ersten Augenblick verlegen und errötete leicht:

— Das ist aber wirklich nett, daß ihr gekommen seid ...

Es klang ein leiser Nebenton mit wie: „Eigentlich schon ein bißchen spät." Und nachdem man sich gesetzt, erklärte Eva etwas blasiert, sie nähme nie Besuche an, außer von bestimmten intimeren Bekannten und Freunden, die schon der Dienerschaft bekannt wären. Hier in Berlin ginge das einfach nicht. Es wäre schrecklich, aber schrecklich geradezu, was

man für Verpflichtungen hätte, man käme auf diese Art rein zu gar nichts.

Wie sie das so sagte, erweckte es den Eindruck, als wäre sie ein armes geplagtes Erdenkind, das unter der Last seiner Pflichten fast zusammenzubrechen drohte.

Die Henne erkundigte sich nach Evas Söhnen. Die Gräfin dankte und huschte darüber leicht hinweg. Sie waren offenbar unter Leitung ihres Hauslehrers gut aufgehoben. Sie erschienen — soweit die Eltern nicht ausgebeten waren, was im Winter allerdings beinahe täglich geschah — zu den Mahlzeiten. Waren sie nicht ausnehmend ungezogen, nicht krank, so traten sie auch nicht hervor, und die Eltern erfuhren nichts Besonderes von ihnen.

Der Poltzer drehte, während Eva sprach, seinen landjunkerlich unmodernen Cylinder in den Händen herum und sprach kaum ein Wort. Sein lautes Wesen war ganz verstummt, nur ab und zu stimmte er irgend einer Redewendung der Cousine, indem er sich einen Augenblick vergaß, mit dröhnendem Gelächter zu.

Vom Grafen war nicht die Rede. Nur beim Abschied, zu dem Eva, wie eine Fürstlichkeit, selbst das Zeichen gab, sagte sie:

— Mein Mann wird sehr bedauern, liebe Adelheid. Aber, nicht wahr, ihr laßt euch recht bald wieder einmal sehen! Wir trinken immer unseren Thee um vier Uhr . . . Das wäre sehr nett . . .

Die Poltzer waren sozusagen entlassen und gingen. Bis an die Thür begleitete sie die Gräfin, die schon vorher geklingelt hatte. Und wieder standen draußen zwei Diener, die lautlos die Flügel öffneten. Während sie die Treppe hinunterschritten, auf deren Läufer jeder Schritt verklang,

ſagte Ernſt zu ſeiner Frau, auf die beiden in Livree deutend:

— Wat die Schlingel nu wohl alles in der Küche erzählen!

Die Henne blickte ihn an — ſie hatte nicht verſtanden. Er fügte hinzu:

— Ich meine, die horchen doch bloß . . .

— Nicht ſo laut, Ernſt. Man hört dich ja im ganzen Hauſe.

— Schadet nichts, ſchadet nichts . . .

Er konnte es nicht laſſen, unten im Treppenhaus, als ſie das Palais verließen, zu dem alten Diener, der bis an die große Thür mitging, zu ſagen:

— Na alter Freund und Bogenſchütze, ſtehen denn die Pferde immer noch im Stall?

— Diesmal nu nich, Herr Baron, die Herrſchaften werden gleich ausfahren — antwortete der in Livree. Doch der Poltzer drohte mit dem Finger:

— Na! Na!

— Herr Baron können in 'n Stall gucken, — grinſte ihm der Diener nach, aber ſie ſtanden ſchon draußen auf dem Platz, und die Henne ſagte nun wirklich böſe:

— Ernſt, jetzt laſſe aber mal wirklich dieſe unpaſſenden Scherze mit den Dienſtboten. Du weißt, das iſt mir in den Tod verhaßt!

Die Poltzin redete jedoch in den Wind, denn während ſie noch ſprach, klang von der Wache trüben am Brandenburgerthor ein lautes „Heraus", und im nächſten Augenblick ſtürzten die Soldaten aus der Wachtſtube an die Gewehre. Sie traten an, wurden gerichtet und blieben innerhalb des gitterumhegten, kleinen Raumes vor dem Wachttempel ſtehen mit Augen rechts, ſo daß die paar Leute mit dem Trommler am rechten Flügel von weitem, ehe man Einzelheiten erkennen

konnte, steif und klobig aussahen wie die hölzernen Soldaten aus einer Spielwarenschachtel.

Im nächsten Augenblick klang Trommelwirbel und die kurzen, scharfen Kommandos: „Gewehr auf! — Das Gewehr — über! — Achtung — präsentiert's Gewehr!" Eine königliche Equipage, ein Leibjäger auf dem Bock, dessen Federbusch im Winde wehte, kam die Linden herabgefahren.

Der Poltzer war stehen geblieben, mit offenem Munde erst zur Wache, dann nach dem daherrollenden Wagen blickend. Nun nahm er Gella bei der Hand und rief in größter Erregung:

— Siehste, der Kutscher hat 'n breiten Streifen am Hut . . . der König . . . König Wilhelm . . .

Dabei eilte er, was er nur bei seinem Körperumfang konnte, über den gepflasterten Platz, immer die Tochter im Schlepptau. An der Bürgersteigseite, etwa dem Regimentshause des ersten Garde-Regiments gegenüber war eine Menge Menschen stehen geblieben, die Vorbeifahrt des Kaisers abzuwarten, und als nun der königliche Wagen im raschen Trabe kam, entblößten die Leute den Kopf, und in den hellen, grellen Trommelwirbel der Wache hinein klang es hier und da aus dem Publikum: „Hoch!"

Der Poltzer war so schnell und so nahe herangelaufen, daß ein berittener Schutzmann schon von weitem auf ihn zusprengte.

Im Fluge des Vorüberfahrens erblickte man ein Gesicht in schneeweißem rechts und links geteiltem, durchrasiertem Barte, die weiße Garde du Corps-Mütze mit ihrem roten Stirnband auf dem Kopf. Der Kaiser grüßte freundlich und blickte auch nach rechts hinüber. Und der Poltzer zog tief den Hut und rief in ehrlicher Begeisterung, seinen Herrn und König zu erblicken, dröhnend:

— Hoch! Hoch!

Es schien, als danke ihm der alte Herr ganz besonders. Gella hatte, in Neugier und Erregung den Kaiser zu sehen, fast das Grüßen vergessen. Ihr klopfte das Herz, sie blickte dem Wagen nach, halb zurück zur Mutter gewendet — was die wohl für ein Gesicht dazu mache.

Sie sah gerade noch wie sich die Henne, die ganz allein mitten auf dem Platze stand, aus tiefster Verbeugung aufrichtete, bei der sie den Kopf so sehr vornüber geneigt, daß sie eigentlich nicht mit gutem Gewissen hätte sagen dürfen, sie habe den Kaiser gesehen.

Gella stammelte nur, nun wieder dem durch das Brandenburger Thor längst entschwundenen Wagen nachstarrend:

— Nein so ein Glück! Der Kaiser! Der Kaiser!

Der Poltzer hatte noch immer den Kopf entblößt. Er war ganz erhoben. Er dachte an den 1870er Feldzug, den er als Johanniter mitgemacht und sagte gerührt und stolz:

— Ich habe ihm bei Gravelotte, als er über das Schlachtfeld ritt, die Hand geküßt!

Die Wache war weggetreten, die Leute weitergegangen, alles hatte wieder das gewöhnliche Aussehen. Auch die Poltzer setzten den Weg fort. Sie waren im stillen nicht zufrieden mit dem Empfange bei Eva, aber diese Begegnung jetzt verwischte den unangenehmen Eindruck, und Ernst begann den beiden Damen allerlei alte Geschichten zu erzählen. Er kam vom Hundertsten in's Tausendste. Von der Jugendzeit sprach er, wie er 1868 beim Tode des Vaters Poltze übernommen, nachdem er vorher bei den Ulanen in Wittenberge gestanden, endlich wie er im Feldzuge eine Krankenkolonne geführt.

Und während sie nun die Wilhelmstraße hinunterschritten,

um Onkel Heinrich, den Minister — in der Voßstraße „offiziell heimzusuchen", wie der Poltzer es nannte, wandte er sich zu seiner Tochter und sprach:

— Ja Gella, das waren so die Glanztage in Papas Leben. Ulan heidi! Keene Wurscht zu teuer! Keene Mauer zu hoch! Keen Graben zu breit! Keene Flasche zu voll! Keen Mädel . . . ach so . . .

Er warf einen scheuen Blick zu seiner Frau, verschluckte das Weitere und fuhr fort:

— Na und dann junger Ehemann! Oho! Feiner Hund! — Chi-eng-feng, wie die Chinesen sagen! Viererzug in Poltze. Ja der Poltzer! Hoho! Die ganze Mark hatte keen so lustiges Haus. Aber dann kamt ihr alle: Christobald Avantgarde, dann Gella, Fabian, Georg! Na da is dann der Poltzer allmählich 'n stiller Mann jeworden. Was Adelheid? Na und heute ist der Papa nur noch 'n eenfacher Landjunker. Nährt sich schlecht und recht von seinen Kartoffeln. Nun habe ich bloß noch eenen Jedanken: die Göhren. Wie bringen wir die hoch und unter. . . . Und . . . Gella, mein Kind, auf die Gefahr hin, daß es die Mama wieder unpassend finden sollte: du mußt auch so'n Landjunker heiraten. Sie will zwar 'n Jarde du Corps, aber ich denke, du wirst noch mal als Landpommeranze dein Leben beschließen.

Die Henne schien wirklich böse zu werden, darum lenkte er ab:

— Am Ende sind die Landjunker doch das Rückenmark in Preußen. Rückenmark is jut. Wahrhaftiger Gott! Und wir wollen's bleiben . . . Landjunker . . .

Sie kamen eben am Reichskanzlerpalais vorüber, das hinten in dem vergitterten Ehrenhofe ernst und schweigend dalag, einfach, fast unscheinbar, nicht so als würde von hier

aus oft die Welt regiert. Das Gebäude, mit den hohen Fenstern und der Dachhaube in der Mitte, brütete im Herbstsonnenschein. Es hatte etwas wie Erwartung, als könnte sich jeden Augenblick die Thordurchfahrt öffnen. Man ahnte Bismarck hinter diesen Mauern.

Der Poltzer, dessen letztes Wort „Landjunker" eben verklungen war, sagte plötzlich, während sie alle drei hinüberblickten, fast ehrfürchtig stehen blieben und er mit der Hand auf das Gebäude deutete:

— Das ist auch einer . . . der da drinn!

---

## 3.

Beim Professor hatten die Poltzer niemand getroffen. Die Jungen waren in der Schule. Er nicht zu Haus. Überhaupt war er ein so vielbeschäftigter Mann, daß er für Besuche nicht zu haben war. Schon früh am Tage mußte er in die Klinik, dann ging er zu seinen Kranken, las sein Kolleg, frühstückte in der Stadt, wo es gerade paßte, begab sich in seine Privatklinik am Lützowplatz, um sofort wieder zu dieser oder jener Operation in die Universitätsklinik zu eilen.

Kam er dann wirklich nach Haus, die Stunde war so unbestimmt, daß mit dem Essen auf ihn nicht gewartet werden durfte, so fand er noch eine starke Korrespondenz vor, die er zwar durch einen Sekretär, einen pensionierten Oberlazarettgehilfen, der stenographieren konnte, erledigen ließ, die ihm

aber immerhin Zeit kostete, da er die Antwort in großen Zügen diktierte.

Der Professor war aber noch außerdem beschäftigt. Er pflegte Vorträge zu halten in der Medizinischen Gesellschaft, im Gemeinnützigen Verein. Beim Chirurgenabend bei Siechen fehlte er selten, und da er gern und gut sprach, folgte er jeder Aufforderung eines Vereines, einer Gewerk- oder Genossenschaft, ihnen einen Abend zu schenken.

Dort sprach er dann über irgend ein medizinisches Thema, das er für allgemein interessant hielt, bei dem er aufzuklären, Irrtümer zu beseitigen, gesunde Ansichten zu verbreiten hoffte. Wenn er streng wissenschaftlich begonnen, in einer Art und Weise, daß mancher, der ihn nicht kannte und kein besonderes Interesse für Chirurgie hatte, schon einen fürchterlichen Schrecken bekam, so ward doch bald seine Redeweise fast künstlerisch. Er gebrauchte Bilder und Vergleiche so treffend, so der Wirklichkeit angepaßt, daß auch der Unwillige aufmerksam ward und lauschte. Er kam vom Einzelnen zum Allgemeinen, er zeigte das Ewige, das Allgemeingiltige im Vorübergehenden, im Kleinsten und Unbedeutendsten. Er verstand es, praktisch zu sein und schwungvoll zugleich, wissenschaftlich und dennoch auch für den Durchschnittsmenschen zu fassen.

Er war sich seiner Macht über die Menschen, des Erzieherischen in ihm voll und auch gern bewußt und pflegte früher zu sagen, wenn seine Frau ihn bat, sich doch zu schonen, einmal an sich zu denken:

— Und wenn ich durch einen solchen Vortrag einen einzigen Arbeiterjungen davor rette, daß er sich verblutet, wenn er in eine Scherbe getreten ist, oder wenn ich einen einzigen Familienvater vor geistiger Ueberanstrengung bewahre, weil ich ihn überzeuge, daß auch der Geist seine Hygiene verlangt,

so sind die Vorträge eines ganzen Jahres — notwendig gewesen.

Dann hatte seine Frau jedesmal geantwortet:

— Statt dessen wirst du dich aber überarbeiten!

Doch der Professor lächelte dann bloß. Er überarbeitete sich nicht. Er war zu ruhig dazu. Er befand sich im vollsten Gleichgewicht des Körpers und der Seele. Nerven kannte er nicht — wenigstens nicht an sich selbst. Und er hatte eine kostbare Eigenschaft, die ihm alles ersetzte und alles möglich machte: er konnte dem Schlafe befehlen. Wo er sich befand, zu jeder Stunde, bei jeder Gelegenheit, wann es ihm notwendig schien, vermochte er fast augenblicklich einzuschlafen.

Dessen bediente er sich, wenn er, wie das oft geschah, nach auswärts — am häufigsten nach Rußland — gerufen ward. Aber auch daheim kam es ihm zu gute, wenn er Geselligkeit gehabt, Menschen bei sich gesehen, die vielleicht spät erst gingen — denn sie hatten ein offenes Haus, und Gastfreundschaft zu erzeigen, war ihm die größte Freude. Auch die Einkünfte dazu fehlten nicht.

Nun hatte sich das freilich geändert — seit drei Jahren schon war der Professor Witwer. Jetzt sah er selten jemand bei sich, dafür arbeitete er desto mehr. Und trotz aller Arbeit fand er noch Zeit, abends die medizinische Litteratur durchzublättern. Darin war er sehr bewandert. Jede neue Erscheinung, auch wenn sie sein Spezialfach nur streifte, sah er sich wenigstens an.

— Man wird heutzutage schnell überholt und veraltet dann! — pflegte er zu sagen.

Endlich las er auch noch ab und zu ein gutes Buch, wenn es auch ganz abseits vom Wege lag, den er ging. Nur die Tagesblätter nahm er kaum in die Hand. Für Politik hatte

er keinen Sinn, und Klatsch und Unglücksfälle interessierten ihn nicht. Er meinte, das wäre Zeitvergeudung. Ob ein altes Weib überfahren worden, kümmere ihn nicht, wenn sie nicht gerade in seine Klinik gebracht würde, und dann erführe er ja davon noch zeitig genug.

Bei all dieser Beschäftigung war er wenig daheim und konnte sich den Söhnen nicht viel widmen. Er war auch kein Erzieher für Kinder. Er war der geborene Erzieher für Fremde, für seine Schüler und Hörer, für Erwachsene. Aber bei Kindern setzte er immer zuviel voraus und vergaß oft völlig, wenn er beispielsweise mit Robert, seinem Jüngsten, redete, daß der Knabe doch erst vierzehn Jahre zählte.

Da gab es denn überhaupt keine eigentliche Unterhaltung, denn die Söhne antworteten nicht, sondern der Vater belehrte und erzählte.

Nur mit Fedor war das Verhältnis ein anderes. Den behandelte der Professor völlig wie einen Erwachsenen, auch mit Bewußtsein. Er ließ ihn an allem teilnehmen, was ihn betraf, ja, er schüttete ihm sogar sein Herz aus, wenn er meinte, etwas verfehlt zu haben. Fedor war fast an Stelle seiner Mutter getreten. Gab es Ärger mit einem Patienten, so verbiß ihn der Professor und wartete, bis er zu Haus den Sohn traf; war eine Meinungsverschiedenheit mit den Assistenten, mit einem Kollegen, so erfuhr es Fedor zuerst, ja ganz allein.

Aber so etwas geschah selten, meistens handelte es sich darum, daß der Professor mit seiner eigenen Handlungsweise nicht zufrieden war. So selbstsicher er am Operationstisch arbeitete, so oft hatte er Zweifel, ob er das Rechte getroffen, wenn er abends daheim saß. Dann besprach er den Fall, etwa eine Darmresektion, mit Fedor, zählte alle Gründe auf,

weshalb er es so gemacht, und der Sohn gab den Opponenten, einen Opponenten, den er sich selbst herangezogen, dem er Einwürfe und Widerreden im Laufe der Jahre selbst beigebracht, dessen Waffe er eigenhändig geschliffen.

So war Fedor als Primaner schon fast mit dem ganzen geistigen Rüstzeuge des Chirurgen bewehrt, aber nur in der Theorie, denn Praxis kannte er nicht, da ihn der Vater nur selten einmal einer Operation hatte beiwohnen lassen und ihn nie in den Seciersaal mitgenommen. Seine Weisheit hatte er aus Büchern, Bildern, vom Gipsmodell, etwa wie eine Hausfrau, die aus dem Kochbuche die geringste Zuthat bei zusammengesetzten Speisen kennt, dagegen nie selbst am Herde gestanden hat und wahrscheinlich in die größte Verlegenheit geraten würde, sollte sie auch nur ein weiches Ei kochen.

Der Professor meinte, zu alledem käme Fedor noch zeitig genug, jetzt sollte er tagsüber nicht in den Schularbeiten gestört werden.

Aber so hatte sich zwischen Vater und Sohn ein seltenes Verhältnis herausgebildet. Der Sohn bewunderte seinen Vater, liebte ihn glühend und sah in ihm etwas wie einen Gott, hoch über menschlichen Fehlern und Gebrechen.

Und so war der Zwischenfall am Familientage gekommen. Wer ein böses Wort über den Vater sagte — beleidigte ihn tödlich.

Der Professor war länger bei dem Patienten zurückgehalten worden, als er vorher angenommen und geradeswegs nach Haus gekehrt, aus einem menschlich weichen und schönen Grunde.

Es handelte sich um eine junge Frau, bei der ein schwerer Eingriff gemacht worden, und die gerade an jenem Abend hohe Temperaturen gehabt, so hoch, daß trotz gut überstandener

Operation eine Krisis zu befürchten stand. Der Professor wußte den Mann ahnungslos zu Haus in Mainz, wo er dienstlich zurückgehalten war, und der Gedanke bedrückte den Arzt. Der Mann sollte wenigstens vorbereitet sein. Er beschloß, ihm zu schreiben. Ihn telegraphisch zu rufen, hatte keinen Zweck. Ging es mit der Kranken zu Ende, so geschah das diese Nacht, und dann kam der Gatte doch zu spät. Dann konnte er am anderen Morgen noch benachrichtigt werden. Wenn aber der Tod noch einmal gnädig am Lager dieser jungen Menschenknospe vorüberschritt, so erfuhr der ahnungslose Gatte doch wenigstens, daß alles glücklich überstanden, ehe es ihm etwa ein Ungeschickter mitteilte.

Und den Professor drängte es, den Brief zu schreiben, so oder so, schon um jeder falschen Darstellung von Seiten der ziemlich thörichten und kopflosen Verwandten, bei denen die Kranke in Berlin zu Besuch gewesen, vorzubeugen.

Als er den Brief beendet, war Fedor mit den Brüdern in höchster Aufregung vom Römischen Hof heimgekehrt und hatte dem Vater von der Scene berichtet.

Er war noch ganz nervös, zitterte vor Erregung am ganzen Leibe und rief:

— Ich lasse meinen Vater nicht beleidigen! Das dulde ich nicht!

Aber der Professor blieb ganz ruhig und wog den Brief in der Hand, indem er mit feinem Lächeln sagte:

— Das, sieh mal, das ist auch wichtiger als der Familientag! Da hast du ganz recht, Fedor. Nur brauchtest du's nicht in solcher Form deinem Onkel zu sagen. Der meint es nicht so. Und am Ende: Jeder nach seinem Verständnis. Ich glaube außerdem, du hast einen Fehler gemacht. Gewöhnliche Menschen pflegen erst dann etwas zu verstehen, wenn man

es ihnen in ihre Sphäre übersetzt. Das erleichtert ihnen das Begreifen. Siehst du, wenn du zum Beispiel gesagt hättest: „Lieber Onkel, denke dich mal in die Lage, du bekämst ein Telegramm: ‚Poltze brennt.‘ Würdest du nicht dann auch sofort abreisen und den Familientag Familientag sein lassen?“ Ich glaube, Fedor, das hätte er verstanden. Im Leben entscheidet immer die höhere Pflicht. Wie Napoleon der Erste, der für sein Haus, sozusagen seinen Familientag, einen Erben wünschte, und der trotzdem — als es sich darum handelte bei seiner Frau, ob Mutter oder Kind — dem accoucheur sagte: Die Mutter, denn sie hat das erste Anrecht . . . Kurzum, Fedor, ich kann dir nicht zustimmen, aber da ihr einmal fortgelaufen seid — ist's eben so. Ich will bei Gelegenheit die Sache schon wieder gut machen . . .

Darauf gingen sie zusammen fort, um den Brief in den Kasten zu stecken. Von dem Vorkommnis war nicht mehr die Rede, sondern da sich an diesem Abend die Milchstraße besonders deutlich abzeichnete, sprachen sie über ferne Sonnensysteme und blickten zum Himmel auf, genau wie der Minister und der Major, die zur selben Stunde auf dem Balkon des Café Bauer saßen.

Aber wie der Professor einmal war — er vergaß den Auftritt, den seine Söhne gehabt, und dachte nicht daran, mit dem Poltzer etwa darüber Rücksprache zu nehmen, wie er sich zuerst vorgenommen. Er war vergeßlich bei Dingen, die ihm nicht am Herzen lagen, die nicht seinen Beruf betrafen.

Auch der Poltzer freute sich im stillen, den Vetter nicht getroffen zu haben. Er hatte doch ein wenig schlechtes Gewissen wegen seiner unbedachten Äußerung. Sie trafen sich auch nicht, dazu gingen sie zu verschiedene Wege, und das neue Jahr war längst angebrochen, ehe der Professor

seinen vetterlichen Gegenbesuch machte. Er brachte dabei Fedor mit.

Auch er hatte bestimmt erwartet, die Poltzer nicht zu Hause zu treffen, aber da er einen Sonntag gewählt, um mit seinem Sohne kommen zu können, fand er gerade die ganze Familie versammelt. Besuch wurde aber bei der Henne grundsätzlich angenommen. Einmal vertrieb er dem Poltzer die Zeit, denn er konnte doch nicht den ganzen Tag über Entdeckungsfahrten in Berlin machen, und dann konnte man nie wissen, wie und wo das am Ende Gella nützlich war. Bekannt werden, Beziehungen anknüpfen, hielt die Poltzin für das ABC der Verlobungsweisheit.

Sonntags gerade waren sie aber schon deshalb immer zu Haus, weil die Henne den Besuch eines Theaters an diesem Tage nicht duldete. Sie hatte vollkommene Sonntagsruhe eingeführt, die nun mit bleierner Langeweile auf der gesamten Familie lastete. Statt sündhafter Vergnügungen gab es nachmittags Thee, wobei endlos geklatscht, alle Verwandten und Bekannten durchgehechelt und — wenn ein paar Freundinnen aus der Henne Jugend-, Stifts- und Hofzeit da waren — mancher Ruf vernichtet, manche Ehre angetastet, manches Glück untergraben wurde.

Der Professor und Fedor wurden in die „Reitbahn" geführt. Gegen die Fenster konnten sie zuerst in dem großen Raume nichts erkennen. Sie erblickten nur unbestimmt eine Anzahl von Gestalten, ein Teil mit der Cigarre, ein Teil Handarbeit, Kuchen oder Theetasse in der Hand.

Die Henne kam ihnen entgegen. Sie hatte eben mit der Stiftsdame, die gewöhnlich Sonntags zu erscheinen pflegte, über den Vetter Emil gesprochen, den sie, wie sie gesagt, „adorierte" von der Tischunterhaltung beim Familientage her, wo-

bei sie ganz, aber auch ganz einer Meinung gewesen wären. Gewiß halte ihn nur der Rüpel von Sohn, dem er ja wie bekannt großen Einfluß einräume, zurück, den Gegenbesuch zu machen.

— Es fängt eigentlich schon an ungezogen zu werden, daß sie nicht kommen! — hatte noch eben Christobald herübergerufen, der ab und zu Sonnabends und Sonntags aus seiner Garnison zum Besuche der Eltern kam.

Nun waren sie da.

Die Henne begrüßte sie sehr liebenswürdig, und auch der Poltzer kam herbei. Seine Befangenheit verbarg er unter entsetzlichem Getöse. Er lachte vor Freude, schlug sich auf den Schenkel, klopfte den Professor auf die Schulter, hakte ihn gleich unter und schleppte ihn mit sich an's Fenster, wo sie plötzlich den Damen allen gegenüberstanden, nämlich der Stiftsdame, Gella und Hermine, der Frau des Majors.

Die Stiftsdame nahm ihren Vetter sofort in Beschlag. Er sollte ihr Auskunft geben, ob der „Ziegenpeter" irgendwie mit Kropf und Schilddrüse zusammenhinge oder gar, wie die Henne behauptet, eine milde Art von Diphtheritis sei.

Während er sich mit größter Ruhe, immer lächelnd, des medizinischen Laiengesprächs erwehrte, war Fedor verlassen stehen geblieben. Er trug denselben Anzug, wie am Familientage, der nur zu besonderen Gelegenheiten angethan wurde, und musterte, wie immer den Kopf hintenüber, daß die zu langen Haare herabhingen, durch den schrägen Kneifer die Verwandten.

Endlich erbarmte sich Christobald seiner, der sich ihm doch überlegen fühlte und sich nichts zu vergeben meinte, wenn er dem Vetter entgegenkäme. Er begann mit ihm ein Gespräch, das jedoch sehr bald drohte unangenehm zu werden: Fedor

benahm sich thöricht, er ließ Christobald seine Geringschätzung fühlen und schlug einen Ton an, als wäre an und für sich jeder Leutnant ein alberner Kerl, den man nicht ernst nehmen dürfe.

Aber der junge Offizier behielt seine Ruhe und vergalt es ihm nur dadurch, daß er, wenn sie über Berlin redeten, das einzige Gebiet, wo sie sich einigermaßen fanden, Redewendungen gebrauchte wie: „Solange man auf der Schule ist, kann man's natürlich nicht kennen", oder: „Ich bin neugierig, was du dazu sagen wirst, wenn du erst mal deine Dienstzeit hinter dir hast. Dann ist man doch eigentlich erst ausgewachsen, denn das Jahr thut körperlich wie geistig Wunder!"

— Wohl mehr körperlich! — meinte Fedor, während Christobald mit Geistesgegenwart quittierte:

— Gewiß, bei Idioten, wie es ja manche Einjährige sind.

— Wenn die Vorgesetzten sie dazu machen! — antwortete Fedor. Der Leutnant blickte ihn scharf an und rief, indem er sein Einglas fallen ließ, nur kurz:

— Taktloser Pennäler!

Dann wandte er sich um und ließ ihn stehen.

Die Scene war von den übrigen bemerkt worden, aber man glitt darüber hinweg und überließ Fedor seinem Schicksal. Es wurde von Gella erzählt, eigentlich nur von Gella. Der Poltzer berichtete unter eigenem, schallendem Gelächter von der Besuchstournee, die sie hatten machen müssen. Wie er es fertig gebracht, hier zu wenig, dort zu viel Karten abzugeben, bis er endlich zu dem Entschluß gelangt, alles, Alt und Jung, Männlein wie Weiblein für verheiratet anzusehen und danach die Anzahl der Visitenkarten zu berechnen.

— 'ne alte Jungfer fühlt sich doch höchstens jekratzt, wenn man sie für verheiratet zählt! — meinte er. Doch seine

Schwester schnellte empor, als hätte man ihr einen Fehdehandschuh hingeworfen:

— Jekratzt? Nee! Ich kann dir sagen, Ernst, für mich wäre das eine Beleidigung!

Er erhob sich auch sofort. Nun lachten schon alle. Sie kannten diese Kämpfe zwischen den Geschwistern, die scheinbar bitter ernst geführt wurden und in Wirklichkeit doch nur Scherz waren; allerdings auf Seite des Poltzers nicht immer sehr zartfühlend und gewählt.

Er antwortete sofort:

— Saure Trauben?

Um ihre Mundwinkel zuckte ein Feuerwerk von Spott und Lächeln, während sie die erstaunten Kugelaugen rollte und sich mit der Hand über den Tituskopf fuhr:

— Allerdings, in der Ehe mögen die Trauben bitter schmecken.

— Mit dir — sicher.

— Ich komme nicht in Frage, denn ich würde mich zu dem Experiment nicht hergeben.

— Unnütze Erklärung. Mit dir würde 's gar keiner riskieren.

— Sollte auch nur mal einer kommen, dem wollt' ich schon heimleuchten . . .

— Ist Unsinn. In Berlin haben wir Straßenbeleuchtung sowieso.

— Aber nicht in Vintze.

— Da kommt überhaupt kein Mensch hin, als die Stiftsdamen.

— Bitte sehr: Herr von Rebbin, der Klostervoigt.

Aber damit hatte sie sich verheddert, denn mit dröhnendem Triumphgeschrei konnte der Poltzer nun rufen:

— Der ist aber verheiratet!

Dabei packte er plötzlich seine Schwester um die Taille, und der schwere dicke Mann begann mit ihr in der Reitbahn ein Mittelding zwischen Galopp und Polka zu tanzen, daß die Decke bebte und die Theetassen klirrten.

Die Henne schämte sich vor ihren Gästen und war wütend, im Gespräch mit dem Professor gestört worden zu sein, dem sie eben erzählt, wie der Schäfer in Poltze Warzen besprechen könne, die kein Arzt, nicht einmal der berühmte Doktor Müller, habe beseitigen können.

Fedor betrachtete geringschätzigen Ausdrucks seinen Onkel, als wollte er sagen: Solche Kinder — braucht man ja wirklich nicht für voll anzusehen!

Während des Lärmens und Lachens hatte die Stiftsdame Gella beiseite genommen, schob die Hand in ihren Arm, schmiegte sich an die Nichte in jenem geschäftig-geheimnisvollen Ton, den Frauen oft untereinander bei den kleinsten Kleinigkeiten des Lebens haben:

— Nun komm' mal her, mein Gellachen, daß wir uns aussprechen. Die alte, dumme Tante möchte doch auch gerne wissen, wie du dir denn so vorkommst in all dem Ball- und Gesellschafts-Rummel. Das mußt du mir mal erzählen, Kleinchen! Macht's dir denn Spaß? . . . Eindruck? . . . Gott, ja, man muß eben wohl so was mitmachen. 's ist ja auch hübsch, das kennen zu lernen . . . Und am Ende . . .

Damit gingen sie hinüber in Gellas Zimmer, das sie sich ganz gemütlich hergerichtet hatte, durch Photographieen, an den Wänden, auf Tisch und Kommode: lauter ‚Freundinnen'. Wenn sich ein paar junge Mädchen kaum kennen gelernt, tauschten sie bereits Photographieen aus, auf die sie gegenseitig ihre Namen schrieben. Das „von" oder „Gräfin" war

fortgelassen, und der Vorname wurde immer abgekürzt, sodaß wie Gella selbst auf ihre eigenen Bilder statt: „Gisela von Eysen" — „Gella Eysen" geschrieben, dort zu lesen stand statt: „Elisabeth von Ermerode" — „Lilly Ermerode", oder statt: „Katharina Gräfin Zerbst" — „Kitty Zerbst". Das gab etwas Bescheidenes, Familiäres, etwas Freundschaftlich-Intimes. Dann unterschied diese absichtlich bürgerliche Bezeichnung die alten Familien von den neuen, die es nötig hatten, den neubackenen Adel zu betonen und in's Gedächtnis zu rufen. Eine Gräfin Zerbst konnte es sich schon leisten, „Kitty Zerbst" genannt zu werden, während die Baronesse Neumeyer ihre „Freiin" nur ungern entbehrte.

Die Stiftsdame war hier mit der Nichte eine ganz Andere als sonst. Sie wurde weich und hingebend, vertiefte sich in des jungen Mädchens Interessen, die ihre kleinen Heimlichkeiten beichten mußte. Keine Derbheiten ließ sie vom Stapel, machte keine Witze, war nicht brüsk und unweiblich in ihren Bewegungen; leise redete sie mit Gella, und als diese sie an ihr Bett führte, über dem an der Wand die Schleifen von sämtlichen Bouquets steckten, die sie bisher auf den Bällen bekommen, sowie alle Tanzkarten ihres ersten Ausgeh-Winters, wurde Tante Elisabeth fast gerührt und sagte in einem Ton, den man sonst nicht an ihr kannte:

— Kleinchen, wie einen das anmutet! Solche Dinger hat man nun auch mal gesammelt, ‚mit heißem Bemühen'! Ja, ja, und hat gedacht, das macht des Lebens Glück! Macht es auch! Denn jung sein, ist eben des Lebens Glück! Und was einem damals Freude gemacht hat, bleibt eben doch das Beste. Ich habe meine Schleifen und „carnets de bal", wie die Mama es uns immer nennen ließ — man sprach ja damals mehr Französisch wie jetzt — nicht behalten. . . . Sie

thaten mir mal in einer gewissen Zeit meines Lebens weh, Kleinchen, damals, als ich von all den Ballgeschichten Abschied nehmen mußte. Nach vergeblichen zehn Kriegsjahren um einen Mann. Da verbrannte ich alles. Das war eine Dummheit. Man soll nie in einer Stunde des Ärgers Andenken verbrennen, denn man kriegt sie eben nicht wieder! Man kann sie doch nicht nachträglich fabrizieren wie die Altertümer!

Gella hatte lächelnd die Tante angeblickt; aber als die Stiftsdame ihr nun plötzlich ganz zärtlich den Arm um die Schulter legte und sagte:

— Halte dich man dazu, Kleinchen! Es ist doch besser... — schlug das junge Mädchen die Augen nieder. Doch Tante Elisabeth meinte, ihren sonstigen Humor wiederfindend:

— Ach was. Ich bin ganz glücklich geworden! Brauche nun wenigstens nicht abends dem Herrn Gemahl die Pantinen anzuziehen.

Gella flüsterte:

— Wenn man ihn gern hätte . . . wär's nicht schlimm!

— Wa . . wa . . was? — meinte ganz erschrocken die Stiftsdame, als fürchte sie, es bereite sich schon etwas vor. Doch Gella gab blutrot nur zurück:

— Dem Vater bringe ich doch auch oft die Pantoffeln... in Polze . . . wollte ich nur sagen . . .

Als die beiden wieder in die Reitbahn zurückkamen, war der Professor mit seinem Sohne fortgegangen, und nun fing man an, über den Besuch zu sprechen, wobei nur Herminens Anwesenheit einigen Zwang auferlegte.

Das Gespräch dauerte auch nicht lange, denn plötzlich löste sich die ganze Gesellschaft auf. Hermine wollte nach Haus, sie mochte ihren Mann, der daheim arbeitete, nicht länger allein lassen. Die Kadetten aber sollten schnell zu

Abend essen: sie mußten bald nach Potsdam und Lichterfelde ins Corps zurück. Und auch Christobald sprach davon, sich zurückzuziehen.

Die Henne wollte ihn möglichst lange behalten. Obgleich er eigentlich fast jeden Sonntag von Zossen, wo er in Garnison stand, nach Berlin herüberkam, meinte seine Mutter doch:

— Du bist fast gar nicht mehr bei uns, Christi! Was hat man nun von seinen Kindern! Man sieht euch alle überhaupt gar nicht mehr! Früher kamst du doch immer schon Sonnabends — jetzt . . .

Christobald machte ein bedauerndes Gesicht und zog die Schultern empor. Er hatte einen wichtig-ernsten Ausdruck angenommen, als er sprach:

— Liebe Mama, Sonnabends kommen, lohnt sich kaum, wenigstens so wie es jetzt meistens geht . . .

Die Henne blickte ihn fragend an.

— Ja, Mama, weißt du, ich . . . ich habe Sonntag früh fast immer Dienst . . . ich . . . ja . . . und dazu müßte ich jedesmal nach Zossen zurückfahren. Das würde verflucht teuer . . . und weißt du, Mama, dazu . . . dazu bin ich ein zu guter Wirt . . .

Er hatte die letzten Worte leise gesagt, als schäme er sich in übergroßer Bescheidenheit, von seinen guten Eigenschaften zu reden.

Die Henne stand auf und klopfte ihm auf die Schulter:

— Das ist mein lieber, guter, sparsamer Sohn! Das sieht dir ähnlich, mein guter Christi! Aber ich will dir mal was sagen, das Billet bezahlt dir der Vater schon, wenn's daran nur läge . . . nicht wahr, Ernst . . .?

Der Poltzer rief laut aus seiner Ecke:

— Junge, für wat hälst de denn deinen Vater, daß du

denkst, er wird nich 'n Dahler oder zwei spendieren, um seinen Stammhalter zu sehen! Geiz is nich bei den Eysen und nich in Poltze, da kannste ruhig sein. Das hab' ich überhaupt mein Lebtag für die niederziehendste Eijenschaft jehalten, die's jiebt. Eine jute Lehre für's Leben: drei Dinge jiebt's, die 'n anständiger Mensch nich haben darf: Schiß, Geiz und Anknöpfmanschetten!

Entsetzt fuhr die Henne zusammen, blickte ihren Mann verweisend an und legte mit einem Blick auf Gella den Finger auf den Mund.

Christobald wollte ein Ende machen. Ihm schien der Boden unter den Füßen zu brennen, und er drehte sich halb herum, verstohlen nach der Uhr zu sehen. Dann sagte er kurz:

— Lieber Papa, da bin ich ganz dein Sohn! Diese drei Dinge kenne ich nicht. Aber weißt du, Mama, wenn mir auch der gute Vater das Billet schenkte, ginge es doch sehr oft nicht. Sonnabends habe ich oft spät noch Dienst und eben, wie gesagt, dann lohnte es sich nicht erst zu euch zu kommen . . . denn Sonntag früh habe ich auch meistens Dienst.

Der Poltzer war sehr erstaunt, da müsse er doch einmal bei Gelegenheit mit Christobalds Rittmeister ein ernstes Wort reden. Sonntags Dienst — das hätten sie doch nicht gekannt zu seiner Zeit. Das wäre ja eine ganz verfluchte Neuerung.

Etwas verlegen schien der Leutnant zu sein. Er lächelte und meinte schließlich:

— Das heißt, es war Kirchenparade . . . und . . . und ich mußte sie ein paar Mal für Kameraden übernehmen.

Das wirkte bei der Henne: zu solch gutem Zweck wollte sie ihren Sohn gern entbehren. Und mit diesem trefflichen Eindruck bei der Mutter empfahl sich Christobald. Der Poltzer begleitete ihn bis auf den Flur. Draußen schob er seinen

Arm in den des Sohnes und raunte ihm in's Ohr mit Augenzwinkern und Lächeln:

— Christi, die Kirchenparade kennen wir! Verfluchter Kerl!

Christobald machte ein pfiffiges Gesicht und eilte davon. Vom Fenster aus winkte ihm die Familie Lebewohl zu, und der Leutnant beschleunigte noch mehr seine Schritte, als wollte er sich beeilen, den Zug noch zu erreichen.

Er kam an einem Droschkenhalteplatz vorüber, wo nur noch zwei Wagen hielten, die man vom Fenster aus gerade übersehen konnte. Er eilte vorbei, und die Henne sagte ganz gerührt:

— Der gute Junge! Er erzwingt's noch zu Fuß!

Christobald aber bog, statt geradeaus nach dem Anhalter Bahnhof zu gehen, als er außer Sehweite war, an der Kriegsakademie links ein und eilte die Dorotheenstraße hinab zu Töpfers Hotel, um schnell Civil anzuziehen.

Es war höchste Zeit: er wurde längst erwartet.

---

## 4.

Von Fabian, dem Hofchef, war eine Schreckensbotschaft eingetroffen. Durch irgendwelche Beziehungen seines Fürsten zum Wallenstedter Hofe hatte er in Erfahrung gebracht, Cäsar würde demnächst in Berlin gastieren und zwar sogar am Königlichen Schauspielhause.

Die Henne war außer sich. Sie meinte, ehe dieses Familien-

unglück hereinbräche, wollten sie lieber Berlin verlassen und nach Poltze zurückkehren. Ohnedies war die Zeit der Bälle vorüber und der Frühling nah.

Die Stiftsdame, die zuerst die Nachricht erhalten, war sonst ganz vernünftig und fürchtete sich nach eigenen Worten weder vor Tod noch Teufel, aber das ging ihr doch über den Spaß, und sie dachte ernstlich daran, ihre vier Wochen, die sie „schandenhalber" als Stiftsdame jährlich im Stift Vintze zubringen mußte, jetzt während des Gastspieles abzusitzen.

Gella erinnerte sich des Familientages. Der Onkel hatte ihr ganz gut gefallen, ihr sogar einen gewissen Eindruck gemacht, und sie sagte halb ängstlich, halb freudig erregt, halb neugierig, halb entsetzt:

— Wir werden ihm wohl einen Kranz werfen müssen!

Die Henne hielt die Gelegenheit für passend, der Cousine Eva wieder einen Besuch zu machen. Eigentlich war sie etwas verschnupft gegen die Gräfin. Sie hatte erwartet, eingeladen zu werden, öfters eingeladen zu werden, zu kleinen Diners, in intimerem Kreise, mit all den Leuten zusammen, die in Berlin eine Rolle spielten, mit der nächsten Umgebung der Herrschaften, den Prinzen und Prinzessinnen, Botschaftern und Gesandten, vor allem aber mit den Herren von der Gardekavallerie.

Die waren doch am Ende die wichtigsten — Gellas wegen. Doch die Einladungen waren ausgeblieben.

Der Poltzer freute sich darüber. Er fühlte sich wohler, wenn er abends mit seinem Freunde Vindelow in den Wintergarten oder die Reichshallen gehen konnte. Lackstiefel brannten ihm an den Füßen — er hatte Hühneraugen oben, unten, rechts und links an allen zehn Zehen. Und als ihm die

Henne zuredete, die Gelegenheit zu benutzen und mit zur Gräfin zu gehen, meinte er:

— Ich bleibe anjezogen wie ich bin. Überhaupt würde ich jar nich hinjehen zur Cousine Eva. Eigentlich hat se uns den Winter ziemlich ruppig behandelt: zum Kaffee-stippen einmal einjeladen. Das nenne ich nu nich sehr verwandtschaftlich. Und uf'n Hofball kennt se eenen man kaum. Wenn die Fürstin Pipinska, oder so'n polnisches Aas in der Nähe steht, wird se schon janz rappelig, daß die nur ja mit keenem andern Weibsbilde zuerst redet, vor ihr. Als ob Pipinski wat anners wäre als Eysen und wat Besseres. Ich meine im Jejenteil: wir haben wahrscheinlich schon längst uf unserer Klitsche jesessen, wie die noch Mehl verkooften oder Tuch. Und weeßte noch, wie sie beim Justizminister that mit dem Kerl, der die janze Brust voll Kotillonsterne hatte, der persische Obermohr, und dich ließ se loofen mit unserm Mädel? Na, ich kann dir sagen, wenn ich ooch ziemlich nackig rumloofe bloß mit meinem Johanniter, ich bin jenau soviel wie so'n Stiesel mit der unterjehenden Sonne von Schiras vorn und hinten. Ja, ich finde, ich bin sogar mehr in meiner preußischen Armeeuniform, wenn ich ooch bloß 'n Prignitzer Landonkel bin. . . . Ich wäre zu stolz, hinzujehn. . .

Aber die Henne ging doch hin.

Sie hatte das Märtyrerbewußtsein, als opfere sie sich für ihr Kind und nahm Gella mit.

Eva hatte Besuch; irgend eine dürre Engländerin mit Raffzähnen saß bei ihr. Eine jener Damen, ohne die Leute, die in der Gesellschaft auf sich hielten, diesen Winter nicht auskommen konnten. Mit diesem langweiligen, öden Wesen, an dessen Skelettfigur die Röcke hingen wie an einem Kleiderstock, intim zu sein, galt als „gröbste Klasse".

Die Gräfin sprach englisch mit der Fremden, einer Misses Bell, die bei der Frau eines Gesandten diesen Winter zu Besuch war und bei den Leuten herumgereicht ward, wie Kinder ein Spiel spielen wollen, sei es auch noch so thöricht, nur weil sich andere Kinder dabei langweilen.

Die Henne verstand kein Wort, trotzdem redete Eva weiter englisch. Nur Gella frischte ihre Stiftskenntnisse auf.

Als Misses Bell wie eine Glocke hinausgependelt war, sagte die Gräfin mit besonderer Betonung:

— Sie ist aus dem Hause der Earl of Piddlefox!

Und Gella wie die Henne gerieten in ein ehrfürchtiges Staunen.

Die Gräfin war zuerst befangen. Sie entschuldigte sich, sie habe sich wegen unendlicher Verpflichtungen allerseits in der Gesellschaft nicht genügend um Gella kümmern können. Sie war außer sich vor Bedauern, als sie erfuhr, daß die Familie bald nach Poltze zurückkehren wolle.

Mit ganz betrübter Stimme meinte sie:

— Aber wir sehen uns doch noch vorher? Nicht wahr? Nein, das ist aber zu schade, daß ihr schon fortgeht! Könnt ihr denn nicht noch etwas in Berlin bleiben? Daß wir euch wenigstens noch einmal sehen . . .

Dabei blickte sie im Salon umher und dehnte zerstreut die Worte. Zuerst sah sie nach der Thür, ob etwa ein neuer Besuch käme, dann wieder schaute sie in den Spiegel, in dem sie sich in halber Figur betrachten konnte, und endlich sah sie nach der Uhr, immer redend und redend mit liebenswürdigstem Lächeln, ohne ihren Verwandten dabei nur ein einziges Mal richtig in die Augen zu sehen.

Als die Henne mit der großen Neuigkeit von Cäsars Gastspiel herausrückte und nun nicht entsetzt genug thun konnte

über alle die Folgen, die sich daraus ergeben würden, lächelte Eva müde und gleichgiltig und meinte, das sei eigentlich für sie ohne Bedeutung, denn ihrem Manne wäre es ganz einerlei, und sie würde kaum in ihren Kreisen großer Aufregung begegnen, ob ein Mime mehr gastiere oder weniger. Übrigens nenne er sich ja Herr von Ley und sie, die gräfliche Linie, führte ja nicht einmal diesen Namen, zum Unterschiede von der freiherrlichen.

Damit war die wichtige Mitteilung der Henne eigentlich in nichts zusammengesunken und der Besuch sozusagen gegenstandslos geworden. Das fühlte sie, und nach einigen Minuten gleichgiltigen Hin- und Herredens erhoben sie sich, während der Diener kam, leise etwas meldete und nun Eva mit liebenswürdigster Deutlichkeit die „Audienz" beendigte.

Auf halber Treppe begegneten sie einem Herrn und einer Dame, von den üblichen Dienern begleitet, die wie Krankenwärter jeden Schritt des Besuches zu bewachen schienen.

Der Herr, übergroß, überschlank, ließ die beiden Damen, artig zur Seite tretend, vorbei. Seine Frau musterte sie durch ein Lorgnon einen Augenblick und ging ohne Zucken, während der seidene Unterrock knisterte und rauschte, mit einem Gesichte vorüber wie „kenne ich nicht und will ich nicht kennen".

Und doch waren ihr die Henne und Gella auf einer der Veranstaltungen dieses Winters vorgestellt worden. Sie versuchten auch zu grüßen. Als dies nicht gelang, fühlte sich die Poltzin in ihrer Ehre gekränkt. Doch Gella meinte nur:

— Die Prinzessin wird uns wohl nicht erkannt haben!

Drinnen aber stürzte die Gräfin mit gänzlich verändertem, nun strahlendem Gesicht der Prinzessin von Bruck-Bruckstein entgegen, die, aus einem regierenden Hause stammend, den Titel Hoheit führte, während ihr Mann bloß Durchlaucht war:

— Nein, Hoheitchen, so eine Freude! So eine Freude!

Sie küßten sich, schmiegten sich aneinander wie die Katzen, mit affektierter Zärtlichkeit, und nachdem sie sich eine Weile abgeleckt und Eva der Prinzessin über ihren Hut eine Schmeichelei gesagt, die von beiderseitigen Blicken in den Spiegel begleitet wurde, sank die Hoheit in einen Stuhl, als habe Treppe und Begrüßung sie müde gemacht, und sagte:

— Sie hatten Besuch, Evi?

— Ja, allerdings, eben!

— Wer waren denn die Damen?

— Entfernte Verwandte . . . Gutsbesitzer aus der Prignitz. Sie haben diesen Winter ihre Tochter ausgeführt. Wir sehn uns weiter nicht. Es sind ganz brave Leute . . . natürlich etwas Provinz . . .

Die Prinzessin lächelte, aber da in diesem Augenblick der Graf eintrat, wurde das Gespräch abgebrochen. Der Prinz ging ihm entgegen, um eine ihm widerfahrene Mordsgeschichte zu erzählen. Ihm passierten immer Mordsgeschichten, die sich jedoch meist später dahin aufklärten, daß nur eine Verwechslung stattgefunden. Der Prinz verwechselte alles. Mit nicht besonderen Gaben des Verstandes ausgestattet, sah er überall Dinge, die nicht so waren, verstand jede Nachricht falsch und merkte es auch nicht, wenn ihm jemand etwas aufband. Er war am Spieltisch bar Geld, im Gespräche Oberkonfusionsrat. Unter seinen Händen nahm alles eine verkehrte Wendung, eine unrichtige Gestalt an, und als einmal ein Ruderklub, der einen schönen Ehrenpreis brauchte, ihn zum Ehrenpräsidenten ernannt, war es für alle Billardturniere, Kegelbrüder, Vereins-Veranstaltungen, Wettschwimmer, Fußballspieler, Corsoveranstalter, Pferdeausstellungsleiter, Hundeausstellungspräsidenten, Wettfahrer Stil, fast Notwendigkeit

geworden, den Prinzen von Bruck-Bruckstein, Durchlaucht, sowie seine Gemahlin, Hoheit, aufzufordern, die Präsidentschaft, Vize- oder Ehren- zu übernehmen, Förderer, Ehrenförderer, Patronatsherr, eventuell sogar Ehrenziel- oder Ehrenpreisrichter zu sein. Der Prinz fühlte sich geschmeichelt und nahm fast immer an, obwohl er vom Rudern, Billardspielen, Kegeln, Schwimmen, Fußball eigentlich keine Ahnung hatte und nur als Kavallerist, dem man zum Wohle der Armee keine Schwadron hatte anvertrauen wollen, einigen Begriff von Pferden besaß, wenn auch mehr eine Art Stallmeisterkenntnis.

Das prinzliche Paar fehlte bei keinem Rennen. Heute wollte es mit Graf und Gräfin Eysen die Fahrt zur Eröffnung der Rennen in Charlottenburg-Westend besprechen. Nachdem die Bälle und Routs, Diners und Empfänge zu Ende waren, nahm das Rennen fast das ganze Interesse in Anspruch.

Sie redeten auch jetzt von den kommenden Ereignissen auf dem grünen Rasen in einem Ton, als hinge davon das Schicksal des deutschen Reiches ab, und nur hier und da wurde noch einmal irgend eines Vorkommnisses der verflossenen Ballsaison gedacht.

Dazwischen mischte sich Persönliches. Das war vor allem den beiden Damen das Wichtigste. Plötzlich sagte der Prinz, indem er ein Gesicht machte, wie bei einer jähen Erleuchtung:

— Wissen Sie denn, daß dieses Jahr ein neuer englischer Herrenreiter auf unseren Bahnen reiten wird?

Alle horchten auf. Eva fragte neugierig:

— Wie soll er denn heißen?

— Denken Sie mal, ganz wie Sie . . .

— Wieso?

— Eysen . . .

— Ist nicht möglich.

— Ja wahrhaftig. Ich war neulich zur Morgenarbeit draußen. Da galoppierte er gerade.

Graf Eysen war erstaunt, nichts davon gehört zu haben, aber der Prinz versicherte es noch einmal. Er habe ihn selbst gesehen. Eine gewisse Familienähnlichkeit, so lächerlich es sei, wäre sogar vorhanden. Und er beschrieb genau Christobald, den er in der That draußen in Westend getroffen und da er Civil getragen, wahrscheinlich für einen englischen Herrenreiter gehalten hatte.

Die beiden befreundeten Ehepaare fuhren dann zusammen in den Tiergarten spazieren. Im Bruckschen Wagen die Damen, im Eysenschen die Herren.

Als sie die Charlottenburger Chaussee am großen Stern verließen, kam ihnen eine Droschke von Westend her entgegen: ein Herr und eine Dame darin. Der Herr in langem, hellgelbem, englischem Sport-Überzieher, das kleine, fast krempenlose runde Hütchen schief auf dem Kopf, dessen Haare kurz rasiert waren, daß man die Haut sah, das Einglas im Auge, die qualmende Cigarette im Mundwinkel hängend. An seiner Seite saß ein junges Mädchen im Matrosenhut und engem Covercoat-Kleide, schmiegte sich an ihn an und suchte ihm lachend die Asche von der Cigarette zu schnippsen.

Auf dem Bock der Droschke stand eine Reisetasche aus hellgelbem Schweinsleder, durch deren Riemen eine Reitpeitsche gesteckt war, die bei jedem Rütteln des Wages schwuppte.

— Da ist er ja! — rief der Prinz, und Graf Eysen erkannte im nächsten Augenblick Christobald drüben in der Droschke.

— Mein Vetter . . . erklärte er und setzte dem erstaunten

Prinzen das Mißverständnis auseinander. Davon, daß Christi Rennen auf öffentlicher Bahn ritte, wußte er nichts, wenn er auch im ‚Sporn' gelesen, daß sich sein Vetter vergangenen Herbst öfters an Regiments-, Brigade-, Divisions-Rennen beteiligt und gehört, daß er dabei eine besondere Geschicklichkeit bewiesen.

Der Leutnant drüben in der Droschke hatte sich zur Seite gewandt, um nicht grüßen zu müssen. Aber noch ein Stück weiter die Charlottenburger Chaussee hinab hatte er einen neuen Schrecken, denn dort erblickte er plötzlich seine ganze Familie: vorn seinen Vater mit strahlend frohem Gesicht, den Hut etwas im Nacken, denn dem dicken Manne war schon warm geworden im Schein der jungen Frühlingssonne. Er schritt ganz allein, Mutter und Schwester hinter ihm drein, als wäre für alle drei nebeneinander kein Platz.

Aber es ging noch glücklich vorüber, denn an einer Bank stand ein Invalide mit einem Holzbein, der einen Leierkasten drehte und des Poltzers ganze Aufmerksamkeit erregte, einmal wegen des „ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben", das er gerade spielte, dann aber auch wegen der Kriegsdenkmünze, über die der Poltzer sofort mit dem Orgelmann ein Gespräch begann.

Das endigte mit einem blanken Thaler, der mit einem „Herr Jraf" quittiert ward.

Darüber befand sich Christobald in Sicherheit. Aber er entging seinem Schicksale nicht, denn als hätte der wonnige Apriltag die ganze Familie Eysen in's Freie gelockt, sah er sich urplötzlich, hart am Brandenburger Thor, dem Minister gegenüber, der dort mit dem Major und dessen Frau einen ungefährdeten Augenblick abwartete, um in dem Wagengewirr den Platz zu überschreiten.

Bei der Durchfahrt fuhr die Droschke vorschriftsmäßig Schritt, sodaß Großonkel, Oheim, Tante, Neffe und dessen Begleiterin Muße hatten, einander zu betrachten.

Doch Christobald ließ seine Handschuhe auf den Boden des Wagens fallen und hob sie möglichst langsam auf:

— Du bist ja janz rot jeworden! — sagte die an seiner Seite. Er antwortete wütend:

— Weil mein Handschuh beinah runtergefallen wäre.

— Ach nee!

Der Minister meinte:

— Das war doch Christobald?

Nun sprachen sie von ihm. Dabei erinnerte sich der alte Herr des Familientages, bei dem er immer gern verweilte:

— Weißt du noch, Rudolf, wie damals die beiden Vettern aneinander gerieten? Der Fedor war ja der reine Kampfhahn! Nein, wenn ich denke, daß er da anfing zu weinen! Sag' mal, ihr kennt ihn doch besser als ich, wie kommt denn der Junge nur zu solch exaltiertem Wesen?

Der Major blickte seine Frau im Einverständnis an und meinte, sie hätten noch gestern von Fedor gesprochen; er suchte den Charakter seines Neffen zu erklären. Sein Bruder habe sich, von Berufsgeschäften überhäuft, eigentlich gar nicht um die Erziehung seiner Söhne gekümmert und nun sei aus Fedor durch Einflüsse auf der Schule, unverdaute Lektüre, die ihm in des Professors Bibliothek stets zugänglich gewesen, durch vorzeitige Behandlung als Erwachsener, Gleichgestellter und Gleichberechtigter ein frühreifes, vorlautes Bürschchen geworden.

Der Minister hatte aufmerksam zugehört, während sie jetzt die Lenné- und Tiergartenstraße hinabschritten, zur Rechten die eben entsprossenen Knospen an den Bäumen des

Tiergartens. Er blieb plötzlich stehen und schüttelte den Kopf:

— Immerhin, immerhin, wenn ich denke, daß der Junge noch auf der Schule ist! Er hatte ja einen förmlichen Anfall wie ein hysterisches Frauenzimmer!

Nun ergriff auch Hermine das Wort:

— Fedor ist nervös, fahrig wie ein junger Hund. Weißt du, lieber Onkel, in ihm ist alles ungeklärte Jugend. Rudolf sagte noch gestern: latente Kraft. Ich finde das sehr gut bezeichnet.

Jetzt fuhr der Major fort:

— Ja allerdings, er ist so in dem Stadium, wo man die Welt einrennen möchte. Er ist altklug, der Junge. Er weiß alles besser. Hat über alles schon ein fertiges Urteil. Ich glaube, er ist so eine Art von Weltverbesserer mit allerlei dunkler Sehnsucht und Freiheitsdrang, und wenn heute das Jahr achtundvierzig wiederkäme, so würde er am Ende auf den Barrikaden stehen und ich die Ehre haben, meinen Herrn Neffen totschießen zu lassen. Es thäte mir leid um ihn. Ordnung muß sein. Befehl ist Befehl, und ich weiß ja, was ich zu thun hätte. Aber es wäre wirklich schade um den Bengel, denn in dem steckt etwas. Nur braucht er eben wahrscheinlich eine Anzahl Jahre, um zur Vernunft zu kommen. Wie gesagt, mein Bruder ist zu gleichgiltig gewesen, zu schwach und auch wohl einfach blind.

Der Major erzählte, wie ihm Emil eine kleine Broschüre zu lesen gegeben: „Adel und vierter Stand", die Fedor — obwohl er noch auf dem Gymnasium war — verfaßt, und die sein Vater hatte als Manuskript drucken lassen. Der Professor wäre sehr stolz auf die Leistung seines Sprößlings.

Der Minister blieb gern stehen, wie alte Leute, runzelte die Brauen und fragte:

— Hast du die Broschüre gelesen?

— Gewiß, lieber Onkel.

— Nun, wie findest du sie?

— Manches darin ist gar nicht dumm, aber Fedor ist nicht der erste, der das denkt und sagt. Einzelnes scheint mir geradezu albern zu sein und ein paar Roheiten, Rüpelhaftigkeiten sind darin, für die der Junge einfach übergelegt werden müßte und fünfundzwanzig aufgezählt bekommen sollte!

Sie waren weitergeschritten und sprachen von etwas anderem. Auch sie hatten die Nachricht erhalten von Cäsars Gastspiel am Königlichen Schauspielhause. Der Major und seine Frau fanden sich damit ab und dachten ganz vernünftig darüber, nur dem alten Herrn wurde der Gedanke schwer. Er konnte sich nicht daran gewöhnen, ein Mitglied seiner Familie auf den Brettern zu sehen. Aber er wollte sich entschuldigen, seine Schwäche, wie er es nannte, bemänteln oder doch erklären:

— Schauspieler sind sehr ehrenwerte Leute, und die alten Vorurteile, ja, es sind Vorurteile, sind längst gefallen und doch — nein, ich kann mich nicht überwinden. Ich gebe es für jeden Anderen zu, aber am eigenen Fleisch, an der eigenen Familie — nein, nein, nein. Ihr habt gesehen, wie ich gegen Cäsar gewesen bin, schon um ihm die nötige Sicherheit zu geben, Eva, die ja thöricht ist mit sowas, oder gar Fabian und Frau gegenüber. Aber meinen alten Namen auf dem Theaterzettel lesen und wenn's auch bloß ein Stück davon ist . . . nein . . . nein . . . wider bessere Einsicht, die mir der Verstand einflößt — nein . . . nein . . . nein . . .

Der Major sagte nichts und die Verwandten trennten sich bald darauf. Ehe sie schieden, bat noch der Minister, der Neffe möge ihm Fedors Broschüre zuschicken.

— Ich will das Ding doch mal lesen — wenn ich mich auch ärgern sollte!

Als er die Tiergartenstraße zurückschritt, seiner Wohnung in der Voßstraße zu, blickte das Ehepaar ihm nach. Dem alten Herrn mit der hohen, ungebeugten Gestalt, dem schnellen, kräftigen Gange, hätte man die Last der fast achtzig Jahre nicht angesehen. Rudolf sagte unwillkürlich:

— Der Onkel sieht doch noch famos aus!

Hermine lächelte:

— O, er ist auch noch ganz hübsch eitel. Wie ich dich vorhin am Generalstab abholte und ihn traf, gingen wir zusammen auf und ab, dich zu erwarten. Da sagte er plötzlich: „Ich möchte dich mal was fragen!" — dabei wurde er fast rot — „findest du, daß mein neuer Überzieher, den ich anhabe, gut sitzt?" Ich sagte „ja", und da war er ganz glücklich und meinte: „Siehst du, das freut mich doch, denn das finde ich auch!"

Das Paar lachte über die kleine Schwäche des alten Herrn, und Hermine schob ihren Arm in den ihres Mannes. Langsam gingen sie nach Haus, während den beiden großen, hübschen Menschen hier und da unwillkürlich die Leute auf der Straße nachschauten.

Hermine sprach wenig, nur wenn der Major begann, ging sie darauf ein. Sie hielten es immer so, denn sehr oft — vor allem, wenn sie ihn vom Generalstabe abholte — war er noch in Gedanken. Seine Arbeit beschäftigte ihn unausgesetzt. Dann fürchtete sie, ihn durch irgend eine gleichgiltige Haushaltsfrage oder dergleichen zu stören.

Er schwieg auch manchmal lange, lange Zeit. So auch heute. Es fiel ihm auf die Seele. Er preßte ihren Arm:

— Minchen, sei nicht böse, ich bin oft so langweilig.

Aber weißt du, mir geht gerade die Mobilmachung im Kopfe herum. Sie ist ja längst erledigt, nur wurde ich heute durch etwas daran erinnert und mir kam der Gedanke, ich hätte dieses oder jenes besser machen können. Und sein Bestes will man doch leisten. Ich will mindestens kommandierender General werden.

Sie schmiegte sich an ihn und blickte ihn mit dem Ausdruck felsenfesten Vertrauens an:

— Das wirst du auch!

Er lachte:

— Na! Na!

— Ich glaube es bestimmt.

Da ward er ganz ernst. Sein Gesicht ward fast hart, eisern:

— Der Wille ist jedenfalls da . . .

Sie drückte wieder seinen Arm und schweigend, eng aneinandergeschmiegt, wie ein Liebespaar, gingen sie ihres Weges. Aber nach einer Weile neigte er sich zu ihr und flüsterte, als fürchte er, ein Unberufener möchte es hören:

— Ich will etwas erreichen. Ich muß etwas erreichen. Ich finde, in unserer sozial zugespitzten Zeit hat man nur das Recht zu leben, wenn man etwas leistet. Wenigstens in unserer Klasse. Gerade heutzutage bei den Schlagworten vom Arbeiter — unter dem natürlich immer nur der Handarbeiter, der Fabrikarbeiter verstanden wird. Arbeiter! Als ob wir anderen nicht arbeiteten! . . .

Die Frau lauschte seinen Worten, den Kopf gesenkt, und er redete weiter und weiter, während sie den Lützowplatz überschritten:

— Das Märchen vom Bummeloffizier, der dem lieben Herrgott den Tag stiehlt, ist, denke ich, längst überwunden und

wird wohl nicht wiederkehren. Wer heutzutage als Offizier nicht arbeiten will, wird spätestens als Kompagniechef abgehalftert. . . .

Sie bogen in die Courbièrestraße ein, und als sie bedächtig die Treppe zu ihrer Wohnung emporstiegen, wechselte der Major mit einem Male das Gespräch. Der Ernst war von seinen Zügen gewichen, und er sagte lächelnd, während ein Strahlen über sein Antlitz ging, als wäre ihm in jäher Begegnung ein großes Glück genaht:

— Ob unser Christl zu Haus ist?

Auch Hermine lächelte. Sie zog schnell die Uhr:

— Er muß eben zurückgekommen sein!

Nun eilten sie um die Wette die Stufen hinauf, so hastig, daß der große, würdige Herr Major kurz vor dem Treppenabsatze seiner Wohnung fast gefallen wäre.

— Hopla! — rief er noch und stolperte zur Klingel. Dann stürmten sie ins Kinderzimmer.

— Christl! Christl! — klang es von beiden. Ein blonder Knabe mit großen, blauen Augen lief ihnen entgegen. Sie umarmten ihn einer nach dem anderen, und der kleine Christobald mußte erzählen, wohin er heute mit dem Fräulein spazieren gegangen und was er dabei gesehen und erlebt. Er machte es sehr gut für seine drei Jahre, und der Vater nahm ihn auf den Arm, hob ihn hoch und ließ ihn zur Belohnung die Uhr im Eßzimmer betrachten, deren Pendel dem kleinen Burschen immer das größte Staunen abnötigte.

Dort blieben sie, denn sobald der Major vom Generalstabe heimkehrte, wurde gegessen. Schon um sieben Uhr morgens verließ er das Haus, ritt seinen Gaul im Tiergarten und ging dann in den Generalstab, von wo er erst zu dieser Nachmittagsstunde müde und hungrig zurückkehrte.

Der Heimweg mit seiner Frau, die ihn regelmäßig abholte, die Essenszeit und eine Plauder-Stunde nach Tisch waren seine einzige Erholung, denn die Ordonnanz hatte schon eine große verschlossene Aktenmappe gebracht. Wenn sie vom Essen in sein Zimmer herüberkamen, um dort den Kaffee zu trinken, lag sie bereits auf dem Schreibtisch.

Bis elf oder zwölf Uhr saß er dann meist noch bei der Arbeit. Es gab aber auch Zeiten, wo die Lampe nicht vor zwei Uhr erlosch.

Die Einrichtung der Zimmer war sehr einfach: eine Ausstattung aus dem Offiziersverein. Sie mußten vorsichtig sein in ihren Ausgaben, denn Rudolf besaß ebenso wenig Vermögen wie Hermine. Ihr Vater, Oberstleutnant außer Dienst von Flohr, war Rudolfs Bataillonskommandeur gewesen. Sie mußten Jahre verlobt bleiben, ehe sie daran denken konnten, einen eigenen Hausstand zu gründen. Das war erst möglich gewesen, als Rudolf Stabsoffizier wurde.

Die Einrichtung des Wohnzimmers, in dem der Schreibtisch sich befand, bestand aus einem der üblichen Paneelsofas, mit braunem Rips, von der Farbe der Vorhänge, überzogen. Dazu ein viereckiger Tisch mit einfacher Decke, vier Rohrstühle, ein runder Drehsessel mit niedriger Lehne vor dem Schreibtisch und ein Bücherschrank, der der Mode des gerade umgehenden altdeutschen Stiles gemäß Butzenscheiben haben sollte. Nur haben sollte, denn aus Ersparnisgründen hatte sich das junge Paar bei der Anschaffung für einfaches Glas entschieden.

Es machte immerhin fünfundzwanzig Mark Unterschied, die anderwärts nötiger waren.

An den Wänden hingen ein paar Kriegsbilder: die Schlacht von Saint Privat, die Schlacht bei Leuthen, dann einzelne

wenige Familienbilder, darunter eine Radierung: Onkel Heinrich, den Minister, darstellend. Auf dem Schreibtisch standen Photographieen von Rudolfs Eltern. Der Vater ein unverkennbarer Eysen mit Adlernase; er trug jedoch eine Brille, was ihm einen gelehrten Stempel aufdrückte.

In der That war er Gelehrter gewesen: Pandektist, Professor an der Universität Freiburg im Breisgau. Der erste Eysen, der nicht Offizier, Staatsdiener oder Landwirt geworden. Wie seine Frau, eine Tochter des bekannten Heidelberger Theologen Professor Jürgens, das erste bürgerliche Blut in die Familie gebracht.

Der Major nahm den kleinen Christl auf den Arm und setzte sich neben seine Frau auf das Sofa. Er ließ das Kind auf den Knieen reiten.

— Um Gottes Willen nicht zu sehr wippen! Das Paneel! — meinte ängstlich Hermine.

— Um Gottes Willen das Paneel! — wiederholte lachend auch er. Die billige Arbeit konnte nicht allzuviel vertragen. Es war ihre ständige Redensart, sobald sie es einmal wagten, sich zu dritt auf das Sofa zu setzen. Der Dritte war zwar leicht, aber er mußte reiten, kletterte herum und brachte dem berühmten Paneel mehr Einsturzgefahr als die beiden anderen großen, schweren Menschen zusammen.

Der Christl war aber auch die Hauptperson im Haushalt, denn seine Gegenwart blieb, wenn er längst verschwunden war und ihn die Mutter zu Bett gebracht. Dann war noch immer von dem kleinen Kerl die Rede. So auch heute: wieder wurden Pläne geschmiedet, wieder besprochen, was der Christl einmal alles werden müßte. Mit dem Christl fing es an, mit dem Christl hörte es auf.

Und wie sie so vom kleinen Söhnchen redeten, legte der

Major plötzlich seinen Arm um den Hals seiner Frau und flüsterte ihr in's Ohr:

— Ich danke dir, daß du mir den Christl geschenkt hast!

Sie lehnte sich lächelnd hintenüber und schloß die Augen. So blieben sie in einander verschränkt.

Der Major dachte an seines Bruders Cäsar Auftreten in Berlin und an das unüberwindliche Entsetzen des Ministers darüber. Er dachte an das Elend kleiner Provinzschmieren, an all die Erniedrigung, die Entbehrungen, die Demütigungen, von denen ihm in einer weichen Stunde der Bruder mit Thränen in den Augen erzählt.

Der war deklassiert, aus seiner Kaste gefallen. Von ihr hatte er Schlacken an sich sitzen, gewisse Ansichten, Manieren, Stolz, Einbildung, aber nur Dinge, die ihm hinderlich sein konnten, das Leben verbittern, den Beruf erschweren.

Warum das? Warum nicht fort damit?

Und er dachte an den Neffen, der gewiß auch in ungeklärtem, wüstem Wirrwarr der Ansichten dem Sozialismus näher stand als dem Adel.

Wozu dann die Baronsbürde? Warum nicht die Fessel von sich werfen? Wurde der nicht auch deklassiert? Setzten sie sich nicht beide zwischen zwei Stühle?

Da überkam ihn plötzlich die Sorge um den kleinen Christl. Der sollte bleiben, was er war. Aber sich Namen und Stellung verdienen. Nur die Waffen dazu wollten sie ihm geben und schärfen. Und etwas von dem Phantastischen, Idealen, das seine bürgerliche Mutter in diesen Zweig der Eysen gebracht, das im Übergang eines Sohnes zur Wissenschaft, in dem des anderen zur Bühne seinen Ausdruck gefunden, und auch in dem Generalstäbler schlummerte, kam über ihn.

Er flüsterte mit leuchtenden Augen seiner Frau in's Ohr:

— Unser Christl soll einmal seinen Platz ausfüllen in der Welt. Was wir können, müssen wir thun, ihm in die Seele zu prägen, daß er einen Namen hat, der ihm die Verpflichtung auferlegt, das Höchste, das Höchste zu leisten . . . Er soll einmal . . . einmal . . . ein . . . ein Moltke werden!

Er küßte seine Frau auf die Stirn, sprang auf und setzte sich zur Arbeit.

Sie aber träumte, während er emsig las und schrieb, mit lächelnden Lippen weiter von ihrem Kinde.

---

## 5.

Cäsars Gastspiel hatte sich zu allgemeiner Erleichterung der Familie zerschlagen. Ob seine Gehaltsforderung zu hoch befunden worden, oder, wie jemand erzählte, Gräfin Eysen doch Schritte gethan, um sein Auftreten am Schauspielhause zu verhindern, ließ sich nicht feststellen. Das wahrscheinlichste war wohl eine Lesart, die vom Minister stammte: Cäsar wollte für ein erstes Fach gastieren, während man ihn offenbar bloß für zweite Rollen in Aussicht genommen hatte.

So wäre der Poltzer Abreise nicht notwendig gewesen, wenn nicht Ernst sich nach der Prignitz gesehnt hätte. Er langweilte sich in Berlin. Der ewigen — übrigens ganz harmlosen Bummelreisen, der Possen, Operetten und Variététheater war er schließlich überdrüssig geworden. Und da Gella „für dieses Jahr nun doch nicht mehr zu verheiraten war,"

gab es auch keine Entschuldigung mehr, in Berlin die teuere Wohnung zu bezahlen.

Dazu rief ihn sein Beruf auf's Gut. Eigentlich besorgte der Inspektor ebenso gut alles allein, und der Poltzer hätte, vielleicht sogar oft zum Wohle seiner Besitzung, von Berlin aus regieren können, aber er meinte, ohne ihn ginge es eben nicht. In Wirklichkeit sehnte er sich danach, seine Felder zu sehen, den frischen Duft der Keime einzuatmen, durch sein Holz zu streifen, mit dem Forstaufseher von den Jagdaussichten zu reden und eine Parzelle Hochwald seinem Gewissen abzuringen, um sie schlagen zu lassen.

Denn der Poltzer brauchte Geld. „Es wird ja wieder aufgeforstet!" tröstete er sich.

Er brauchte Geld nicht allein wegen des Winters in Berlin. Das Geld dazu mußte so wie so vom Kapital genommen werden, wenigstens ein Zuschuß zu den Kosten des Ausgehens. Aber das war er der Tochter schuldig, es war sozusagen ein Stück Aussteuer und ebensoviel wert als Hemden, Tischtücher und Servietten, die sie bekommen würde, wenn es gelang, sie passend unter die Haube zu bringen.

Er brauchte Geld, weil Christobald Geld brauchte.

Ende Mai war er mit etwa eintausendzweihundert Mark „niedergekommen", wie es der Poltzer selbst nannte, nachdem er den ersten Schreck und Ärger überwunden und seinen Humor wiedergefunden.

Zuerst wollte sich der Poltzer an den Minister wenden, aber dann dachte er im stillen: Jugend kennt keine Tugend! Es wird wohl nicht das letzte Mal sein, daß man dem Bengel unter die Arme greifen muß! — Und er mochte Onkel Heinrich nicht vorzeitig „anbohren", sondern wollte ihn in Reserve halten, umsomehr, als Fabian, sein Zweiter, sich schon nächstes

Jahr zu entscheiden hatte, wo er eintreten wollte. Und dazu war des Onkels Hilfe, wenigstens wenn der Kadett sich zur Kavallerie melden sollte, unbedingt erforderlich.

Der „kleine Niederbruch" störte jedoch Christobald nicht im geringsten; er war Sportsman geworden, und dazu brauchte man eben Geld. Eigene Pferde besaß er nicht; er ritt nur für andere. Mit einer gewissen Sicherheit war er unter die Rennleute gegangen, und jetzt kam er zu jedem Renntage von Zossen herüber nach Berlin, zuerst nur in der Absicht, sich überhaupt zu zeigen.

Er nahm die verzweifeltsten Ritte an. Ob ein Pferd Gewinn-Aussichten hatte oder nicht, war ihm ganz gleich, wenn er nur am Start erscheinen konnte. Ans Ziel kam er bei diesem System freilich oft als „starkgetriebener Letzter", oft überhaupt nicht, denn die „Verbrecher" und „Fallmaschinen", die er nur zu reiten bekam, hätte auch ein erfahrenerer, besserer Reiter als er nicht ohne Fehler über die Bahn gebracht.

Es gab kaum ein Hindernis, an dem er nicht schon einmal gelegen, er kannte sämtliche Gräben der Charlottenburger Bahn durch eigene Berührung und alle Hürden, Koppelricks wie irischen Wälle waren ihm vom Sturze her in genauer Erinnerung.

Seltsamerweise hatte er sich bei dem vielen Fallen niemals ernstlich verletzt. Ein einziges Mal, bei einem Sturze am Tribünensprung, verlor er die Besinnung und mußte fortgetragen werden. Aber seine Bärennatur siegte, und eine Viertelstunde darauf sah er, ruhig eine Cigarette rauchend, dem nächsten Rennen zu, um sogar in der Schluß-Nummer des Tages wieder im Sattel zu sein.

Graf und Gräfin Eysen hatten sich nach dem Befinden des Neffen erkundigt. Zuerst war ihnen sein Erscheinen auf

der Rennbahn nicht sehr angenehm gewesen, denn im Anfang machte Christobald fast eine komische Figur. Der Volkswitz hatte sich seiner bemächtigt. Als er eines Tages von einem gewissenlosen Trainer auf ein spilleriges, gräßliches, kleines Tier gesetzt worden war, „Die Not" geheißen, das nie glatt über die Bahn kam, und von dem niemand verstand, warum es eigentlich noch alle paar Rennen einmal abgeschossen wurde, rief ein Witzbold vom zweiten Platz:

— Not bricht Eysen 's Jenick!

Beim langsamen Aufkantern hatte Christobald den dummen Witz gehört, drehte sich im Sattel um und rief schlagfertig als echter Märker dem Kerl zu:

— Oder Eysen bricht Not 's Jenick, wenn det Aas nich springt!

Keiner von beiden brach das Genick, aber von dem Tage ab war Christobald populär. Seine Beliebtheit übertrug sich unwillkürlich auf die Pferdebesitzer. Der junge Offizier bekam hier und da ein paar bessere Ritte.

Er war immer lustig, immer guter Laune, mit allem zufrieden, hatte nichts zu tadeln, machte keine besonderen Ansprüche wie die berühmten Reiter. Auch das half. Dann unterhielt er sich mit jedermann mit der Sicherheit und dem selbstverständlichen Auftreten des preußischen Offiziers. Er gab den Reportern der Sportjournale Auskunft soviel er selbst wußte, sodaß diese anfingen, ihn, wenn sie von der Morgenarbeit der Pferde sprachen, als anwesend zu nennen mit dem schmückenden Beiwort: „der beliebte junge Offizier", oder „unser hoffnungsvoller Herrenreiter". Das half noch mehr.

Dieser oder jener Rennstallbesitzer, der von Christis Können vielleicht nicht aus persönlicher Anschauung überzeugt

war, ließ sich dadurch bestechen, dem jungen Offizier einen Ritt anzubieten, und schließlich hatte er es erreicht, zur Zeit vor dem Manöver, wo es auf einige Wochen auf den Rennplätzen still wurde, fünf Siege und sieben zweite Plätze bei sechsunddreißig Ritten auf seinem Konto zu haben.

Die Familie zu Haus in Poltze erfuhr nicht viel davon. Es lag nicht in Christobalds Interesse, sie besonders zu benachrichtigen: er fürchtete Vorstellungen, es koste zuviel Geld. So las denn der Poltzer nur ab und zu in der „Kreuzzeitung", daß sein Christi geritten, gefallen, sein Gaul reüsiert, oder ausgebrochen. Wenn er einmal gesiegt, wurde es der Familie freudig mitgeteilt, sonst verschwiegen, denn die Henne kam aus der Angst nicht heraus. Sie hatte zwar nie ein Rennen gesehen, meinte aber, es sei fürchterlich gefährlich. An die Kosten dachte sie nicht, sie bangte nur um ihren Sohn, er möchte körperlich Schaden nehmen.

Der Poltzer aber war im stillen glückselig über Christobalds Triumphe und nahm sich vor, einmal eigens nach Berlin zu fahren, um seinen Jungen im Sattel zu sehen. Aber er wollte niemandem etwas davon sagen.

Nach Haus kam Christobald so gut wie gar nicht mehr. Sonntags waren Rennen, in der Woche hielt ihn der Dienst, und einen einzigen Urlaub einmal von acht Tagen hatte er zu einer Expedition an den Rhein ausgenützt mit den Pferden eines Regimentskameraden, den er beredet, ihn reiten zu lassen, weil er selbst nur mit Übergewicht in den Sattel steigen konnte.

So war der Sommer vergangen, das Manöver vorüber, und draußen in Charlottenburg-Westend rüstete man sich zu den Herbstrennen.

Von den Eysen war niemand in Berlin als Luise von

Aufschläger, des Majors Schwester, deren Verhältnisse auch die kürzeste Erholungsreise nicht gestatteten.

Die Stiftsdame befand sich im Stifte Vintze, ihre vier Wochen Pflichtaufenthalt abzusitzen; der Minister in Krohberg auf seiner schlesischen Herrschaft; der Major war auf einer Generalstabsreise und hatte Hermine mit dem Christl währenddessen zu ihren Eltern geschickt. Graf und Gräfin Eysen waren in Baden-Baden mit Coaches, Tilburys, Dogcarts, Pferden, Hunden und Söhnen, deren Erziehern, Kutschern, Stallburschen, Grooms, Kammerdienern, Dienern, Kammerjungfern und dem Papagei Ko-ko, der als Sportsvogel nur Englisch redete.

Der Professor war zu einer Operation nach Kiew gerufen worden und hatte Fedor, der zu Ostern sein Abiturientenexamen gemacht, und nun an der Berliner Universität Medizin studierte, als Reisebegleiter mitgenommen, sodaß Joseph und Robert, die beiden anderen Brüder, allein das Haus hüteten. Der Ältere — jetzt Oberprimaner — überwachte den Jüngsten.

Erst gegen Weihnachten waren wieder alle Eysens nach Berlin zurückgekehrt. Möglicherweise konnte diesen Winter der Hofchef dazu kommen. Seine Frau hatte geschrieben, der Fürst werde ein paar Wochen, vielleicht sogar Monate, in der Hauptstadt verleben.

Aber schließlich wurde doch nichts daraus, denn Fürst Sarnheim vermochte es nicht, den dazu erforderlichen Entschluß zu fassen. An seinem Hofe waren tausend Bedenken, wie man wohl in Berlin empfangen, wie und zu was eingeladen, wie placiert würde. Das ewige Nichtsthun, etwas Vorstellen-wollen und doch nichts bedeuten, hatte seine Thatkraft gelähmt. In Sarnheim wie in Resa wußte er, was er war, in Berlin war er dessen nicht gewiß. So blieb er schließlich

daheim, und der ganze Plan kostete abgesehen vom Ankauf von unzähligen Koffern und Anschaffung einer — übrigens sehr nötigen — Garnitur Livree für die Dienerschaft noch zehntausend Mark Abstandsgeld für das bereits gemietete Palais eines Geldmannes „In den Zelten"

Hätte der Fürst noch Orden zu verleihen gehabt, so würde es billiger geworden und dem Börsianer „eine Ehre gewesen" sein. —

Sobald der Minister nach Berlin zurückgekehrt war, suchte er den Professor auf. Er wollte Fedor sprechen, aber er traf niemand zu Hause, und so hinterließ er eine Einladung für Vater und Söhne, Sonntag bei ihm „ganz en famille" zu essen.

Die ganze Nachkommenschaft seines verstorbenen Bruders Karl, des Professors, war gebeten.

Doch Joseph, der zu Ostern sein Abgangsexamen von der Schule zu machen hatte und in der Klasse einer der Letzten war, sollte arbeiten, Robert hatte Mandelentzündung. So erschien der Professor nur mit Fedor. Dazu der Major mit Frau und Luise mit ihrem Mann, dem Hauptmann außer Dienst von Aufschläger.

Des Ministers Wohnung in der Voßstraße lag im Erdgeschoß eines ruhigen, vornehmen Hauses. Nur selten kam einmal ein Wagen die Straße herab. Hier schwieg alles. Auch im Hause ging es lautlos zu. Im ersten Stock wohnte die Witwe des Besitzers, eines Geheimrats, im zweiten ein General der Infanterie außer Dienst. Die Läufer auf der Treppe schienen fast unberührt, als träte hier alles leise auf.

Als der Major klingelte, öffnete sich geräuschlos die Thür, und ein alter Diener im schwarzen Frack, mit grauem, kurzem Backenbart, nahm die Überkleider in Empfang.

Schon an der Thür kam ihnen der Onkel entgegen, reichte ihnen beide Hände und zog sie zu einem Sofa in einer Ecke. Dort mußten sie sich niederlassen und vom Sommer erzählen, wie es ihnen ergangen, wie Rudolf mit der Generalsstabsreise zufrieden.

Der Major wich aus; er pflegte nie einen militärischen Erfolg einzugestehen. Die weitere Antwort wurde ihm auch erspart, denn der Professor erschien mit seinem Sohne, Luise und ihr Gatte.

Hauptmann von Aufschläger war ein kleines, bescheidenes Männchen, in unendlich schlecht sitzendem, etwas blankgescheuertem, schwarzem Rock. Er war ein seltsames Gemisch von militärischer Strammheit und Kürze aus früheren Zeiten und einer Art Barbierhöflichkeit, die er sich als Versicherungsbeamter angeeignet. Das lag schon in seinem Äußeren: er trug die altpreußischen „Sechser", die nach vorn in die Schläfe gebürsteten Haare, dazu einen gewaltigen Schnurrbart, schon leise ergraut, der zu dem gutmütigen Kindergesicht gar nicht recht passen wollte.

Es ging schnell zu Tisch, in ein dunkel gehaltenes Eßzimmer, dessen Wände mit großen, hohen, gleichfalls nachgedunkelten Bildern bedeckt waren: lauter Eysen und deren Frauen.

Engelbert von Aufschläger — die Stiftsdame hatte, als sie ihn zum ersten Male gesehen, sofort gesagt: „Kinder, das geht gar nicht anders, der kann nur Engelbert heißen!" — wußte längst, woher die alten Herrschaften dort oben an den Wänden stammten, aber er fragte ganz demütig, ganz ergeben, ganz bescheiden, nun zum fünften oder sechsten Male:

— Lieber Onkel, sind das Originale?

Und der Minister, der seit einigen Jahren alle Dinge

gern mehrmals erzählte und nie wußte, ob er etwas schon einmal gesagt, antwortete:

— Nein, das sind Kopieen, die meine selige Frau einst für unsere Stadtwohnung hat anfertigen lassen! Die Originale hängen in Krohberg. Da drüben diese schöne junge Dame: Marie-Anna, Gemahlin des Christobald Heinrich 1503—1594 hängt dagegen in Oberrennsdorf.

Von allen Seiten wurde zugestanden, daß sie sehr schön sei, nur Fedor sagte, indem er das Messer, mit dem er den Fisch zu des Ministers stillem Entsetzen gegessen, bei Seite legte:

— Nur der Hals ist zu lang. Eine anatomische Unmöglichkeit. Wird aber wohl Phantasie des Herrn Künstlers sein, der die Natur hat überbieten wollen. Also ein unbescheidener, schlechter Künstler!

Die anderen schwiegen, auch der Minister. Doch nachdem eine Weile still weitergegessen war, meinte er zu seinem Großneffen gewendet:

— Es freut mich, daß du die Unbescheidenheit als schlecht empfindest. — Übrigens kommt es bei diesen Bildern nicht auf den Kunstwert an, sondern auf den Wert als Familienbild, als Erinnerungsstück.

Fedor hob schon die Nase mit dem schiefen Kneifer, um etwas zu entgegnen, als sein Vater dazwischenfuhr und ihm das Wort abschnitt.

Nun wurde von gleichgiltigen Dingen gesprochen.

Nach Tisch saß man in des Ministers Zimmer. Die Thüren zu den übrigen Räumen der Wohnung standen offen. Alles war noch genau so wie zu Lebzeiten seiner Frau, die doch nun schon siebenundzwanzig Jahre unter der Erde ruhte. Und wie der alte Herr neben seinem Trauring den

der verstorbenen Gattin trug, so fanden sich auch hier überall Gegenstände von ihm und von ihr durcheinander. Der einstige Salon war geblieben und das Boudoir mit seinen kleinen Frauenzieraten. Nur im Herrenzimmer war des Ministers Einfluß allein sichtbar.

Engelbert lief unausgesetzt umher, zu bewundern und zu betrachten. Es gab auch allerlei Dinge, die interessant waren: Geschenke, die der Minister in seiner Laufbahn als Staatsdiener erhalten, Andenken an diesen und jenen denkwürdigen Augenblick, Erinnerungen fremder Souveräne. Neben dem Schreibtisch hing ein Bild des Kaisers in goldenem Rahmen, das der Minister vom Monarchen bei seinem Abschiede erhalten, als er dem Ansturm des Reichstages, der ein Opfer haben wollte, hatte weichen müssen.

Da gab es Dinge aller Art: eine goldene Standuhr, Geschenk des Kaisers von Österreich, eine brillantenbesetzte Dose vom Zaren, dann in einem Glasschranke Familienerinnerungen: Orden, die einst von einem Eysen getragen, ein blutgetränktes Band des schwarzen Adlers, Tabaksdosen, die Friedrich Wilhelm der Erste und Friedrich der Große an Familienglieder geschenkt. Die Kugel, die den Reitergeneral von Eysen bei Leuthen vom Pferde in die ewigen Siegesgefilde geschickt. In silberner Kapsel spärlich dünnes Greisenhaar, ein Anhänger, den Ursula von Eysen einst zur Erinnerung an den vorm Feinde mit seinen vier Söhnen gebliebenen Vater getragen.

Die ganze preußische Geschichte, mit der diese Eysen verkittet und verwoben waren, lebte in Erinnerungen auf, wenn man vor diesem Schranke stand. Und der Minister verweilte gern davor, liebte es, über die Stücke, die er dort gesammelt, zu sprechen, Herkunft und Veranlassung zu er-

zählen, wie sie in die Familie gekommen, welche Bedeutung sie hatten.

Jedesmal, wenn der Hauptmann da war, wanderte er in den Zimmern umher, bewunderte alles, fragte nach allem und ließ sich vom Hausherrn Geschichten erzählen, indem der Minister einmal anknüpfte an eine Amazone aus Alabaster — Geschenk Friedrich Wilhelm des Vierten — dann wiederum an ein Handschreiben des Großen Kurfürsten, wegen Friedrichsort, der ersten Kolonie Preußens in Afrika.

Immer und überall waren es Eysen gewesen, die sich ausgezeichnet. Der kleine Hauptmann nahm daran teil, als hätte er selbst Eysensches Blut in den Adern und hätte nicht bloß eine Eysen geheiratet. Er ward förmlich stolzer, größer, richtete sich auf, drehte den martialischen Schnurrbart, als der Minister ihm ein paar Pläne zeigte und Stahlstiche von Schlössern, auf denen einst Eysen gesessen, als zöge er mit aus zur Reiherbeize und in die Fehde, als säße er lachend droben auf seiner Burg, die ohnmächtige Feinde berannten, oder als splitterten die Lanzen beim Turnier, als griffe er unter den Augen des alten Fritz mit dem Regiment Gensd'armes den Feldmarschall Daun an, und wäre nicht Engelbert von Auffschläger, Hauptmann außer Dienst und Agent der Lebensversicherungsgesellschaft „Witwenschutz" in Berlin.

Gegen zehn Uhr empfahlen sich die Verwandten. Zuerst war der Professor gegangen, dann der Major mit Frau. Er hatte noch zu arbeiten. Am längsten verweilten Auffschlägers. Engelbert berauschte sich förmlich an den großen Erinnerungen der Familie.

Fedor war bis zuletzt geblieben.

Als er sich den Letzten anschließen wollte, gab ihm der Minister ein Zeichen, zu bleiben:

— Ich habe mit dir etwas zu besprechen, mein Sohn.

Der junge Student machte ein erstauntes Gesicht. Der Onkel zog ihn in sein Zimmer und schloß sorgfältig die Thüren:

— Da setze dich mal her!

Fedor nahm Platz. Der alte Herr trat an seinen Schreibtisch, hob hier und da einen Briefbeschwerer auf, suchte unter Aktenstößen und Papieren und zog endlich ein dünnes Heftchen hervor, das er an sich nahm. Dann kehrte er zum Tische zurück, an dem Fedor saß, schob sich die Lampe näher und nahm mit umständlicher Langsamkeit seine Brille, die er beim Lesen brauchte, aus einer Papphülse. Er setzte vorsichtig wieder den Deckel darauf, räusperte sich und begann:

— Mein lieber Großneffe, ich möchte dir einmal etwas sagen ... hm... Du hast eine Broschüre verfaßt ... hm ... hier ... ich habe sie gelesen ... und ich muß dir im höchsten Grade meine Verwunderung aussprechen, wie ... wie es möglich ist, so etwas zu schreiben.

Der Minister hatte sofort einen Leidenschaftsausbruch Fedors erwartet und war nun fast erstaunt, daß dieser nicht erfolgte. Der Student blieb ganz ruhig sitzen, nur in seinen Augen glühte verhaltenes Feuer, etwas wie Kummer und Weltenleid. Der Onkel war so erstaunt über diese Ruhe, daß er unwillkürlich einen ganz anderen Ton anschlug, als er eigentlich gewollt, und nicht verweisend, sondern ganz freundschaftlich fortfuhr:

— Sage mal, mein Junge, wie kommst du denn nur dazu, so was zu schreiben? Du mit deinem guten, alten Namen!

Fedor richtete sich auf:

— Eben deswegen.

— Deswegen?

— Ja, weil ich den Adel beurteilen kann.

— Du? Du mit deinen achtzehn Jahren? — Bitte, ausreden lassen! — Du wirst noch Zeit genug haben, den Adel kennen zu lernen, aber mit achtzehn Jahren lernt man überhaupt erst und kennt noch nichts!

Fedor machte ein geringschätziges Gesicht, als wollte er sagen, mit einem Blick auf den alten Herrn: „Und in deinem Alter hat man schon wieder vergessen!“ Aber er antwortete nichts, und der Minister fuhr fort:

— Sieh einmal, du sagst darin Dinge, die dir nicht zukommen. Du versuchst an Einrichtungen zu rütteln, die bestehen, mit Recht bestehen, seit Jahrhunderten bestehen. Ich habe deine Schrift aufmerksam durchgelesen, und daß ich mit dir darüber rede, mag dir bezeugen, daß ich nicht verknöchert bin und starr auf einem Standpunkte verharre. Sonst würde ich mich gar nicht darauf einlassen, mit dir darüber erst zu debattieren, sondern würde sagen: der Junge mag erst ordentlich was lernen und sich die Welt ansehen — dann soll er meinetwegen, wenn er's durchaus nicht lassen kann — schreiben. — Für Weltverbesserer habe ich in meinem Leben eigentlich nie etwas übrig gehabt, aber wenn so ein kleiner Weltverbesserer in meiner eigenen Familie ersteht, so ist's, denke ich, etwas anderes. — So nun lasse mich einmal zu deinen Ideen kommen, oder wohl mehr zu den Ideen, die du zusammengestellt hast, die du wiedergiebst . . .

Der alte Herr blätterte in dem dünnen Heftchen und bemerkte es gar nicht, daß Fedor immer unruhiger auf seinem Sitze geworden war, und nun plötzlich losfuhr:

— Diese wenigen Bogen, in die ich eine unendliche Gedankenkette zusammengepreßt habe, sind meiner Kopfarbeit, meinem Denken entsprungen. Sie sind sozusagen ein Extrakt und doch wieder nur ein Präludium. Noch ganz andere

Töne habe ich auf meinen Saiten, und ich gedenke in einer Reihe von Aufsätzen, die sich vielleicht zu Bänden erweitern mögen, diese brennenden Fragen zu behandeln. Fragen, an denen mehr hängt, als man in kurzsichtiger Eintagserkenntnis meinen mag. In diesem Heftchen gebe ich nur den Auftakt zur Sinfonie, die ich zu schaffen gedenke, die fertig in meinem Hirne steht und nur der Muße harrt, hinausgeschleudert zu werden. Ja hinausgeschleudert, wie der Vulkan das feurige Erdinnere hinausstößt, hoch in die Luft, hoch, hoch, hoch in die Luft . . .

Dabei hatte er mit der Hand vor sich hin in die Luft gegriffen, als wollte er die Schlacken, die Lavablöcke, den Aschenregen auffangen, der aus dem rotglühenden Innern seines Herzens in den Äther empor geschleudert ward.

Der Minister hatte zuerst erstaunt aufgeblickt, nun ließ er ihn ruhig ausreden. Im Grunde genommen liebte er Überschwung und Begeisterung der Jugend, und es machte ihm Spaß, den Jüngling reden zu lassen. Während seiner parlamentarischen Thätigkeit am Regierungstische hatte er immer eine eigentümliche Eigenschaft gezeigt: je heftiger und erregter die Volksvertreter gewesen, desto ruhiger, sicherer, sachlicher wurde er. Das waren seine besten Momente gewesen, dabei hatte er am treffendsten erwidert, die Vorlagen begründet und verteidigt. Waren dagegen seine Gegner ruhig, so ward er heftig, antworteten sie nur kurz, gleichgiltig, höhnisch, so fing er Feuer und blieb nicht mehr Meister seiner Rede. Dann hatte er verspielt, wie in der letzten Sitzung, nach deren für ihn unglücklichen Verlauf er seine Demission gegeben und von Bismarck fallen gelassen worden war.

Ganz ruhig erwiderte er nun dem Großneffen:

— Also das ist erst der Anfang?

— Gewiß Onkel.

— So, was soll denn noch kommen?

— Der Ausbau! Gewissermaßen die Erfüllung.

— Hast du denn noch Material?

— Bände, Bände, ganze Bände.

— Und was willst du denn darin noch sagen?

— Es liegt mir daran, eine Weltanschauung niederzulegen. Ich will bestehende Ansichten als haltlos zeigen, ich will von den Petrefakten der Sitten und Gebräuche den Schleier reißen, sie aufdecken in ihrer ganzen Hohlheit und Verderbtheit. Ich will leuchten in mumifizierte Gesichter, ich will Sturm daherfahren lassen, daß der Staub der Jahrhunderte aus den Perrücken stiebt . . .

Fedor hatte sich im Eifer des Sprechens erhoben, und es war nun, als hielte er förmlich eine Rede, als schleudere er Anklagen in die Welt hinaus. Er schien die Anwesenheit des Großonkels fast vergessen zu haben, es war, als spräche er halb für sich, um sich klar zu werden, sich zu entlasten, halb als befände er sich in einer Volksversammlung:

— Ich fühle in mir das Amt zur Kritik. Ich bin da aufzuhellen, zu entschleiern, niederzureißen, das gesellschaftliche Leben in seiner Nichtigkeit nicht nur, sondern auch in seiner Verderbtheit und Verlogenheit zu zeigen. Ich will beweisen, daß die, die an den Tischen sitzen und sich mästen, eine dem Untergang geweihte Gesellschaft verkörpern. Ich habe die Armut gesehen und das Elend, ich habe den Hunger gesehen in den Hütten, und ich will darlegen, daß die Welt nicht so zu sein braucht, daß es nicht nötig ist, daß einer im Palast wohne und der andere nicht wisse, wie er morgen leben soll.

Und dazu greife ich nicht die Bourgeoisie heraus — bei-

läufig gesagt einer der Fehler der Sozialdemokratie — sondern kaput kapitis: den Adel. „Die Edelsten der Nation", wie liberale Blätter höhnisch sagen. Die am Throne stehen, die, die!

Und ich verwerfe den Adel! Den Adel, der ein Überbleibsel ist früherer, feudaler Zeiten. Ein nachschleppendes Mittelalter! Ich verwerfe es, daß ein Idiot, der als Graf geboren ist, mehr sein sollte als ein Handwerkersohn, der ein Genie ist, dem die Welt offen steht, der der Menschheit unvergängliche Dienste leisten kann. Ich verwerfe den Adel als Einrichtung.

Weil einer meiner Vorfahren einmal vor tausend Jahren ein tüchtiger Mann gewesen ist, soll ich mich heute überheben dürfen über die Menge? Nein, ich bin nicht mehr und nicht weniger als irgend ein anderer.

Es giebt nur eine Lösung der Frage: Abschaffung des Adels.

Er hat seine Dauer in der Geschichte gehabt, er mag seine Berechtigung besessen haben, er hat sie nicht mehr. Wir sind in das Zeitalter getreten, wo Gesinnung und Leistung den Wert des Menschen bestimmen. Wir fragen nicht mehr: wie heißt jemand? nein wir fragen: was kann jemand?

Alle Standesunterschiede sind gefallen, wir erkennen den Adel nicht mehr an. Der Adel muß nicht an uns hängen als Wörtlein „von", der Adel muß aus uns leuchten, aus unseren Thaten, unseren Gesinnungen!

Die Gemeinde der Adligen bleibe, und wird immer bleiben, als Gemeinde der Adelsmenschen des Könnens, des Fühlens, des Denkens . . .

Wer den Adel in sich fühlt — der ist auch adlig . . . nicht von adliger Geburt, sondern adliger Eroberung . . . von

eignen Gnaden. Selfmademan zu sein, ist Ehr' und Ruhmestitel. Wir wollen alle Adelsmenschen werden, alle erziehen dazu, uns erziehen dazu.

Es soll eine Vereinigung werden der Menschen adliger Gesinnung, adligen Gefühles, adliger Leistung, das heißt edelster Gesinnung, edelsten Gefühles, edelster, höchster Leistung! Die Besten, die Tüchtigsten, die im Kampfe ums Dasein in der Auslese Obengebliebenen. Die Neunmalgesiebten.

Und die sollen eine Gemeinde bilden, wo kein Neid herrscht und kein Streit, wo keiner sich mehr dünkt als der Bruder, wo einer lebt wie der andere, einer zu verzehren hat, was der andere verzehrt. Wo in Gesinnung, Fühlen und Denken alle dasselbe sind, alle rein, reich.

Diese Gemeinde aber soll umfassen — die ganze Menschheit. Nicht mehr und nicht weniger. Es soll nicht mehr geben: Proletarier, Bürger, Adel. Nein, Proletarier wie Bürger sollen erzogen werden zum Adel. Zu dem Adel, den ich meine. Zu dem Adel, zu dem der Adel selbst erst herangebildet werden muß.

Der Adel stirbt an sich selbst, denn wo überall Adel ist — ist kein Adel mehr.

Es bleibt eine Gemeinschaft der Edelmenschen, zu der die Menschheit über Kannibalentum, Verbrechertum, Krieg, tiefste Stufen der Unsittung hinangeführt ist zur Sonne der Liebe, der Gerechtigkeit, der Gleichheit. — Wo kein Gesetz mehr gilt, denn in uns liegen die Gesetze. Wir selbst sind uns Gesetz. Wir, die lachenden Sonnenmenschen, die Sieger letzter, höchster Stufe des Menschentums, der Gottheit nahe, Götter!

Wir heißen aber: Edelinge. Und Edeling gleich Mensch — Mensch gleich Edeling.

Das will ich sagen, das verkünden, das armen, blinden Menschen auf ewig aufdecken und entschleiern. Dazu fühle ich in mir Beruf und Kraft. Ich, ich der Adelige, ich der Baron, ich der Versteher der kommenden Generation, der ich das Land der Verheißung nicht bloß schaue wie Moses, sondern der ich trete in dieses Land, der ich es miterobern helfe, der ich ein Zukünftiger bin, der doch leben wird, noch zu vollenden, selbst zu sehen, zu schaffen, aufzubauen.

Nieder der Adel — hoch der Edeling!

Bei den letzten Worten rang Fedor nach Atem, so schnell hatte er gesprochen. Er schluckte nervös, fuhr sich mit der Hand durch das wirre, halblange Haar, während ihm der Kneifer ganz von der Nase gesunken war, und stand zuletzt da mit fast verklärtem Ausdruck, als hätte er ein übermenschliches Gesicht gehabt.

Der Minister aber sagte langsam, trocken:

— Also der Schluß: Le roi est mort — vive le roi!

Fedor schien in anderen Welten.

Wie er sich nun zurückfand, glitt ein unsäglich mitleidiges Lächeln über seine Lippen, und er sprach langsam, die Stimme ganz sinken lassend:

— Wie immer und überall in der Welt: aus den Ruinen muß das neue Leben blühen.

— Also erst willst du doch alles zur Ruine machen?

— Das ist nicht nötig. So weit sind wir schon.

— Nun, ich denke die Erde steht noch ganz leidlich fest, mein Sohn.

— Sie zittert in allen Fugen, sie ist einsturzbereit. Tausend, millionen Hände arbeiten an ihrem Zusammenbruch. Der Adel an der Spitze.

Da richtete sich plötzlich der Minister auf:

— Wir arbeiten nicht am Zusammenbruch. Wir arbeiten, das zu bewahren, was uns von den Vätern überliefert worden ist.

Wir wollen das alte Gebäude stehen lassen, wo und wie es steht, das alte Gebäude, das sich durch Jahrhunderte bewährt hat, das den Stürmen der Zeit, der Minierarbeit unterirdischer Geister, verblendeter Wühler, irregeführter Jugend getrotzt hat bis auf den heutigen Tag, und trotzen wird. Das kannst du mir glauben: trotzen wird. Denn wir wollen es nicht stehen und baufällig werden lassen, sondern wollen es ausbauen!

Wir wollen nicht Auge und Ohr allem Neuen verschließen, sondern, wo uns bewiesen wird, daß die veränderten Bedürfnisse der Zeit eine Änderung bedingen — gehen wir daran. Aber nicht wenn ein junger Guck-in-die-Luft uns Dinge sagt, die schon Tausende vor ihm besser, vollständiger, logischer gesagt haben. Mit zwanzig Jahren haben wir alle einen Tropfen des Geistes in uns, der alles besser zu wissen glaubt. Als Kinder hat man uns gesagt: das ist schwarz, und das ist weiß! Wenn wir nun der Schule entwachsen sind, erwacht in uns der Instinkt, nachzuprüfen, ob das so ist, wie man es uns gelehrt hat, und nun müssen wir für uns alles neu entdecken, wir müssen gehen lernen, wie das kleine Kind es gelernt, für das es etwas Neues war, etwas Schweres, etwas Unerhörtes, obwohl Milliarden von Billionen und Trillionen von Menschen vor ihm gleichfalls mußten gehen lernen.

Jetzt machen wir Entdeckung auf Entdeckung, und so ein junges Menschenkind gackert wie die Henne, die ein Ei gelegt hat, und schlägt einen Höllenlärm, als ob es den Punkt ge-

funden hätte, die Welt aus den Angeln zu heben. Bis heute ward der Punkt noch nicht gegeben.

Aber deswegen ist noch nicht alles schlecht und faul, wenn auch in dieser unvollkommensten der Welten manches — unvollkommen ist; vor allem aber wir selbst, mein Sohn. Das will der Jüngling, der die Welt einreißen möchte, aber natürlich nicht begreifen. Sein Denken ist richtig, seines allein. Er hat den Stein der Weisen. Er hat ihn so lange, bis das Leben selbst ihn zerbröckelt in seiner Hand, sodaß, wenn er als Greis die Hand öffnet am Grabesrand, um die Erkenntnis zu sehen, die ihm als Quintessenz des Lebens blieb — er sie leer findet.

Und doch bleibt eine Weisheit: *πάντα ῥεῖ*. Am Ende unseres Daseins, wo nichts mehr vor uns liegt, wo die Speise verzehrt ist, die uns die Natur am Anfang mit auf den Weg gegeben — schauen wir rückwärts. Da gewahren wir denselben Sturm und Drang, der uns vorwärts getrieben in der Geschichte der Völker, in der ganzen Geschichte der Welt. Alles kehrt wieder. So hat jeder begonnen. So ward das Menschengeschlecht vorwärts geschoben. Jedes Volk schob mit. Ja, jeder Einzelne schob mit. Einer stärker, einer schwächer. Die meisten schwächer. Im ganzen hat keiner die Welt groß geändert. Kein Prophet, kein Märtyrer hat alle zu Edelingen gemacht.

Dummheit und Niedertracht, Eigennutz und kleiner Gesichtskreis blieb der Menge doch zu eigen. Dieselben Leidenschaften wie am Anfange toben sich noch heute aus.

Nur an die Stelle des Mordes, der Fehde, ist heute durch Ordnung und Gesetz gebunden, anderes getreten: wirtschaftlicher Kampf. Ein Kampf, der vielleicht noch viel grausamer ist, als die Machtmittel vergangener Kulturen. Aber auch der

ist schon gewesen und wird sein, solange du nicht alle Menschen zu — bleiben wir einmal bei deinem Worte, auf das du stolz zu sein scheinst, obwohl, sei nicht böse, du es auch nicht selbst geprägt hast — bleiben wir also beim Edeling . . . ich meine, solange du nicht alle Menschen zu Edelingen erzogen hast. Und selbst dann? Ich glaube, im Kampf um's Dasein wird dein Edeling wieder Mensch werden. Kommen und gehen, aufsteigen und untergehen, geboren werden und sterben ist Gesetz in der gesamten Schöpfung. Also müßtest du erst das überwinden. Das wäre aber ein Kampf wider die Natur, ein unsittlicher Kampf. Denn die Natur ist sittlich und was gegen die Natur ist — unsittlich.

Lerne aus der Geschichte. Nichts was ist — ist plötzlich geworden. Es hat immer Jahrhunderte der Entwicklung bedurft.

Vernichten kannst du vielleicht, aber nicht aufbauen.

Du denkst auch gar nicht daran. Du willst nur zerstören, und après toi le déluge, denn dein Traum der Edelinge — andere sagen Anarchist — ist eben nur ein Traum, der an der Geschichte zerbricht, der an den ewigen Eigenschaften der Menschen scheitert.

Mache Menschen, ein neues Geschlecht, das dir, wie du dich träumst, gleich sei. Mit dem heutigen Material reißt du nur ein, baust aber nicht auf.

Die Jugend fällt den Wald, das Alter pflanzt Bäume . . .

Der alte Herr war aufgestanden, während er sprach, und seine Wangen röteten sich langsam. Er stützte sich mit der rechten Hand auf den Tisch.

Wie so Fedor vor ihm stand, kleiner, nervös-erregt, immer bemüht, etwas zu entgegnen, während ihn der Oheim nicht zu Worte kommen ließ, durch das Gewicht an Alter, Stellung,

Rede, war es, als erteile der Minister einem Bittsteller eine Audienz.

Doch nun fuhr der Jüngling auf und griff den Punkt an, von dem er ausgegangen:

— Aber wenn man erkannt hat, daß etwas schlecht ist, soll man es lassen, wie es ist?

— Nein, man soll daran arbeiten, es zu bessern.

— Wenn es nun aber nicht zu bessern ist?

— Alles ist zu bessern.

— Nicht aber ein Stand, dessen Fehler schon darin beruht, daß er ein Stand für sich ist.

— Kein Mensch gehört zu einem Stande an und für sich.

— Und der Graf, der als Graf, der Baron, der als Baron, der Adelige, der adelig geboren ist?

Der Minister flammte ihn aus großen Augen an:

— Er soll sich seinen Adel erwerben! Jeder für seine Person. Vor dem Gesetz kann er ihm zwar nicht genommen werden, wenn er ihn sich nicht erwirbt — aber ideell! Und schließlich kommt es doch nicht in der Welt auf den Schein an, sondern auf das Sein. Es läuft mancher herum, der eine schuftige Gesinnung gezeigt hat — ist der minder ein Schuft, weil es keinen Paragraphen im Gesetzbuch giebt, der solche Gesinnung bestraft? Dem Grafen, der sich seines gräflichen Namens nicht würdig erwies, kann der ‚Graf', wenn er sonst nichts gesetzlich Strafbares that, nicht aberkannt werden; aber ist das ein Grund, ihn nun besonders anzusehen, weil er noch immer Graf heißt?

Fedor antwortete erregter und auch seine Wangen hatten sich gefärbt:

— Die Leute ziehen trotzdem den Hut. Der Graf ist etwas Besonderes.

— Für die Einfältigen, die Urteilsloſen, bei denen jeder reiche Mann eines beſonderen Grußes bedarf.

— Aber es ſind ihrer eine Menge — die Meiſten.

— Das Material, aus dem du Edelinge ziehen willſt ...

Plötzlich verlor Fedor die Haltung. Er fühlte, daß er eine falſche Antwort gegeben und im Aerger darüber brach er los:

— Aber iſt der heutige Adel anders? Sind es nicht kleinliche, eigenſüchtige, faule Geſchlechter, die auf der Bärenhaut liegen! Sonnen ſie ſich nicht an dem, was ihre Ahnen geleiſtet haben? Sie ſind ein degeneriertes Geſchlecht! Welche Exiſtenzberechtigung hat Graf Eyſen zu leben? Thut er etwas, arbeitet er etwas, nützt er jemandem auch nur das Geringſte? Er verzehrt überkommenen Reichtum. Er hat nichts Beſonderes gelernt. Er zeigt nicht Gaben des Geiſtes, des Herzens, des Gemütes. Er weiß nicht mehr als andere, er weiß nicht ſoviel wie die Meiſten. Warum iſt er Graf? Er leiſtet nichts für die Geſamtheit! Warum iſt er Graf?

Fedor fühlte ſich auf feſtem Boden. Er ahnte, daß in tiefſter Seele der Miniſter ähnlich dachte, der ſeines gräflichen Neffen zweckloſes Geſellſchaftsdaſein vielleicht oft nicht weniger hart beurteilt. Wie er nun gewahrte, was in ſeines Großoheims Seele vor ſich ging, an Miene und Ausdruck, an ſeinen ungeduldigen Bewegungen, wollte er ſich den Vorteil nicht entſchlüpfen laſſen und ſtrudelte und brauſte die Worte nur ſo hervor.

Es waren Redensarten und Schlagworte, Aufgeſchnapptes und Geleſenes, dabei perſönliche Beobachtungen, die er in und an der Familie gemacht, die durch allerlei Bitterkeiten erweiterte Kluft, wie ſie zwiſchen einzelnen Gliedern der Profeſſorenlinie und den übrigen Eyſen beſtand.

Er redete von der Unbildung seiner Vettern Christobald und der Kadetten, von dem thörichten Landjunkertum des Poltzers, der albernen Eingebildetheit, Prinzensucht, Dummheit der Hofchef-Linie. Er warf Graf und Gräfin Eysen ein oberflächliches Prasser-, Genuß-Leben vor. In seinen Worten spiegelten sich Ansichten des Vaters über Luisens Mann, der nichts gelernt habe und daher ein beschränktes, unglückliches Proletarierdasein führe unter Adelsstolz, Dummheit und Hochhaltung des „von", ohne sich dabei auch nur satt essen zu können.

Die einzigen, die er gelten ließ, waren der Major, den er als weißen Raben unter den Waffenträgern darstellte, und sein Vater, vor allem sein Vater, der vergötterte Vater, der sozusagen den Edeling in leibhaftiger Gestalt bedeutete. Er schloß, und Liebe und Begeisterung hoben seine Worte fast zum Jubelhymnus:

— Das ist ein Mann! Das ist ein Mann vom rechten Adel. Ein Mann, der keinen Adel braucht, der sich nicht unterschreibt Freiherr von Eysen und Ley sondern: Eysen. Nur das Wort. Ehern klingt es. Wie ein Jubel und Schlachtruf: Eysen! So heißt der Freund und Arzt, der Mann, der keine Zeit hat für Bälle und Festlichkeiten. Der Mann, der die Armen und Unterdrückten umsonst pflegt und heilt. Das ist der adelige Mensch — einfach Eysen!

Er atmete tief auf und blickte triumphierend den Minister an.

Die Liebe und Begeisterung für den Vater verfehlte nicht ihren Eindruck. Der alte Herr meinte daraus alles zu lesen und zu erklären, was in diesem eigengearteten jungen Mitgliede seines Geschlechtes steckte: ein weiches, zartes Herz, das mit ihm durchging, das seinen Verstand führte.

Der Minister ward weich. Er vergaß alles, was vorher geredet worden und sagte:

— Mein Sohn, allerdings, du bist aus der Art geschlagen. Du hast kein Herz von Eisen. Und doch möge Gott es dir schenken. Möge er dich stark machen für dieses Leben, sonst mußt du unglücklich werden. Empfinde immerhin anderer Leiden und Schmerzen mit. Möge dir das Leben, wenn es dich rauh anpackt, das zarte, weiche Herz nicht rauben!

Aber nun laß mich auch etwas erwidern, Fedor. Glaube nicht, daß ich deines Oheims Leo Dasein für das wünschenswerte halte für unseren deutschen Adel! Habe ich so gelebt? Habe ich die Hände in den Schoß gelegt? Erinnerst du dich der Worte, die ich bei unserm Familientage gesprochen voriges Jahr? Nun, wer sich daraus etwas annehmen wollte, hatte reichlich Stoff und Gelegenheit.

Doch genug davon. Ich will nicht von dem Bescheidenen reden, das ich selbst gethan habe, um mir meinen alten Namen zu verdienen.

Du weißt, wie ich für deinen Vater bin, wie ich auf seiner Seite stehe. Er hat das Recht, kurzweg Eysen sich zu nennen. Und ich kann dich versichern, ich möchte noch viele solcher Eysen in der Familie sehen. Wir können sie immer gebrauchen. Jeder, der etwas Tüchtiges, Bedeutendes geleistet hat, braucht seinen Adel nicht zu nennen — auch nicht, wenn er etwa gar keinen hätte. Denn der ist adlig ohne das.

Fragst du, um bei einem Kollegen zu bleiben, beim Professor von Bergmann, ob er adlig ist? — Bergmann heißt er. Sein Adel steht im Leidensbuche der Menschen als Retter in der Not geschrieben. Sagst du Herr von Kleist? Überlegst du dir, ob Moltke bürgerlich oder adlig ist?

Hast du anders gesagt als Bismarck? Bismarck! wie der Name eingetragen ist in die ehernen Tafeln der Geschichte und im Herzen des deutschen Volkes steht? Herr von Bismarck nennen ihn die Deutschen, deren Reich er gegründet hat — nicht.

Siehst du, mein Sohn, so denke ich, ich mit meinen achtzig Jahren, der ich aus einer Zeit stamme, wo der Adel noch eine ganz andere Bedeutung hatte, als heute.

Adel kann eine schwere Verantwortung bedeuten. Dem Dummen, dem Oberflächlichen mag er zur Last werden, denn in ihm liegt die Verpflichtung, etwas zu leisten.

Dem Klugen aber wird er keine Bürde sein, auch nichts Nebensächliches, sondern steter Sporn zur Arbeit, zu Leistung und Können, zu vornehmer Gesinnung . . .

Der Minister schwieg und holte Atem. Er that ein paar Schritte zum Schreibtisch hinüber und legte das Manuskript Fedors, das er immer noch in der Hand gehabt, auf die Platte. Er schien das Gespräch damit beenden zu wollen. Es war schon spät in der Nacht und der alte Herr blickte nach der Uhr.

Allein Fedor war in der Mitte des Raumes stehen geblieben, die Arme verschränkt, ohne Augenglas, den Blick zu Boden gerichtet. Bei einem Anderen hätte diese Haltung etwas Theatralisches gehabt, aber solche Stellungen waren ihm eigentümlich; sie hingen auch mit seiner Kurzsichtigkeit zusammen.

Nun sagte er plötzlich, sinnend, aber nicht in unverschämtem Tone:

— Onkel, und . . . und warum sollte . . . man nicht den Adel abschaffen können? Ist er nicht abgeschafft in Amerika zum Beispiel? Und leben die Leute nicht ebenso gut?

Bei der letzten Frage war wieder sein alter spöttischer Ton zum Durchbruch gekommen. Ohne sich umzudrehen, antwortete der Minister vom Schreibtische her:

— In Amerika abgeschafft? Jawohl, aber er lebt noch ebenso wie in Europa, nur heißt er nicht Graf und Baron, obwohl die freien bürgerlichen Ladies niemanden lieber heiraten als einen armseligen Grafen oder Baron, der noch dazu manchmal nach unseren Begriffen nicht mehr ganz integer ist. Drüben heißt der Adel Geld — das ist der ganze Unterschied. Drüben heißt der Fürst — Milliardär, der Graf — Halbmilliardär, der Baron — Hundertmillionär, der Herr von — Millionär. Das ist der Unterschied. Aber sonst ist natürlich Gleichheit und Brüderlichkeit in der freien Republik. Die Astor, Vanderbilt, Mackay, Rockefeller sind nichts anderes als unsere Aristokratie, nur haben sie es nicht nötig, sich durch Geschichte und Leistung ihrer Familie verpflichtet zu fühlen, sie sind nicht Produkte einer alten Kultur, sie haben nur die eine Verpflichtung — wie manche unter uns sich einbilden, nur eine Aristokratin heiraten zu dürfen, bloß ein Mädchen heimzuführen, das eben soviel Geld hat wie sie.

Denn Geld ist ihr Adel und darin sind sie aristokratischer als wir . . .

Langsam hatte sich der Minister umgewendet, bedächtig, wie es seinem Alter zukam. Da trat ganz plötzlich mit flammenden Augen, erregt Fedor auf ihn zu und rief mit zitternder Stimme:

— Ja, das Geld! Das Geld, das den Menschen vergiftet. Das den Bruder aufreizt gegen den Bruder, den Sohn gegen den Vater empört. Das verfluchte Geld! Nach dem sie alle jagen, das sie alle beherrscht und regiert, das sie

zu Sklaven macht. Das Geld, das den einen zum Herrn seiner Brüder macht, den anderen hinunterzwingt in tiefste Tiefen. Schmutziges, gemeines Geld! Es verdirbt den Reinsten, es wirft den Schwankenden um. Des Geldes halber schlägt der eine den anderen tot. Um Geld verrät die Mutter ihr Kind. Nach Geld lechzen sie alle und keuchen. Das Schönste, das Edelste, der Dienst um die Menschheit, um das Wohl der Mitgeschöpfe, wird mit Geld entlohnt. Geld sät Unfrieden zwischen die Geschwister. Geld weckt Mißtrauen zwischen den Freunden. Geld . . . Geld . . . verfluchtes, schmutziges, elendes Geld . . .

Er hatte gestöhnt bei den letzten Worten. Er sprach in wilder Hast und Begeisterung, und nun hielt er erschöpft inne.

Er stand in der Mitte des Zimmers. Mit der Hand fuhr er sich durch das wüste Haar, zuckend, mehrmals hintereinander.

Der Minister hatte ihm erstaunt zugehört. Er wollte ihm etwas sagen, er möchte sich beruhigen, Vernunft annehmen. Er werde Welt und Menschen nicht ändern. Doch da begann auch schon Fedor von neuem. Und er wandte sich dabei zu seinem Großoheim und war ganz gerührt und weich:

— Mir träumt von einer Zeit, wo die Menschen wieder Menschen sind, nicht wilde Tiere, die sich zerfleischen. Mir träumt von einer Zeit, wo keiner mehr ist als der Bruder, wo kein Besitz ist, weil die Erde allen Menschen gehört. Und diese Menschen lieben einander, thun einander nur Gutes an. Was der eine hat, giebt er gern und freiwillig hin, wenn ein anderer dessen bedarf. Mir träumt von einer Zeit, die Rückkehr bedeutet zum Anfang der Menschheit, zu Einfalt und Güte, zum Paradies. Unsere Erde ist groß ge-

nug. Für alle ist Raum. Dann werden die Waffen beiseite gethan, dann wird der Haß begraben. Neid ist ein Wort aus verrauschten Unkulturen. Es giebt nichts, das der Bruder beneiden könnte. Aber über dieser Zeit leuchtet ein Wort, nur ein Wort, es heißt: Liebe. Liebet einander, vergebet einander. Ja, wir wollen uns lieben und uns kein Leid anthun, wir wollen uns die kurze Spanne, die wir hier auf dieser Erde zuzubringen haben, lieben, lieben, lieben! Wir wollen uns eng, eng aneinanderschließen. Wir bedürfen doch alle der Liebe so sehr, denn wir sind ja allein, ganz allein auf der Erde . . . grenzenlos allein . . .

Fedor hatte geendet. Die Hände ineinandergelegt stand er da und starrte vor sich hin zu Boden.

Erstaunt betrachtete ihn der Minister. Das Wort kam ihm auf die Lippen: Das sind ja Phantastereien! Aber er sagte es nicht. Er wußte selbst nicht, warum er es zurückhielt. Er wollte dem jungen Eysen da nicht weh thun. Das Leben würde ihn schon auf andere Gedanken bringen, ihn heilen. Wenn es ihn erst einmal in seine harte Schule genommen, würden alle diese wirren Ansichten und wüsten Träume verfliegen.

Dann wurde am Ende aus dem Edelinge ein einfacher Adeliger, aber einer, der sich auch dessen bewußt war, daß es galt, seinen Adel persönlich zu verdienen.

So sehr Fedor auch seine Kritik herausgefordert — der Minister hatte das bestimmte Gefühl: bei diesem gährenden Most brauchte ihm vor dem Weine nicht bange zu sein.

So wandte er sich nur an ihn mit den Worten:

— Es ist schon fast ein Uhr, mein Sohn. Gute Nacht. In meinem Alter muß man das bißchen Schlaf zusammenhalten.

Fedor fuhr auf und blickte sich um, als wollte er sich erst vergewissern, wo er wäre. Dann nahm er stumm des Großoheims dargereichte Hand und ging.

Die Voßstraße lag still und verlassen da, von den Nachtlaternen trübe erhellt. Vom Potsdamerplatze klang ein unbestimmtes Brausen herüber: der Lärm des nächtlichen Berlins.

Fedors Wangen glühten. Er schlug den Kragen des Überziehers auf und schritt langsam der Königgrätzerstraße zu. Er hatte ein Gefühl der Unzufriedenheit mit sich selbst. Wozu das alles dem alten Manne sagen? Der verstand ihn ja doch nicht. Der konnte ihn gar nicht verstehen. Sie mußten verschiedene Anschauungen haben.

Und doch bereute er nicht, was er gesagt hatte. Ja, es that ihm eigentlich gut, irgend einem von der Familie sein Herz ausgeschüttet zu haben.

Sie sollten wissen, daß er kein dummer, kleiner Student war, kein Idiot. Sie sollten noch sehen, daß er sie alle würde in Erstaunen setzen. Sie ahnten ja nicht, wessen sie sich noch einmal von ihm zu versehen hätten.

Ein brennender Ehrgeiz schlummerte in seinem Herzen. Er träumte unbestimmte Träume von großen Thaten, von Ruhm und Ehre. Er wollte nicht sein wie die anderen. Eine gehobene, poetische Stimmung war über ihn gekommen, ungewisser Drang und wirres Sehnen.

In der Tasche des Überziehers ballte er die Fäuste und straffte die Arme. Unwillkürlich begann er zu pfeifen, ganz laut, während er dem Potsdamerplatz zusteuerte, den er überschreiten mußte, um seine Pferdebahn nach dem Lützowplatze zu erreichen.

Wie er an der Wartestelle stand, hörte er plötzlich lautes

Lachen und Johlen. Er blickte sich um: eine Droschke kam vorbei, und er erkannte seinen Vetter Christobald, der mit noch einem jungen Herrn und zwei Damen darinsaß. Sie lachten wieder laut auf. Christobald hatte den Hut schief auf dem Kopf und zog plötzlich ein Taschentuch, mit dem er unter erneutem Gelächter der drei anderen aus Ulk ein paar alten Damen, die an ihnen vorüberfuhren, zuwinkte.

Die alten Damen machten entsetzte Gesichter.

Fedor aber wandte seinem Vetter mit einem Laut des Ekels den Rücken, etwas vom Ingrimm und Haß des Proletariers im Herzen.

Es war ein bitterkalter, schneeloser Winterabend. Der Wind ging schneidend und wirbelte Unrat von der Straße auf, Schmutz, Staub, Pferdedünger, gerade Fedor ins Gesicht.

Ihm war, als käme er von Christobalds Droschke.

Währenddessen ging drüben in der Voßstraße der alte Herr zu Bett.

Weil er einmal die gewohnte Stunde verpaßt hatte, fiel es ihm schwer einzuschlafen. Da kam ihm unwillkürlich der Gedanke: Es sollte mich doch wundern, wenn der Junge nicht gelegentlich Verse machte!

Dann ließ er noch einmal alles an seinem Gedächtnis vorübergehen, was er Fedor gesagt.

Er hatte vieles, vieles vergessen anzuführen, das den Großneffen vielleicht überzeugt und in diesem Kopf etwas aufgeräumt haben würde.

Vor allem hatte er eines der Hauptworte nicht angebracht, das er gern sozusagen als Norm und Richtschnur für den Adel zu betrachten pflegte.

Und nun murmelte der alte Herr im Einschlafen mehrmals nacheinander:

— Habet die Brüder lieb, fürchtet Gott, ehret den König!

Schließlich verwirrten sich seine Worte, und er sank in Schlummer.

---

## 6.

Zu Weihnachten kam Christobald nach Haus, und in Poltze war die ganze Poltzerei versammelt. Die Stiftsdame, die immer den Heiligen Abend bei ihrem Bruder zu verleben pflegte, war gleichfalls anwesend.

Das Herrenhaus, ein viereckiger alter Kasten, einer Kaserne nicht ganz unähnlich, lag tief im Schnee begraben. Nur vor dem Hause war gekehrt worden, während die Wege des Parkes unter der weißen lockeren Decke ruhten. Sie verbarg die weiten Rasenflächen, sie bedeckte Gebüsch und Unterholz.

Der Gutsbezirk war eben bis an die äußersten Grenzen, nur in einem Winkel des Parkes senkte sich der Boden zu zwei tieferliegenden Tümpeln, wovon der eine, der im Hochsommer auszutrocknen pflegte, in der Familie das „Urner Loch" hieß. Woher diese Bezeichnung stammte, wußte niemand. Es hieß eben so. Als sich einmal ein Besuch näher mit dem Ursprung dieses geographischen Namens befassen wollte, hatte der Poltzer gesagt:

— Wo Urn liegt und ob es dort ein Loch giebt, weiß ich nicht. Sollte ich es etwa mal früher jewußt haben, so habe ich's jedenfalls längst vergessen.

Der andere Tümpel ward „das tote Meer“ genannt, ein Name, dessen Etymologie dagegen genau feststand, da die Stiftsdame ihn erfunden, allerdings mit dem Zusatze: „Die Depression des . . .“ Aber das war zu lang.

Wie sonst verlief der Weihnachtsabend. Im Eßzimmer, dem größten Raum des Hauses, der baulich viel älter war als der übrige Teil, und eine schöne alte Kreuzbogendecke zeigte, war beschert worden. Auf der einen Seite der Familie, auf der anderen den Dienstboten und Gutsleuten. Kostbare Sachen wurden in Poltze nicht geschenkt, mehr Nützliches: Wäsche, Kleidungsstücke, Geld. Dazu natürlich Äpfel und Nüsse, sowie eine Flasche Wein, denn am Christabend sollte alles fröhlich sein.

Früher hatte der Inspektor im Kreise der Familie das Fest mit verbracht. Seit zwei Jahren war jedoch ein neuer Inspektor da, und weil er verheiratet war, bekamen er und seine Frau und Kinder zwar mit beschert, zogen sich aber dann zurück, in der eigenen Wohnung sich allein noch einmal ein kleines Bäumchen anzuzünden.

Die Henne fand das viel gemütlicher. Es sei doch etwas Anderes, man könne reden, was man wolle! Aber an diesem Weihnachtsabend ging es für Poltzer Begriffe ziemlich still zu. Die Stiftsdame war sehr erkältet und durfte nicht sprechen. Die Henne war nicht gerade rosiger Laune, da sie von ihrem Manne noch keine bindende Zusage hatte erlangen können, daß sie auch diesen Winter nach Berlin gehen würden, um Gella auszuführen.

Dabei stand das neue Jahr vor der Thür, und es war höchste Zeit sich zu entscheiden, denn einmal würden sie nur noch schwer eine passende Wohnung bekommen und dann war es auch, wenn man überhaupt ausging, entschieden das beste,

den ganzen Rummel von Anfang an mitzumachen und nicht mitten hinein zu schneien, wo es Gella natürlich viel schwerer wurde Fuß zu fassen.

Auch Christobald war merkwürdig still. Sonst erzählte er immer alle möglichen Geschichten vom Regiment: Unsinn den sie angestellt, Witze, die Kameraden gemacht, Streiche, die sie vollführt.

Natürlich klang alles aus seinem Munde immer ziemlich harmlos, und seine Erzählungen spielten regelmäßig in Zossen, obwohl Tante Elisabeth, wenn sie dabei war, dann sehr oft mit ganz eigenem Lächeln auszurufen pflegte:

— Junge, Junge, das Zossen scheint ja ein ganz merkwürdiges Nest zu sein. Man sollte denken, so ein Klein-Berlin!

Aber Christobald wußte sich immer herauszureden.

Von Berlin sprach er so gut wie nie. Es war, als kennte er es kaum und möchte es jedenfalls nicht besonders leiden. Auch mit den Renngeschichten war er sehr vorsichtig. Sie schwammen gewöhnlich in unbestimmtem Dunst von Ort und Zeit, und er war sehr bescheiden in Beurteilung eigener Leistungen.

Doch seine Bescheidenheit verfolgte ein besonderes Ziel. Er redete immer von den Matadoren der Rennbahn wie von fernen Größen, denen sich ein Mensch wie er, in Zossen, und genötigt mit verhältnismäßig geringen Mitteln auszukommen, ja doch nicht vergleichen könne.

Auch heute redete er ähnlich. Nachdem sie ausnahmsweise im Wohnzimmer zu Abend gegessen, weil drüben die Bescherung den ganzen Platz wegnahm, gingen sie wieder in die Eßstube hinüber.

Dort sprach er davon, wie wichtig das Rennenreiten für den Kavalleristen wäre und wie gern es gerade sein Komman-

deur sähe, der neulich erst wieder gesagt, auf die Offiziere, die in windender Fahrt über grobe Hindernisse gingen, würde im Feldzuge bei Patrullien der Hauptverlaß sein.

Dann machte er Anspielungen auf besser gestellte Kameraden, deren Väter ihnen Rennpferde halten könnten. Die würden es zu etwas bringen, die bevorzuge man, wenn auch nicht offiziell, so doch thatsächlich. Wenn es gälte, vom Regiment aus einen Ordonnanzoffizier zu kommandieren, so würde ohne Zweifel einer genommen, der gut und reichlich beritten wäre, nicht aber einer wie Christobald von Eysen mit seiner braven Charge und dem einen elenden Bocke. Würde der lahm, so hätte er keinen zweiten zu versenden, und man könne es daher dem Kommandeur gar nicht verdenken, wenn er ihn, Christobald von Eysen, mit zwei armseligen Himmelsziegen nicht zu solch besonderem Kommando bestimme, sondern irgend einen Kameraden, der den ganzen Stall voll Schinder stehen hätte.

Wenn man Christi so reden hörte, klang es beinahe, als ob seine beiden Pferde gut genug wären, augenblicklich in die Wurst gehackt zu werden.

Als er das erklärte, sagte der Poltzer halb laut, fast wie beschämt, daß er nun einmal dem Herrn Sohn keine besseren Pferde halten könne:

— Der Gaul hat doch Onkel Heinrich fast zweitausend Mark jekostet!

Der Leutnant ließ seine Scherbe aus dem Auge schnippen:

— Na ja, lieber Papa! Na ja, er reicht ja auch aus. Nur kann man eben mit einem einzigen Schinder nich jrade die Welt bange machen!

Der Poltzer schwieg ganz betroffen.

Sie gingen hin und her, von einem Tische zum anderen, und besahen sich die Sachen, die die anderen bekommen. Die

beiden Kadetten schwiegen immer, wenn der Bruder Leutnant sprach. Erst wenn er fort war, fingen sie, deren Urlaub länger zu dauern pflegte, an, gleichfalls zu reden. Das klang dann meist wie Christobalds Echo, indem sie des älteren Bruder Sprache und Darstellungsweise auf ihre kleine Kadettenereignisse übertrugen.

Nur der jüngste, Georg, fand ab und zu einen eigenen Ton.

Gella bewunderte eine Bonbonnière, die die Stiftsdame vom Hofchefpaar erhalten, wendete sie in der Hand herum und fand sie „süß, entzückend, riesig chic."

Tante Elisabeth lächelte bedeutungsvoll vor sich hin. Sie strickte Strümpfe. Ohne Strickstrumpf war sie unglücklich. Als nun aber Gella mit den Brüdern am anderen Ende des Eßzimmers die Geschenke betrachtete, die Dienstboten und Gutsleute erhalten hatten, neigte sich die Stiftsdame zu ihrer Schwägerin, während unausgesetzt die Nadeln weiter klapperten, und sagte:

— Das gute Tier, die Gella, findet die Bonbonnière auch noch schön!

Die Henne lächelte, wobei ihr Mund sich seitwärts verschob und sie in diesem Augenblick wirklich einem Huhn ähnlich sah:

— Das Ding wird eine Mark gekostet haben!

— Was denkst du denn — gar nichts!

— Na, ich meine aus einem Markbazar!

— Kein Bein! Aus 'nem Bazare sicher, aber aus 'nem Wohlthätigkeitsbazar. Solch'n Unsinn wird's doch da am Rhein gewiß auch geben!

— Nun ja, also für 'ne Mark, Elisabeth.

— Nee, nee, du verstehst mich nicht! Gewonnen haben sie's. Das Ding ist 'n Ladenhüter, der von einem Bazar

zum ändern wandert. Genau so wie der Arbeitsbeutel, den du bekommen hast, und Gellas Spitze auf dem Kopf. Wer trägt denn noch so'n Ding! Die Spitze ist überhaupt 's Älteste. Die wird wahrscheinlich schon Fridas selige Mutter auf'n Bazar gewonnen haben . . .

Währenddessen saß der Poltzer mit Christobald am Weihnachtsbaum. Er holte sein Cigarrenetui aus der Brusttasche und bot seinem Sohne zu rauchen an. Christobald reichte ihm einen kleinen Cigarrenabschneider, den er mit silbernem Messerchen und Bleistift an einer Kette trug.

Doch der Vater hatte, wie er immer zu thun pflegte, bereits die Spitze abgebissen und fortgespuckt, in das lichterglänzende Grün des Weihnachtsbaumes, der vom Boden bis an die Decke reichte.

Als er nun Christobalds Cigarrenabschneider sah, rief er:

— Teufel noch 'mal! Silber?

— Ja, 's ist ganz hübsch, nicht wahr?

— Messer, Bleistift, Cigarrenabschneider, Zündholzbüchse, Börse, alles Silber! Das muß aber 'n Patzen Geld gekostet haben, mein Sohn!

Der Leutnant zog die Kette zurück. Er fürchtete, sein Vater möchte das Feuerzeug genauer betrachten, auf dem eine Dedikation der Geberin, stand. Dabei sagte er möglichst gleichgiltig, indem er sich erhob, um an einem der Lichter des Weihnachtsbaumes die Cigarre anzustecken:

— Ein Rennge winn!

— Auf öffentlicher Bahn?

— Nein, vom Regimentsrennen.

— Habt ihr aber noble Preise!

— Erstes Pferd natürlich.

— Das hast du wohl mit deiner Stute jewonnen?

— Jawohl, mit der Stute! — gab Christobald zurück und wendete sich noch mehr ab, seine Röte zu verbergen. Während er dem Vater den Rücken drehte, vertauschte er geschickt das Polzersche üble Kraut mit einer Cigarre aus dem Ärmelaufschlage des Überrockes, entfernte schnell das kleine Papierbändchen von der neuen und zündete sie an.

Die ganze Familie nahm am brennenden Baume Platz und man besprach den Tag. Wie die Bescherung abgelaufen. Ob die Dienstboten und die Gutsleute zufrieden gewesen; ob sie sich ordentlich, wie es sich gehörte, bedankt. Bei der Gelegenheit fragte die Henne ganz erstaunt ihren Mann, wie das nur möglich sei, die Köchin habe ihr erzählt, das Hausmädchen, die Liese, wäre so glücklich über ihr Weihnachten gewesen und dabei habe sie doch, weil sie erst seit erstem Dezember im Haus, nur einen Thaler an barem Gelde erhalten. Die Liese habe der Köchin aber ein Zehnmarkstück gezeigt, in Papier eingewickelt mit der Aufschrift: „Liese. Frohes Fest, glückliches Neujahr."

Sie begriffe das gar nicht! Er habe doch noch das Geld abgezählt, eingewickelt und für jedes die Aufschrift gemacht!

Der Polzer stellte sich ganz dumm. Er wußte von gar nichts, aber er suchte dem Gespräch möglichst bald eine andere Wendung zu geben, denn gutmütig, wie er immer war, hatte ihm die Liese leid gethan, und er war noch knapp vor der Bescherung, während er die Lichter anstteckte, an den Dienstbotentisch gelaufen, und hatte den Thaler, der ihm schon den ganzen Nachmittag als zu schäbig auf der Seele gebrannt, mit einem Goldstücke vertauscht.

Aber die Henne wollte und wollte nicht von ihrem Thema lassen. Alle möglichen Fälle wurden durchgesprochen, daß die

Papiere verwechselt worden, daß die Liese nur vor der Köchin habe renommieren wollen, wie gut sie bei der Herrschaft angeschrieben sei, daß wiederum die Köchin Konfusion gemacht.

Der Poltzer wurde immer verlegener, während diese welterschütternde Frage breitgetreten ward. Um die Aufmerksamkeit abzulenken, fragte er schließlich Christobald, wie er die Cigarre finde, die er ihm eben gegeben.

Der Leutnant drehte seine eigene Importe in den Fingern, betrachtete, beroch, beschnupperte sie, blies leise den Rauch in die Luft, wedelte ihn sich mit der Handfläche zu, besah den Brand, schnippste einen Aschenrest, der sich gebildet, in die Zweige des Weihnachtsbaumes und sagte schließlich, stotternd und überlegend:

— Offen gestanden, lieber Papa, ausgezeichnet!

— Wirklich?

— Wahrhaftig.

— Nun, Christi, schätze sie doch mal.

— Das ist sehr schwer.

— Na, aber annähernd. 's würde mir doch Spaß machen zu hören . . .

— Ja man kann sich da höllisch irren.

— Na auf'n Pfennig jenau is ja nich nötig.

Christobald beroch wieder die Cigarre und sagte endlich sehr wichtig und ernst:

— Na, Papa, ich denke fünfzig bis sechzig Pfennig.

Der Vater riß Mund und Augen auf:

— Wa, wa, was, wieviel Stück denn?

— Nun . . . 's Stück!

Jetzt platzte aber der Poltzer heraus und erhob einen Heidenlärm. Er sprang auf, tanzte im Zimmer herum und

lachte aus vollem Halse, sodaß sich die Henne die Ohren zuhielt, die Nase rümpfte und rief:

— Aber Ernst! Ernst! Das ist ja schrecklich! Das ist ja entsetzlich!

Doch der Poltzer ließ sich nicht stören, sondern sagte, indem er sich den Bauch hielt vor Lachen:

— Na hör mal, mein Junge, so luxuriös is dein Vater nich: fünf, sechs Groschen für so 'ne Stinkadores? Ich meine, des Menschen Cigarren kosten drei Fennig, und wenns hoch kommt sechs Fennig und wenn sie köstlich gewesen sind zehn Fennig. Über zehn Fennig rooche ich nich zu Haus. In Berlin, Metropole der Intelligenz, Sündenbabel, jawohl da habe ich's schon auf fünfzig Fennige mal gebracht. Weißt du, in dem Restaurant Unter den Linden, wie heißt's doch — Hiller, jawohl. Und das war wohl noch eine der billigsten, die sie dort hatten.

Christobald war einigermaßen verlegen, er fürchtete die Entdeckung, doch in dem Lärm, der sich nun erhob, ward alles vergessen, denn der Poltzer klatschte in die Hände und rief dröhnend seiner Schwester zu:

— Elisabeth, setz' dich 'mal an's Klavichymbel! Heute abend muß jetanzt werden.

Sofort ging er daran, von den Söhnen unterstützt, die Stühle beiseite zu räumen. In der Mitte war bald der Raum frei gemacht, und es ward genügend Platz.

Die Stiftsdame hatte sich an das Pianino gesetzt, auf dem Gella ihren im ganzen ziemlich erfolglosen Unterricht empfangen beim Lehrer von Poltze, der zugleich Organist war. Sie fing an die „blaue Donau" zu spielen. Der Poltzer ging auf seine Tochter zu und machte ihr eine tiefe, förmliche Verbeugung, wobei sein Baß im Gelächter klang.

Dann begann er zu tanzen. Es ging ausgezeichnet, er drehte sich trotz seiner Größe und Schwere, trotz seines Umfanges, leicht im Kreise und fand alle Künste längst vergangener Leutnantsjahre wieder. Nur außer Atem kam er sehr bald.

Er blieb mit Gella neben dem Klavier stehen und rief, als er sah, daß kein anderes Paar seinem Beispiele gefolgt war, mit dröhnender Stimme, die das ganz korrekte, aber unmusikalische Pauken der Stiftsdame übertönte:

— Vorwärts, Kinder, tanzen! Tanzen! Das wollen Kavaliere sein. Da steht die Mama und hat keinen Herrn. Christi! Fabian! Georg!

Die Kadetten wollten nicht den Anfang machen, aber Christobald trat sofort auf seine Mutter zu, machte ihr eine Verbeugung und hob schon den rechten, gekrümmten Arm, die Mutter zu umfassen. Die Henne aber erwiderte erst durch einen schämigen Knix wie ein Backfisch.

Dann begannen die beiden zu tanzen, wobei die Poltzin, wie sie es einst schon als Mädchen gethan, den Kopf zur Seite senkte mit leicht angezogenem Kinn. Der Poltzer pflegte das einst in jungen Jahren „Venus von Milo" zu nennen, wahrscheinlich weil er seine Frau als Hofdame damals begehrenswert und schön gefunden und keinen anderen Ausdruck gewußt, um seiner Bewunderung Luft zu machen.

Die Henne ließ sich schleppen, sie war immer eine Spur gegen den Takt zurück, und der Leutnant gab es schnell auf, um mit seinem Vater zu tauschen.

Der rief der Stiftsdame zu, nachdem er ein halbes Mal herumgetanzt:

— Elisabeth, jetzt mußt du spielen: ‚Und als der Großvater die Großmutter nahm!'

Aber sie verstand es nicht und ging in einen Galopp über. Da packte der Poltzer seine Frau und raste los wie ein Besessener, indem er immerfort schrie, den Kopf zu seiner Schwester wendend:

— Schneller, Elisabeth, schneller, feste! Feste!

Nun verfiel sie in eine Art von Rasen und unter tobendem Gelächter sauste der Poltzer mit der Henne durch das Zimmer, Christobald mit Gella hinterdrein, am Schluß die beiden Kadetten, die endlich Mut gefunden, sich umfaßt und nun einen Hopser vollführten, wie zwei junge Bären, daß der Fußboden schütterte.

Durch den Lärm und das Toben waren die Dienstboten herbeigelockt worden. Zuerst spähte nur vorsichtig die alte Köchin, die schon über zwanzig Jahre im Hause war, zur Thür herein, dann fand sich das Hausmädchen Liese hinzu und endlich die Frau des Kutschers. Schließlich hatten sie die Thür ganz geöffnet, sogar auf des Poltzers Wink beide Flügel, und nun waren noch Diener, Jungfer und Kutscher hinzugekommen.

An Dienstboten war, wie immer auf dem Lande, ein ziemlicher Luxus.

Die Leute machten Gesichter, als hätten sie sich am liebsten selber auch mit gedreht. Unten war kein Platz, und bei Schnee und Winterskälte konnten sie nicht im Hofe tanzen, wie sonst wohl im Sommer.

Der Poltzer mochte ihre Wünsche erraten. Und als die Henne nicht mehr konnte, oder nur so that, weil sie sich schämte, vor ihren Dienstboten herumzuhüpfen, klatschte der Poltzer plötzlich in seine gewaltigen Riesenhände, daß es nur so dröhnte, und rief mit donnernder Stimme, mit dem Anklang an Platt, den er anwandte, wenn er in der Prignitz mit seinen Leuten redete:

— Kinner man tau! Man tau, tanzen! tanzen!

Sie ließen es sich nicht zweimal sagen und, nachdem die Mädchen schnell noch ihre Schürzen abgelegt, drehten sich die Paare im Kreise.

Aber bald ließ die Tanzlust nach. Doch der Poltzer feuerte wieder an, indem er nun seine drei Söhne ins Gefecht schickte und schließlich auch seine Tochter.

Während dessen saß die Henne hold lächelnd in einer Ecke und wehte sich mit dem Taschentuche Kühlung zu. Der Poltzer aber stand neben seiner Schwester. Er hatte eine Punschbowle auf das Pianino gestellt und füllte sich daraus sein Glas.

Die Söhne mußten mittrinken und von den Bediensteten bekam jeder seinen Schluck.

Christobald leerte ein Glas nach dem anderen, dazwischen tanzte er wie rasend. Als die Tanzlust nachließ, versammelte der Poltzer Familie und Dienerschaft um den Tannenbaum, gebot Schweigen und sagte dann sehr feierlich mit einiger Rührung im Ton:

— So, die Lichter sind bald 'runtergebrannt, es ist spät am Abend. Nun wollen wir Schicht machen, Kinder. Aber ehe wir auseinandergehen, singen wir erst noch die „Stille Nacht".

Ein Strahlen ging über alle Gesichter, über Christis bleiches, des Poltzers weingerötetes, und der Hausherr begann, während die Stiftsdame hin- und hergriff, um eine Begleitung zu suchen:

— Stille Nacht, heilige Nacht — alles schläft, einsam wacht — nur das traute, hochheilige Paar . . .

Er hatte zu hoch eingesetzt und mußte wieder aufhören. Aber niemand lachte. Alle freuten sich des schönen Abends,

alle waren glücklich und zufrieden in diesem einfachen Landjunkerhause.

Der Poltzer begann von neuem. Die Stiftsdame hatte so ziemlich die Begleitung gefunden. Der Chor fiel ein, und so sangen Herr und Diener, Vater und Kinder, beim Glanz des deutschen Weihnachtsbaumes, dessen Lichter schon im letzten Aufflackern, Sinken und Verlöschen waren, das uralte Weihnachtslied:

Stille Nacht, heilige Nacht
Alles schläft, einsam wacht
Nur das traute, hochheilige Paar
Holder Knabe im lockigen Haar.

Dann war Schweigen. Die Dienerschaft blieb noch eine Weile stehen. Nach Art gewöhnlicher Leute wußten sie den Moment nicht zu finden, ein Ende zu machen.

Der Poltzer ging in sein Zimmer hinüber, um noch Cigarren zu holen, die er am Schluß verteilen wollte.

Er stand eben an seinem Schreibtisch und schloß auf — der Raum nur von einer einzigen Kerze erhellt — und summte das Weihnachtslied vor sich hin, als er Schritte hinter sich hörte. Er blickte auf: Christobald stand hinter ihm, totenbleich mit zusammengekniffenen Lippen:

— Was ist denn? — fragte unwillkürlich sein Vater.

— Ich muß mit dir sprechen, Papa! Der Poltzer blickte ihn erschrocken an:

— Um Gotteswillen, wie siehst du denn aus? Was ist denn?

— Papa, ich habe dir ein Geständnis zu machen . . . es thut mir leid, daß es heute ist, daß es gerade jetzt ist. Aber einmal muß es sein und . . . und grade jetzt hatte ich

Mut . . . und . . . und übermorgen ist ja doch mein Urlaub zu Ende und ich muß nach Zossen zurück . . .

Der Poltzer hatte die Schlüssel fallen lassen, er dachte nicht daran, sie aufzuheben, sondern fragte nur in banger Erwartung mit bebender Stimme:

— So sage doch, Christi, was ist denn geschehen?

Christobald zögerte noch einen Augenblick, dann antwortete er langsam, indem er kaum die Worte hervorbrachte:

— Ich . . . ich muß . . . am ersten Januar . . . am ersten Januar fünfzehntausend Mark haben.

Der Poltzer fuhr zurück:

— Was? Wa . . wa . . was?

Christobald hatte die Augen zu Boden geschlagen:

— Am ersten Januar achtzehnhundertzweiundachtzig.

In diesem Augenblick klang aus dem Eßzimmer nebenan der Poltzin Stimme:

— Ernst! Ernst! So komme doch!

Der Poltzer, der fürchtete, die anderen möchten dazu kommen, herrschte den Sohn an:

— Da, bleib stehn!

Dann ging er zur Thür, und die Henne, die mit der Stiftsdame, Gella und den beiden Kadetten unter dem Baum saß, an dem hier und da schon ein Licht erloschen war, sagte mit der leisen, weichen Stimme, mit der sie sprach, ehe sie die Bibel zu lesen pflegte:

— Komm Ernst. Wir wollen lesen.

Der Poltzer wandte sich um in sein Zimmer, und auch seine Stimme klang weich und so leise, wie niemals sonst:

— Komm, Christi. Es wird gelesen.

Dann nahm der Vater Platz neben dem Baum, aber so, daß man sein Gesicht nicht sehen konnte. Er beschattete es auch noch mit der Hand.

Christobald trat ein. Er war fahl und gelb. Aber alle hatten schon die Hände gefaltet und die Blicke zu Boden geschlagen. Niemand bemerkte es.

Es war dunkler im Zimmer geworden: der Baum brannte nicht mehr so hell. Das schräge Licht warf gespenstische Schatten auf die Gesichter.

Ein Räuspern klang, dann war alles still, man hörte nur das Blättern in der Heiligen Schrift, um das Kapitel für heute zu finden.

Aber da das Evangelium von Weihnachten erst für morgen früh vorgeschrieben stand, und sie es doch in der Kirche hören würden, flüsterte die Mutter dem Vater zu:

— Ist es dir recht: nur ein Gebet?

Er nickte. Sie schloß die Bibel, legte sie auf den Tisch. Dann faltete sie die Hände und heute war es wahre, tiefe erhebende Andacht, als sie begann:

— Vater unser, der du bist im Himmel . . .

Nachdem sie geendet und Amen gesagt, erlosch gerade zischend ein Licht auf einem Zweige ganz vorn.

In halber Dämmerung sagten sich die Familienmitglieder gerührt und herzlich Gute-Nacht, küßten sich und schieden von einander.

Einer nach dem andern nahm seine Kerze, auf sein Zimmer zu gehen.

Christobald war zurückgeblieben. Der Vater sagte leise zu ihm:

— Ich erwarte dich, mein Sohn!

## 7.

Im ersten Entsetzen wollte der Poltzer den Sohn fallen lassen. Fünfzehntausend Mark! Das konnte er nicht zahlen und vor den anderen Kindern nicht verantworten, die doch auch leben wollten. Aber allmählich schmolz die starre Rinde an seinem Herzen und als nun gar Christobald anfing zu weinen, war es ganz um ihn geschehen.

Aber bis ersten Januar? Die Frist war etwas kurz. Doch er wollte sehen, was sich machen ließe, und sofort am zweiten Feiertage fuhr er mit seinem Sohne nach Berlin.

Die Familie war sehr erstaunt, war traurig, daß die Festtagsfreude gestört worden, aber niemand wagte zu fragen, obwohl sie an Christobalds Einsilbigkeit und niedergeschlagener Miene, wie an des sonst so lustigen, redseligen Vaters vollkommenem Schweigen merkten, es müsse irgend etwas im Gange sein, das sich auf den Ältesten bezog.

Auch die Henne wußte nichts. Ihr Mann sagte nichts, sodaß sie meinte, es ginge um einen Ehrenhandel. Als der junge Offizier davonfuhr, küßte sie ihn — der doch ihr Liebling war — auf die Stirn und flüsterte ihm ängstlich zu:

— Komm nur heil und gesund wieder, mein Christi.

In der Eisenbahn sprachen Vater und Sohn zuerst kein Wort mit einander, und der Poltzer legte sein Gesicht in ernste Falten. Da fragte der Leutnant nach einer Station:

— War das Kortzin?

Sie waren die Strecke hundertmal gefahren und wußten es natürlich beide genau. Doch der Vater that ganz unbefangen:

— Kortzin, jawoll!

Dann schwiegen sie wieder. Auf der nächsten Station stiegen ein paar Herren ein und führten eine geräuschvolle Unterhaltung. Es handelte sich um Einfuhr von amerikanischem Schweinefleisch, eine Frage, über die der Poltzer eine sehr ausgesprochene Meinung hatte, die er sich in endlosen Debatten mit seinen Nachbarn beim Glase Wein gebildet. Seit Wochen war in der Prignitz von nichts Anderem mehr geredet worden.

Und nun sagte da drüben ein junger Mensch, der freilich etwas Städtisches an sich hatte, ganz ruhig, die Hauptfrage wäre nicht die, was die deutsche Landwirtschaft zur Einfuhr dieses Fleisches meine, sondern die, ob dadurch den ärmeren Klassen ein billiges Volksnahrungsmittel geboten oder vorenthalten würde.

Der Poltzer rückte hin und her, warf wütende Blicke hinüber und schnippte ein paarmal erregt mit den Fingern. Es kostete ihm viel, nicht mit Christobald zu sprechen, ihm zu beweisen, was für gefährliche Ansichten dieser Kerl dort zum besten gebe.

Aber er beherrschte sich und schwieg noch immer. Doch da begann der Städtische, der ein Maulwerk hatte, das ununterbrochen lief, seinen Begleitern auseinanderzusetzen, wie für Deutschland die Schätze des amerikanischen Westens noch längst nicht genügend nutzbar gemacht wären. Der Import von dort hätte offenbar eine ganz kolossale Zukunft. Obst wäre aus Amerika billiger und besser zu beziehen, denn dort herrsche nicht in allem der rückständige Conservatismus. Dort würde nicht das Obst so gezogen, weil die Altvordern es seit ein paar hundert Jahren irrationell und dumm gemacht, sondern man stelle Versuche an, und Sieger bliebe, wer ein Verfahren anwende, das billiges, gutes und reichliches Obst bringe, zugleich Sorten, die dem herrschenden Geschmack ent-

gegenkämen und trotz ungünstiger Witterung die Gewißheit des Reif-werdens gewährleisteten. Damit werde ein hohes und sicheres Einkommen erzielt, eine Verzinsung zu zwanzig Prozent statt zu zwei Prozent, auf die unsere zurückgebliebenen deutschen Landwirte im besten Falle doch nur rechnen könnten.

Das war zuviel. Der Poltzer vermochte nicht mehr an sich zu halten und rief plötzlich seinem Sohne so laut zu, daß es auch das Rasseln und Rumpeln des Zuges übertönte:

— Den Kerl sollte man mal jleich nach Amerika spedieren, aber nich wieder rinlassen bei uns!

Die Herren drüben schienen es nicht hören zu wollen. Sie sprachen einfach weiter. Christobald aber beugte sich zu seinem Vater und nickte ihm im Einverständnis zu, sodaß der Poltzer, nun da er eine mitfühlende Seele fand, gegen die er sich entlasten konnte, fortfuhr:

— Der Landwirt soll immer 's Karnickel sein! Das ist sicher so'n Kerl, der nich den Roggen von der Jerste unterscheiden kann, aber 's jroße Maul führt. So'n verfluchter Klugscheißer! Ich kann solche Burschen für'n Tod nich vertragen. Und weißt du, was er da quasselt mit der Schweineeinfuhr, das is nu schon Mist; mit den amerikanischen Schweinen ist das nämlich so . . .

Nun setzte er Christobald haarklein auseinander, was er ihm schon zu Weihnachten klar gemacht hatte, wie bei den amerikanischen Schweinen keine Sicherheit sei, daß nicht wenigstens zehn Prozent trichinös wäre, und durch diese Einfuhr die deutsche Landwirtschaft genötigt sein würde, die Schweinezucht einfach aufzugeben.

Er redete noch, als die Herren, die seinen Zorn erregt, den Zug längst verlassen hatten. Nachdem sich der Poltzer ausgesprochen, wollte er zuerst wieder ernst und streng werden,

aber es hatte ja doch nun eigentlich keinen Zweck. Und ihm war viel wohler so. Seine Natur vertrug das lange Böse-sein, Maulen, Tückschen, Strafen nicht. Er war einmal heiteren Sinnes und an den Verhältnissen wurde doch nichts geändert, wenn er die Stirn in ernste Falten legte und mit Christobald nicht sprach, wie es am Ende die Lage eigentlich erforderte.

Dann hatte ihm das Gespräch der Fremden wieder zu Sinnen geführt, daß er doch eigentlich solidarisch war mit seinem Sohne. Sie standen sich doch am nächsten auf der Welt. Blut und gleiche Interessen verbanden sie. Christobalds Schicksal war ja auch bestimmt: er mußte, wenn der Vater die Augen zuthat, oder zu müde und alt wurde, doch einmal den Soldaten an den Nagel hängen und Poltze übernehmen, genau so wie er selbst es gethan, als 1868 sein Vater gestorben, der wiederum ebenfalls bis zur Gutsübernahme Offizier gewesen, es sogar bis zum Major gebracht.

Es war ja immer der gleiche Gang, der ihnen allen, von der Wiege an bestimmt war, der Gang, den die Familie seit Olims Zeiten geschritten, und den sie, so Gott wollte, noch lange Generationen weiter schreiten würde.

Dann war der Poltzer gerecht. Ihm fiel ein, daß auch er seinerzeit dem Vater hatte Schulden beichten müssen. Und hatte ihn der Vater, sein lieber, guter Vater deswegen verstoßen? Hatte er mit ihm nicht gesprochen? Ihn als Verbrecher behandelt? Nein, sonst säße er nicht auf Poltze in der Prignitz, sondern wäre vielleicht Bereiter in Ohio oder Viehhändler in Michigan.

Nach dieser Ueberlegung erschien es dem Poltzer beinahe unrecht wenn er weiter zürnte, und beim Aussteigen in Berlin hakte er den Sohn, der Civil trug, unter, und sie gingen zusammen vom Lehrter Bahnhof in die Stadt.

Der Poltzer wollte sich dem Minister entdecken. Er hoffte, der würde helfen. Aber Christobald mußte mitgehen. Die Strafe sollte ihm nicht erspart bleiben; und dann war es nicht mehr als recht und billig, wenn der, dem der gute Onkel die große Summe schenken sollte, doch wenigstens dabei stand.

Das war dem Leutnant jedoch sehr peinlich. Vor Onkel Heinrich hatte er höllischen Respekt, und je näher sie der Voßstraße kamen, desto mehr wuchs Christobalds Unruhe, bis er schließlich sagte:

— Papa, mir ist's fürchterlich, mitzugehen.

— Ja glaubst du, daß mir's angenehm ist?

— Aber lieber, guter Papa, du . . . du kannst es doch ganz gut allein sagen . . . du kannst doch nichts dafür, da ist es doch für dich etwas ganz Anderes . . .

Der Vater ließ Christobalds Arm los:

— Aber ich muß mich schämen für meinen Sohn.

Damit schwieg das Gespräch. Auf der Königgrätzerstraße lag ein Misch-Masch von Schnee und Schmutz. Ein Droschkenschlitten quälte sich mühselig vorwärts. In Berlin war Tauwetter eingetreten, während es vor drei Stunden in der Prignitz noch gefroren hatte, um Steine zum Bersten zu bringen. Je näher sie der Hauptstadt gekommen, desto wärmer und weicher war die Luft geworden und nicht anders erging es des Poltzers weichem Herzen.

Als sie nun endlich am Hause des Ministers standen, sagte er, einer Regung nachgebend, die sich langsam in ihm vorbereitet hatte:

— Na, Christi, vielleicht ist der Onkel gar nicht zu Hause! Ich werde erst mal nachsehen.

— Ja, bitte! — antwortete der junge Offizier erleichtert.

Der Poltzer ging hinein und klingelte:

— Excellenz zu Hause?

Der alte Diener lächelte, als er Herrn von Eysen vor sich sah:

— Excellenz zieht sich eben an. Aber der Herr Baron wissen, Excellenz nimmt den Herrn Baron immer an. Wenn der Herr Baron vielleicht ein paar Minuten warten wollen. Ich werde sofort Excellenz melden!

Dabei öffnete er die Thür des Arbeitszimmers, indem er selbst zum Schlafzimmer seines Herrn nach der entgegengesetzten Seite ging.

Doch der Poltzer trat nicht ein, sondern lief schnell den Treppenabsatz hinunter und rief:

— Christi! Christi!

Niemand antwortete. Er eilte auf die Straße — kein Christobald war zu sehen. Er blickte die Voßstraße hinauf und hinab — nirgends eine Spur von ihm zu entdecken.

Da ward der Poltzer aber doch böse. Er schimpfte ganz laut und stieg die Treppe hinan. Ein paar Minuten mochte er gewartet haben, da kam der Minister. Er entschuldigte sich, noch beim Anziehen gewesen zu sein, aber er könne jetzt immer nachts nicht schlafen und wenn er einmal doch Schlaf gefunden, ließe er sich nicht wecken, um das Versäumte nachzuholen. —

Sie redeten lange hin und her, ehe Ernst es wagte, den Grund seines Kommens zu nennen. Der Minister erzählte er habe Nachrichten aus Hamburg, dort würde Familienzuwachs erwartet. Er verweilte absichtlich längere Zeit dabei, weil er sich immer ärgerte, daß trotz aller seiner Bemühungen geschwisterliche Beziehungen zwischen Ernst, Elisabeth, Fabian einerseits und Ludwig, dem Kaufmann andererseits, sich nicht anknüpften.

Die einen sprachen nicht von den anderen, ja die Hamburger wurden überhaupt von den Übrigen nicht erwähnt, als gehörten sie nicht zur Familie. Man wußte nicht, was sie thaten und ließen. Sogar der große Eindruck, den Paz beim Familientage gemacht hatte, schien verflogen. Nur der Minister bildete eine Art Mittelsperson, sodaß sie wenigstens, da er geflissentlich davon redete, beziehungsweise nach Sarnheim und Hamburg schrieb, von einander wußten, ob sie überhaupt noch am Leben wären.

Etwas bitter sagte da der alte Herr:

— Wenn ich gestorben bin, kennt ihr euch gar nicht mehr!

Der Poltzer wollte den Onkel nicht in üble Stimmung geraten lassen:

— Aber Onkel, wie kannst du nur sowas denken!

— Ach, ich weiß schon. Dann fällt alles auseinander. Aber das sage ich dir, Ernst, wenn ich auch nicht mehr bin, die Familientage sollen fortbestehen. Und dafür, daß wenigstens der nächste noch stattfindet, will ich schon sorgen. Ihr sollt euch mal wundern! Ich werde in meinem Testamente derartige Bestimmungen treffen, daß ihr schon kommen werdet! Verlaßt euch darauf!

Der alte Herr sprach niemals von seinem Nachlaß, und der Poltzer war ganz erschrocken bei dieser Erwähnung. Jetzt wagte er gar nicht, mit den Schulden seines Sohnes zu kommen. Der Besuch zog sich immer mehr in die Länge, und Ernst dachte: heute kann ich's überhaupt nicht sagen, jedenfalls aber nicht die ganze Summe! Dabei freute er sich im stillen, daß Christi dafür, daß er sich vorhin versteckt, nun durch stundenlanges Warten bestraft würde.

Da kam plötzlich der Minister auf Christobald zu sprechen.

Er erzählte, daß ihm ein alter Freund, General von Windisch, gerühmt, wie famos der junge Mann reite und wie energisch und schneidig er sei.

— Das hat mir große Freude gemacht. Jugend soll austoben. Mag er immerhin seine Rennen reiten. Nur muß er nicht dabei bleiben. Rennenreiten soll ein Durchgangsstadium für den Offizier sein. Später muß er an andere Dinge denken. Er soll sehen, daß er in den Generalstab kommt. Ich mag die Leute nicht, die ihr ganzes Leben hindurch am Rennstall hängen bleiben. Truppenführer pflegen die nicht zu sein, und ein alter Jockey hat für mich etwas ebenso Betrübendes, wie ein alter Clown. Er soll einmal zu Höherem, Besserem kommen. Und er wird es. Er ist gescheit, und ich habe den Jungen von Herzen gern — trotz seines Fensterglasmonocles, das er auch später noch mal beiseite lassen wird, denke ich, wenn er erst zur Erkenntnis gekommen ist, daß er ganz gesunde Augen hat und es das Ding nicht macht, sondern der Charakter, der durchsichtig wie Glas sein soll.

Der Minister lächelte und fügte nach einem Augenblick Zögern hinzu:

— Grüß mir den Jungen schön!

Der Poltzer fürchtete, der Onkel möchte fragen, ob Christobald in Poltze bei „Muttern" geblieben, und da er auch sonst den Augenblick für günstig hielt, fiel er sofort mit der Thür in's Haus und nannte den Grund seines Besuchs. Aber fünfzehntausend Mark wagte er nicht, sondern gab nur „viertausend Thaler" an. Das klang nicht gar so schlimm.

Der Minister war zuerst sehr erschrocken, aber er sagte kein Wort. Nur nach einer Weile fragte er:

— Du bist außer stande, zu helfen?

— Ich . . . weißt du Onkel . . . die anderen Kinder . . .

— Ich verstehe. . . . Hat er gespielt?

— Ich habe nicht gefragt. Ich will nichts Genaueres wissen. Er ist eben ein leichtsinniger Strick und hat das Geld durchgebracht. Fort ist es nun mal.

— Er muß es bis ersten Januar haben?

— Jawohl.

Der Minister ging nachdenklich auf und ab, und der Polzer blieb stehen wie ein Bittsteller, der die Entscheidung über ein Almosen erwartet, das er erhalten soll oder nicht. Aber da noch keine Antwort erfolgte, fürchtete er, zuviel genannt zu haben und ärgerte sich, daß er sich nicht mit dreitausend Thalern begnügt hatte. Endlich hatte der alte Herr seinen Entschluß gefaßt. Er trat ganz nahe an seinen Neffen heran und sprach:

— Ich will dir etwas sagen, Ernst. Die Sache liegt so: Wird es nicht bezahlt, so springt er, da du ihn offenbar fallen lassen mußt. Ich habe keine Kinder, thäte also niemand unrecht, wenn ich hülfe. Und um dich nur gleich zu beruhigen — ich werde auch helfen. Ich bin kein Philister und Moralprediger, ich will infolgedessen den jungen Eysen auch gar nicht sprechen. Ich wünsche sogar nicht einmal, daß er erfährt, von wem das Geld kommt. Er soll nicht denken, den Onkel ruinieren die viertausend Thaler nicht. Nein, er soll das Gefühl haben, daß er seinen Eltern einen schweren Kummer bereitet hat. Das zieht viel mehr. Sage ihm also nichts davon, aber stelle ihm in der richtigen Weise sein Unrecht vor. Auch ich will nicht wissen, wie er das Geld durchgebracht hat. Du hast ganz recht: es kommt nicht wieder. Und ich fürchte, man verleitet den Jungen nur dazu, gerade wenn er sich schämt, — was ich hoffe — womöglich noch zu lügen, um nicht ganz die Wahrheit zu gestehen. Sollte es sich etwa um Spielschulden handeln, so mache ihm klar, daß die Jeuexistenzen Schufte

sind, sie mögen Rock und Namen tragen, welchen sie wollen, und daß der anständige Mensch, der mit ihnen spielt, regelmäßig der Dumme zu sein pflegt. Aber ich mache dich auf eines aufmerksam: nimm ihm nicht das Versprechen ab, nie wieder eine Karte anzurühren. Das ist eine thörichte und gefährliche Forderung. Hat er mal was getrunken und kommt in Versuchung und macht nur einen einzigen Satz — so hat er sein Wort schon gebrochen. Also laß das bleiben. Ist er charakterschwach, so spielt er doch und dann wollen wir ihm zu der Überfahrt nach Amerika, zu der man ihm möglichst bald verhelfen muß, nicht noch ein gebrochenes Ehrenwort mit auf den Weg geben.

Aber ich hoffe, das wird alles nicht so schlimm werden. Im Gegenteil. Ich danke dir für das Vertrauen, das du zu mir gehabt hast. Die Sache bleibt unter uns, nicht wahr? — und nun reden wir nicht mehr davon. Abgemacht.

Der Minister hatte seine Rede langsam und bedächtig gehalten in aufrechter Haltung; mit seinem scharfen Eysenprofil und dem langen, weißen Bart, eine wundervolle Gestalt, gegen die der Poltzer bei seinem Leibesumfang, etwas bummliger Haltung und Kleidung ein wenig abstach, sodaß man wirklich das Gefühl hätte haben können, hier erteilte ein Fürst einem Bittsteller Audienz.

Der Poltzer war ganz gerührt geworden. Sein Gesicht hatte sich gerötet. Er befand sich den Thränen nahe. Des Oheims Hand nahm er in beide Hände und stammelte etwas wie einen Dank mit lauter Stimme und eigentlich recht spaßhaften Redensarten.

Doch der Minister konnte Dank nicht leiden, machte sich möglichst schnell los und ging an seinen Schreibtisch, um einen Chek auszustellen auf die Ritterschaftliche Bank.

Währenddessen überlegte sich der Poltzer, wie er es anfangen sollte, es Christobald zu verbergen, daß der Onkel das Geld hergab. Eigentlich war er nun ärgerlich, nicht doch gleich fünftausend gewagt zu haben! Na, immer besser als nichts; so mußte er denn bluten und tausend Thaler locker machen. Während er sich noch überlegte, welches Papier er verkaufen könne, um möglichst wenig dabei zu verlieren, erhielt er auch schon den Chek über zwölftausend Mark ausgehändigt.

Als er die Treppe hinunterlief, war er wie betrunken vor Freude, bedeutete es doch die Rettung seines Christi.

Am letzten Absatz that er in der Hast einen Fehltritt und wäre gefallen, wenn er nicht noch schnell nach dem Geländer gegriffen hätte. Doch dabei ließ er den Chek los, der nun in der Luft herumflatterte, sich ein paarmal drehte, dann eine Strecke weit hinausschoß und schließlich rätselvoll spurlos verschwand.

Der Poltzer stürzte ihm mit Getöse nach, mit einem Schrei, als hätte er den eigenen Kopf verloren. Er griff in die Luft nach dem Papier und fuhr um die Ecke herum.

Unter der Treppe, wo es in das Souterrain ging, sah er etwas Weißes liegen. Eben wollte er es aufheben, da hatte schon jemand danach gegriffen, und Christobald, der sich unter dem Treppenabsatze versteckt gehalten, trat ihm entgegen.

Im ersten Augenblick war der Poltzer böse, aber seine Freude war so unbändig, daß er alles vergaß: Christobalds Nichtmitkommen und Versteckenspielen, den Wunsch des Oheims, daß es der junge Offizier nicht erfahren sollte, alles, alles. Er fiel seinem Sprößling um den Hals, die beiden küßten sich, und der Vater rief:

— Mein Junge! Mein Junge! Du bist noch mal so mit'm blauen Auge davonjekommen!

Erleichtert atmete der Leutnant auf:

— Gott sei Dank, mein guter, lieber Papa!

— Mein Christi!

Sie küßten sich noch einmal, dann aber rief der Poltzer erschrocken:

— Halt, um Himmelswillen, erst die Kröten in Sicherheit.

Und er faltete sorgsam den bei den Zärtlichkeiten etwas zerknitterten Chek zusammen.

Nun verließen Vater und Sohn schnell das Haus, und Christobald drückte sich möglichst nahe an die Mauer, damit ihn nicht etwa der Oheim vom Fenster aus sähe. Während sie jetzt weiter schritten, erinnerte sich der Poltzer dessen, daß ihm der Minister an's Herz gelegt, Christobald solle nicht erfahren, wer das Geld hergäbe. Deshalb kam es ihm gelegen, daß auch er beitragen mußte, und er sagte zu seinem Sohne:

— Christi, nun aber eine Bedingung — nie danke sagen, sei es wem es sei. Überhaupt von der Jeschichte wird nu nich mehr jeredet. Gelegenheit wäre genug dazu, denn natürlich is nu det Ausjehn von deiner Schwester in Berlin diesen Winter in't Wasser jefallen. Die mag sich bei dir bedanken. Der Onkel hilft, aber deine armen Eltern müssen auch mit 'ran!

Christobald war ganz niedergeschmettert. Er wollte durchaus zureden, sie müßten mit Gella diesen Winter doch nach Berlin kommen. Das ginge nicht anders. Aber der Vater sagte nein, und dabei blieb es.

Nun redete der Leutnant kein Wort mehr. Er hatte Gewissensbisse. Die Schwester, mit der er sehr gut stand, that ihm leid, denn er wußte, wie sehr sie sich darauf gefreut hatte, diesen Winter ihre Bekannten vom vorigen Jahre wiederzusehen und zu tanzen.

Aber die trübe Stimmung dauerte nicht lange. Vater und Sohn gingen miteinander essen zu Kempinsky auf der Leipziger Straße, und als erst nach Tisch — sie hatten einen leichten Mosel getrunken — die Cigarre brannte, war die Trauer verflogen.

Der Poltzer fand seines Sohnes Cigarre ausgezeichnet, und der junge Offizier taute mehr und mehr auf. Seine Befangenheit und Niedergeschlagenheit wich von Augenblick zu Augenblick, und war er wie ein begossener Pudel bei Kempinsky eingetreten, so verließ er das Lokal mit geröteten Wangen, seinen alten Herrn am Arm, lachend, kreuzfidel, ein rangierter Mann.

Eigentlich wollte der Poltzer mit dem Nachmittagszuge nach der Prignitz zurück, während es sich für Christobald, dessen Urlaub morgen Abend ablief, nicht mehr gelohnt hätte, erst nach Poltze — drei Stunden Bahn, eine Stunde Wagen — zurückzufahren, um dort zu schlafen und nachmittags schon wieder sich auf den Weg in seine Garnison zu machen.

Aber ob nun der Mosel schuld war oder das Kursbuch, jedenfalls hatte er sich eingebildet, der Zug ginge rund um fünf, während er eben zur Halle hinausdampfte, als zwei Minuten vor der Zeit Christi den Vater zum Bahnhof geleitete. Der Portier meinte, er ginge vier Uhr fünfundfünfzig Minuten und als der Poltzer behauptete, er wäre immer um fünf gegangen, erwiderte der Beamte:

— Seitdem ick hier bin, jeht er viere fünfundfufzig.

— Dann sind Sie wohl erst hervorsetzt?

— Seit ersten Januar 1879, mein Herr, un nu is jut.

Damit wandte er ihnen den Rücken. Der Poltzer ging und sagte, seinen Sohn gewissermaßen stolz betrachtend:

— Schade, daß du nicht Uniform anhast, da wäre der Aas höflicher jewesen.

Der Poltzer wollte seinen Sohn auf die Anhalter Bahn bringen, aber das litt jener nicht, denn der Vater hätte bis zum Elf-Uhr-Zuge allein sein müssen. So opferte sich Christobald und leistete dem Vater Gesellschaft.

Weil sie irgend etwas anfangen mußten, beschlossen sie, in den Wintergarten zu gehen. Obwohl es wieder Geld kostete, war der Poltzer sehr damit zufrieden, denn er hatte lange kein Variété mehr gesehen. Dort wollte es der Zufall, daß sie nicht weit von zwei in einer Loge alleinsitzenden Damen saßen, die mit dem jungen Offizier Blicke tauschten. Das fiel dem Poltzer auf, aber in glücklicher, durch ein paar Glas Münchener Bier noch erhöhter Stimmung stieß er seinen Sohn an und flüsterte ihm augenzwinkernd zu:

— Christi, welche ist es denn?

Dabei war es ihm plötzlich, als habe er die eine schon einmal mit Christobald irgendwo gesehen und ihm dämmerte eine Ahnung, als stünde sie zu dem Chek, den er sorgsam gehütet in der Brusttasche trug, in einiger Beziehung.

Erst drei Uhr nachts kam der Poltzer daheim im kalten, tiefverschneiten Gutshofe an, zu dem ihn der telegraphisch bestellte Schlitten gebracht. Und als die Henne sich verstört, schlaftrunken im Bett aufrichtete, begann er Beichte und Bericht mit den Worten:

— Es ist entschieden. Wir jehen nich nach Berlin!

## 8.

Gella war ein tapferes, vernünftiges Mädchen: zuerst hatte es zwar ein paar Thränen gekostet, und sie war dem Bruder böse, dessen Leichtsinn ihr die Freude verdorben, aber bald fand sie sich damit ab. „Es hat auch sein Gutes," meinte sie, ohne allerdings zu sagen was.

Im Grunde genommen ärgerte sich die Henne über die vereitelten Pläne mehr als die Tochter. Sie rechnete genau und hatte Dinge im Auge, an die das junge Mädchen nicht dachte. Für sie bedeutete das Nichterscheinen in Berlin ein zweites verlorenes, oder, da Balljahre nach ihrer Ansicht doppelt zählten wie Kriegsjahre, das vierte verlorene Jahr. — Man kommt heraus, man wird vergessen! — meinte sie zu ihrem Mann, und infolgedessen begannen die Chancen des Garde-du-Corps-Schwiegersohnes zu fallen und die der Gutsnachbarn zu steigen. Wenn nur Gutsnachbarn gewesen wären! Aber junge Leute gab es in der Nachbarschaft sehr wenige, und jetzt im Winter war nun einmal nicht viel anzufangen: Einer, der hätte in Frage kommen können, befand sich mit seiner Mutter in Italien, ein anderer bummelte in Berlin, ein dritter hatte eben erst einen Bronchialkatarrh, den er sich auf der Jagd in Polze zugezogen, überwunden und durfte nun natürlich bis auf weiteres in dem Winterwetter keine Schlittenfahrten unternehmen.

Kurz, die Henne kam zur Erkenntnis, daß diesen Winter aus einem Balle, den sie Gella zu Ehren hätte geben können, doch nichts wurde, und plante daher für das Frühjahr ein Gartenfest, eine venetianische Nacht mit obligaten Papierlampions, Waldmeisterbowle und Gondelfahrt auf dem Teich, der zu diesem Zwecke allerdings erst gereinigt werden mußte,

denn er war voll Entengrütze, Schlamm und allerhand Schlinggewächsen.

Aber das große Ereignis sollte nicht vor sich gehen, denn als es Frühling geworden und Mitte Mai schon vorüber war, kam aus Hamburg ein Brief von Ludwig an den Poltzer des kurzen Inhaltes:

Lieber Ernst!

Ich habe die traurige Pflicht Dir mitzuteilen, daß meine geliebte Paz, nachdem sie am siebzehnten dieses Monats mir ein gesundes Töchterchen geschenkt hat, am Montag sanft verschieden ist, versehen mit den heiligen Sterbesakramenten. Die Beisetzung findet heute statt.

Im Namen der Kleinen: Luys, Enrico und Isabella.

Dein

tiefgebeugter Bruder

Ludwig.

Hamburg, 22. Mai 1882.

Der Poltzer war außer sich. Es traf sie alle wie ein Blitzschlag. Ernst ließ den Brief, den er im Kreise der Familie vorgelesen, auf die Kniee sinken und starrte vor sich hin. Plötzlich stürzten ihm die Thränen aus den Augen. Sein Gesicht zuckte nicht, seine Kehle bewegte sich nicht, er schluchzte nicht, aber unaufhaltsam näßten sich ihm die Augen, glitzernde Kugeln bildeten sich ihm am Lidrande, schwollen, lösten sich, tropften ab und fielen auf die Weste.

Auch Gella waren die Augen feucht geworden. Die Henne kam nie bis zu einem solchen Grade der Rührung, aber bewegt war sie auch.

Zuerst sprach niemand aus dem Familienkreise ein Wort, so niedergedonnert waren sie alle.

Die Stiftsdame war mit den Kadetten herübergekommen und sogar Christobald hatte sich zum Sonntag eingefunden.

Zuerst fand Tante Elisabeth Worte. Sie sagte, ohne eine Thräne, aber indem man es ihrer Stimme anhörte, daß ihr das Sprechen schwer ward:

— Der arme, arme Ludwig!

Der Poltzer wischte sich die Augen:

— Das ist das erste Mal, daß mir mein Bruder schreibt, und das muß er mir anzeigen!

Nun sprach auch Christobald. Er saß vornübergebeugt, die Hände aneinandergelegt, die Ellbogen auf die Kniee gestützt, während das Einglas an der Schnur herabhing und langsam von einem Oberschenkel zum andern pendelte:

— Wenn ich denke, wie die Tante auf den Familientag kam! So schön! So wunderschön! Und nun soll sie tot sein! Man kann's gar nicht glauben.

Das gab am besten aller Eindruck wieder, denen die schöne exotische Verwandte nur noch wie eine prächtige strahlende Erscheinung im Gedächtnis stand.

— Es geht schnell! — sagte der Poltzer kopfschüttelnd, stand auf, ging an's Fenster, trommelte an den Scheiben und blickte in den Park hinaus, dessen dichter Rasen bis an das Haus wuchs. Unwillkürlich kam ihm dabei der Gedanke, wie es den Menschen in den traurigsten Augenblicken geht, daß der Geist durch irgend eine Äußerlichkeit abgelenkt wird, die sich vordrängt, man mag wollen oder nicht: „Das Gras ist schon viel zu lang. Ich muß heute noch sagen, daß gemäht wird!"

Er hatte des Bruders Brief auf seinem Stuhle liegen lassen. Die Henne nahm ihn auf und vertiefte sich darein. Sie verglich das Datum und rief plötzlich:

— Da . . da . . die Beerdigung ist ja schon gewesen,

gestern, Sonnabend. Da . . . da . . . können wir ja gar nicht dazu hin . . .

Alle traten hinzu, sich vom Datum zu überzeugen; während sie noch damit beschäftigt waren, brachte der Diener ein Telegramm des Ministers aus Hamburg. Er zeigte an, daß er sich dort befände, daß Ludwig wie vernichtet gewesen sei und deshalb wohl nicht daran gedacht, alle Familienglieder einzeln zu benachrichtigen. Er habe ihm telegraphiert, den Geschwistern dagegen nur geschrieben, aber in der Verwirrung sich gar nicht darum gekümmert, daß die Briefe auch schnell fortkämen. Er aber — der Minister — habe annehmen müssen, die übrigen wären längst benachrichtigt.

Das Telegramm war auf mehreren Blättern geschrieben, da eines bei der Länge gar nicht ausgereicht hätte.

— Kurzum Riesenkonfusion! — sagte die Stiftsdame, und nun nach dem ersten Schreck, wurde alles besprochen, was mit dem Todesfall im Zusammenhange stand. Schließlich hatte man sich doch nicht genau genug gekannt, und Beziehungen zueinander waren eigentlich gar nicht gewesen, sodaß nun die Angelegenheit mehr als Formsache behandelt ward.

Die Henne wollte böse sein, daß sie nicht rechtzeitig in Kenntnis gesetzt worden, aber die Stiftsdame machte geltend, wie sie sich doch nicht, wenn das Telegramm auch gestern früh eingelaufen wäre, in der kurzen Zeit hier „weggesetzt auf dem Lande" hätten Trauerkleider verschaffen können. Und ohne Trauerkleider hätten sie überhaupt nicht kommen können, darüber waren sie sich alle einig.

Der Poltzer setzte, während die Damen darüber debattierten, ein Telegramm auf an seinen Bruder, dann kam er wieder in's Wohnzimmer, und sie redeten den ganzen Nachmittag von dem Todesfall.

Die Frage entstand, wie lange sie trauern sollten, ob Krepp oder Tüll, wie die Kinder, von wem nachträglich ein Kranz niedergelegt werden sollte, ob wohl Verwandte Ramez in Hamburg gewesen seien, wie das Begräbnis verlaufen, was der Bruder nun zu thun gedenke, ob er eine Wirtschafterin, eine Repräsentantin, eine Erzieherin für die Kinder zu nehmen hätte.

Sein Benehmen und Verhalten ward ihm beim Kaffee, zu dem ein paar Damen der Nachbarschaft, sowie der Pastor mit Frau herübergekommen waren, genau vorgeschrieben. Für die fernen Verwandten wurde jede Kleinigkeit schon vorgedacht und empfunden.

Ja die Frau Pastorin meinte sogar ganz harmlos, nachdem sie sich erkundigt, wieviel Kinder die Verstorbene hinterlassen:

— Das beste wäre wohl, er heiratete bald wieder!

Worauf die Stiftsdame, mit noch mehr rollenden Augen als sonst, leise zu ihrem Bruder sagte:

— Taktlos, wie alle Pastorenleute!

Gegen ihre Schwägerin hätte sie das freilich nicht äußern dürfen, denn die hielt viel auf die Geistlichkeit.

Inzwischen wurde schon besprochen, welche Kleider man ändern könnte, um ein anständiges Trauergewand herzustellen. Gella und die Henne kramten in ihren älteren Sachen, während die Stiftsdame abends, als der Besuch fort war, von ihrem Hut zwei weiße Federn trennte und ihn mit einer schwarzen Rüsche garnierte, die ihr die Henne überlassen.

In den nächsten Tagen plante der Poltzer fortwährend eine Reise nach Hamburg, aber schließlich wurde doch nichts daraus, und er blieb ruhig daheim.

Die venetianische Nacht war somit in's Wasser gefallen.

Zuerſt verlor niemand ein Wort darüber, aber an dem Tage, an dem ſie hätte ſtattfinden ſollen, machte die Henne doch ihrer Enttäuſchung Luft und ſagte:

— Daß die nun nicht hätte vier Wochen ſpäter ſterben können!

Aber da ward der gutmütige Poltzer zum erſten Male ernſtlich böſe und brüllte plötzlich, während er dunkelrot wurde, ſeine Frau an:

— Wenn du ſtirbſt, wirſt du auch nicht erſt bei den Verwandten anfragen, ob es ihnen beſſer paßt, daß du Montag oder Dienſtag krepierſt!

Empört rief die Henne:

— Du vergißt dich, Ernſt! — und rauſchte hinaus. Der Köchin aber ſagte ſie — abends — beim Abrechnen:

— Der arme Herr Baron hat wieder einen ſo roten Kopf heute. Er müßte ſich recht mit dem Trinken in Acht nehmen, wir wollen lieber morgen keine Kalteſchale eſſen, es iſt doch immer Spirituoſe drin . . .

Spirituoſe war ein Wort ihrer eigenen Erfindung.

Es war, als ſollten in dieſem Jahre die Eyſen aus der Trauer gar nicht herauskommen und als wäre alles verſchworen, Gellas Ausgehen in Berlin zu hintertreiben.

Im Herbſt befanden ſich die Poltzer auf Einladung des Miniſters mit Gella in Krohberg in Schleſien ein paar Tage zu Beſuch. Am nächſten Morgen ſollten noch Graf und Gräfin Eyſen eintreffen, wenn auch nur auf vierundzwanzig Stunden und auch der Hofchef, der endlich einmal einen Urlaub bekommen, wurde erwartet.

Da kam plötzlich ein Telegramm des Majors, der Profeſſor wäre ſchwer erkrankt, möglicherweiſe rettungslos, und der Miniſter reiſte ſofort ab.

Als er in die Wohnung am Lützowplatz trat, wurde er in die Privatklinik des Professors geschickt, und wie er dort erschien, kam ihm der Major mit ernstem Gesicht und den Worten entgegen:

— Es ist aus, Onkel.

— Was denn, wie denn?

Der Minister konnte es gar nicht fassen, und noch im Flur stehen bleibend, in dem es nach Karbol und Jodoform roch, erzählte Rudolf, sein Bruder habe sich im Seziersaal beim Dozieren vor den Studenten, denen er an einer Leiche einen Knochenbruch erklärt, geschnitten oder gerissen. Man sei nicht einig darüber. Die einen behaupten, er habe sich mit dem Skalpell geschnitten, die anderen, er habe gar kein Instrument in der Hand gehabt und müsse sich an einem scharfen gesplitterten Knochen verletzt haben. Jedenfalls war Blutvergiftung eingetreten und der Professor, der gegen sich ebenso rücksichtslos und hart war, wie gegen seine Patienten mitleidsvoll und weich, hatte den kleinen Riß, und sogar auch eine folgende Anschwellung der Hand nicht beachtet, bis es zu spät gewesen.

— War er denn nicht zu retten? — fragte der Minister, indem er mit zitternden Händen des Majors Arm preßte.

— Die Assistenten meinten — nein. Er selbst hielt sich auch für verloren. Er kannte seinen Zustand genau.

— Hat er denn die Söhne noch gesehen?

— Jawohl. Er hat von ihnen Abschied genommen . . .

Der Major konnte nicht mehr reden. Er wandte sich ab und zog sein Taschentuch, sich zu schnauben. Ein paar Augenblicke blieben sie noch im Flur stehen. Der Minister wollte seinem Neffen Zeit lassen, sich zu fassen. Dann fragte er:

— Liegt er hier?

— Im Sterbezimmer.
— Ist er allein?
— Die Söhne sind da.
— Kann man ihn sehen?

Den Gang hinunter ging der Major voran und öffnete behutsam die Thür. Es war taghell im Zimmer, das glatte, kahle, gestrichene Wände, die aufs notwendige beschränkte Ausstattung des Krankenzimmers aufwies. Mit dem Kopfende an der schmalen Wand stand eine einfache, eiserne Bettstelle. Darauf lag der Tote, völlig zugedeckt, daß man nur das Gesicht sah.

Auf den ersten Blick hätte man ihn nicht erkannt: er hatte etwas Fremdes, das machte die fehlende Brille, ohne die sich seine feinen Züge nicht denken ließen. Auch war im Tode die Eysen-Nase schärfer hervorgetreten. Der Ausdruck des Entschlafenen war friedlich, nur die geschlossenen Augen sehr eingefallen.

Durch das Fenster brach die Herbstsonne, heute in matten Nebel gehüllt, herein, beleuchtete hell das Zimmer, aber hatte nichts Grelles und Scharfes, sondern machte nur den Eindruck der Klarheit, des Lichtes, der Wärme.

Das letzte Lager dieses Freundes der Kranken, dieses unermüdlichen Arbeiters, dieses in zwei Erdteilen gesuchten Operateurs, dessen Leben Ordnung, peinliche Sorgfalt, Sauberkeit, Milde und doch Kraft, Weichheit und doch Stärke, Mitgefühl und doch Unerbittlichkeit gewesen, hätte nicht anders ausschauen können. Kein mystisches Dunkel, keine verhängten Fenster und herabgelassenen Vorhänge, keine Kerzen im Brand, nur die peinliche Reinlichkeit, Einfachheit des Krankenzimmers, Luft, Licht und Sonne, die der Tote so oft seinen Patienten als größte Ärzte der Menschen genannt.

In der Ecke standen weinend die jüngeren Söhne, Robert, der noch Schüler, Joseph, der jetzt auch schon Student geworden; am Kopfende des Bettes Fedor allein.

Er hatte den größten Verlust erlitten. Er weinte nicht. Seine Züge zeigten nicht die geringste Bewegung, aber sie waren fahl, übernächtig, eingefallen. Den Kopf trug er erhoben, die Stirn etwas zurück, das Kinn vorgestreckt, wie er immer dazustehen pflegte. Unbeweglich starrte er durch das Fenster hinaus in das schon leise hier und da rotbräunlich gefärbte Grün des Gartens.

Er hatte sich bei Eintritt seiner Verwandten nicht gerührt und blieb auch wie er war, gleich einer Bildsäule stehen, immer den Kopf erhoben, den Blick hinausgerichtet.

Der Minister betrachtete lange den Toten. Er war nicht sichtlich ergriffen und gerührt, wie alte Leute meist dem Tode ruhiger in's Antlitz sehen. Er hatte sich zu oft in solchen Lagen befunden, ganze Generationen waren vor ihm dahingegangen, seine Mitlebenden hatten meist schon wieder die Erde verlassen, sogar das jüngere Geschlecht fuhr vor ihm in die Grube. So hatte er Zeit gehabt, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß er nur eine überragende Säule war, aus bald verschollener Zeit, daß auch er nicht mehr weit vom Grabe stand. Der Tod hatte für ihn seine Schrecken verloren. Wenn er auch noch gern lebte und seine Tage genoß, so stand ihm doch kein schrecklicher Sensenmann vor Augen, sondern ein Freund: der milde Knabe mit der umgestürzten Fackel.

Aber Fedor begann erst das Dasein, für seine Gedanken war der Tod noch nicht zu fassen, noch zu weit entfernt. Mit dem Scheiden aus diesem Leben hatte er sich noch nicht beschäftigt; er, dessen Hirn nur von zu verrichtender Arbeit glühte, meinte, bestimmt zu sein, neue Anschauungen und

Welten gebären zu sehen, konnte nicht an das Ende aller Dinge gedacht haben.

Und er faßte es auch nicht, daß der Vater, hier vor ihm, nicht mehr zu ihm sprechen sollte. Er faßte es nicht, daß diese Lippen erkaltet wären, die so oft, noch gestern, mit ihm über alle Fragen der Menschen geredet.

Seine Gedanken irrten fort, während er immer hinausstarrte durch das Fenster in den Garten draußen, dessen Natur auch welkte und verging, dem eisigen Winter entgegen. Er dachte an alles, was ihm in langen Gesprächen der Vater mit auf den Weg gegeben. Worte philosophischer Ruhe, Worte des Trostes, milde Worte der Erkenntnis der Kleinheit des Menschen, seiner Winzigkeit, seiner Bedeutungslosigkeit im gewaltigen Haushalte der Natur.

Aber wieder überkam ihn der Schmerz, die Gedanken der Ergebenheit wichen und machten wilden Anklagen Platz.

Warum mußte dieser sterben? Gerade dieser, dessen Leben Tausenden Trost und Hilfe gebracht. Warum er, der für Können, Ehre und Ruhm, für Fortkommen und Gesundheit der Menschheit etwas bedeutet? Warum diese Ungerechtigkeit? Traf der Tod wahllos hier und da? Hatte es einen tieferen Sinn, daß dieser Mann scheiden mußte, statt irgend eines Schmarotzers an der gedeckten Tafel des Lebens?

Plötzlich fielen ihm seine Verwandten ein, und alle Gedanken liefen ihm durch das Hirn, wie er sie an jenem Abend geäußert, als ihn der Minister bei sich behalten.

Etwas wie ein Haß packte ihn gegen seine Familie, gegen diesen dicken, albernen Landjunker, den Poltzer, der es gewagt, über seinen Vater eine solche Bemerkung zu machen, gegen diese alternde ehemalige Hofdame, diesen Nichtsnutz von fadem Sohn, dem er das Monocle hätte aus dem blödsinnigen Gesicht schlagen

mögen; ein Haß gegen diese nichtsthuende, niemand nützende, als wertlose Pflanze vegetierende Stiftsdame; ein Haß gegen diese Hofscheffamilie, bei der die Menschheit mit dem degenerierten Prinzen begann; ein Haß gegen diesen Grafen und diese Gräfin, die nichts gethan, seitdem sie geboren worden, die in ihrem Palais wohnten und eine Horde kriechender Lakaienseelen um sich hielten, die nichts gelernt hatten, sich mit nichts beschäftigten, als Rennbahnen, Ballfahrten, Gesellschaften, denen der Bau eines Sattels wichtiger schien, als die ganze soziale Frage, die ihre Kinder Hofmeistern und Gouvernanten überließen, statt wie der Tote hier vor ihm in ihre Seelen zu pflanzen, was am Baume des Wissens gewachsen, was der Mensch in jahrtausendelanger Geschichte erworben, sich vom Tier zu unterscheiden, dem diese Idioten alle noch nicht entwachsen waren.

Eine stille Wut und Erbitterung kam über ihn, und er sagte sich: es geschieht euch recht, wenn einmal der Aufstand daher fahren sollte, der Aufstand des Pöbels, den ich ebenso verachte wie euch, aber der noch unverbraucht und gesund ist, und euch von den Stühlen stoßen mit euren Barons- und Grafenkronen, die ihr, ein auf der Höhe der Kultur, des Geldes, der Macht faul und träge, feige und jammervoll gewordenes Gesindel, nie im stande gewesen wäret selbst zu verdienen noch zu behaupten.

Und er wird kommen, wird kommen mit Dynamit, Pulver und Blei, mit Petroleum und Brandfackel, er wird kommen und euch wegfegen, wie er einst eure Brüder wegfegte in der französischen Revolution. . . . .

Wie Fedor den Gedanken nachhing, irrte sein Auge ab vom Fenster, fiel auf den Minister und Major, die dort drüben noch immer unbeweglich standen und weichere Gefühle kamen über

seine Seele. Fast zärtlich ruhte sein Blick auf den Verwandten, die den alten Namen in Ehren trugen, von denen der eine ein langes, arbeitsreiches und erfolgreiches Leben hinter sich hatte, der andere, ein Mann in der Vollkraft der Jahre, eine, wie die sagten, die es wissen konnten, große Laufbahn noch vor sich.

Der eine hatte seinem König über ein halbes Jahrhundert gedient und damit der Allgemeinheit, dem Gemeinwohle, der andere sollte in soldatisch-strengem Dienst seinem Volke Freiheit, Größe, Kraft und Zukunft wahren, es stark erhalten, für sein Volk das Leben lassen, wie es dafür auf den Schlachtfeldern geblutet.

Und Fedor fiel plötzlich ein Wort seines Vaters ein, aus einem jener intimen Gespräche, die er in trauten Abendstunden mit dem Sohne gepflegt: „Der Wert eines Menschen hängt davon ab, welche Dienste er der Allgemeinheit geleistet hat!"

Und über ihn, den über seine Jahre sicheren, spöttischen, aburteilenden Menschen, der Egoist war, außer diesem Toten gegenüber, der sich eingebildet, er allein habe recht, in ihm allein schlummere die Erkenntnis, kam plötzlich ein banges Verzagen, ein großes Bewußtsein der Winzigkeit und Schwäche. Würde er etwas können und leisten? Würde er im Dienste der Allgemeinheit etwas bedeuten?

Ihm ward mit einem male bange, nun wo er allein stand, wo er mit niemandem Zwiesprache pflegen konnte, er, der niemanden kannte. Es überrann ihn ein Gefühl, als wäre er nun ohne Halt und Stütze, als befände er sich in einem leeren Raum.

Das Bewußtsein, allein zu stehen, packte ihn mit einem Male so gewaltig, daß, als sein Blick niederfiel auf die Über-

reſte ſeines Vaters, ihn die Sehnſucht ergriff, den Toten bei der Hand zu nehmen, ihn anzuflehen ihm zuzuhören, nur noch ein Mal, ein einziges Mal. Er wollte ihm noch ſo vieles ſagen, er hatte Dinge vergeſſen von allergrößter Wichtigkeit, er mußte, mußte, mußte nur noch fünf Minuten mit ihm ſprechen.

Und es ging nicht.

Da war es ihm, als ſchliefe der Vater doch nur, als ſchlummere wenigſtens ſeine Seele bloß, die doch nicht mehr war, wie ihm dieſer ſtarre Mund ſo oft ſchmerzlich lächelnd gelehrt, die mit der Materie zerfiel, die erloſch, wenn die Windungen dieſes Hirnes nicht mehr geſpeiſt wurden, nicht mehr arbeiteten.

Die Seele mußte ſein, es mußte eine Verbindung geben noch hinüber zu dem Manne, der ihm alles geweſen. Er konnte ihn nicht ſo laſſen, ſo vergeſſen, mitten im Gedanken aufhören, und verſchwunden ſein. Der Sohn hatte gefragt, der Vater konnte ihm die Antwort nicht ſchuldig bleiben.

Und mit einemmale ſtieg in ihm der Zweifel auf, ob es aus ſein könnte mit der Materie. Zweifel, die er ſonſt, eins mit dem Vater, hohnlachend zurückgewieſen hätte, denn für das reine Gefühl ſeiner Menſchenbruſt hatte er keinen Gott gebraucht — da doch der Vater ſein Gott geweſen.

Jetzt ſchmolz die Rinde von ſeinem Herzen, jetzt ſchwankte alles, alles, der Grund, auf dem er ſtand, auf dem ſeine Gedanken fußten.

Etwas mußte ihm bleiben, und er hatte nichts.

Eine entſetzliche Angſt ſchnürte ihm die Kehle zuſammen. Er wurde heiß, der Schweiß trat ihm aus den Poren. Er wollte eine Antwort haben, er wollte dem Vater ins Ohr rufen: „Wache auf, Vater! Sprich mit mir, wie du doch ſonſt

ſpracheſt! Ich muß etwas wiſſen! Ich habe ja vergeſſen, dir's noch zu ſagen! Es war ja keine Zeit mehr!"

Er wollte ihn rütteln, rütteln: „Wach auf! Wach auf! Du mußt mir helfen! Ich bin gar nicht ſo ſtark, wie du glaubteſt, wie du mich erzogen haſt! Ich bin auch nur ein Menſch! Ein armer, ſchwacher Menſch wie andere! Hilf mir doch, ich kann nicht allein ſtehen! Ich kann nicht ohne dich ſein!"

Wie er das dachte, lief ein Zittern über ſeinen Leib, und der Schweiß, der aus ihm brach, die Thränen, die ihm doch nun aufſtiegen in den Augen, befeuchteten die Gläſer ſeines Kneifers, daß alles im Nebel verſchwamm und er das Bett ſchwanken ſah vor ſeinen Blicken.

Er nahm alle Kraft zuſammen, er wollte ſtark bleiben, er durfte ſich nicht werfen laſſen, und er überwand ſich noch einmal und blieb aufrecht ſtehen.

Der Gedanke quälte ihn: war er ſtark geblieben? Hatte man ihm eine Schwäche angemerkt? Man ſollte nichts ſpüren, niemand etwas ahnen. Und er ballte die Fäuſte, ſtraffte das Bein, um ja feſt und aufrecht zu ſtehen.

Aber er konnte es nicht faſſen, daß es aus ſein ſollte, daß ihm kein Wiederſehen beſchieden wäre mit dieſem einzigen Menſchen auf der ganzen Welt, den er verſtanden und der ihn verſtanden, den er geliebt und der ihn geliebt. Kein Wiederſehen, wie es ihn der Vater doch ſo oft gelehrt. In dieſem einen Falle meinte er die Geſetze der Natur durchbrechen zu müſſen. Für ihn galten ſie nicht.

Doch wenn ſie nicht galten, was galt dann? Wenn das Gebäude der Weltanſchauung, das ihn der Tote gelehrt, erſchüttert ward, was blieb dann von ihm beſtehen?

Die Worte des Vaters, mit denen er den Kreislauf des

Lebens erklärt, hatten ihn früher weihevoll gestimmt, getröstet und erhoben, erschüttert, emporgezogen, seinem Denken, seiner Seele Flügel verliehen.

Der Gelehrte, dessen Wirken der Allgemeinheit galt, dessen Lebensberuf ausgeübt ward zum Heile aller Menschen, konnte Erhebung, Trost, tiefste Befriedigung, ja etwas wie einen Ersatz der Religion in dem Bewußtsein finden, daß von ihm, seinem Körper wie seiner Seele nichts zurückblieb, daß er nur ein winziges Rad im Rädergetriebe der Welt gewesen, daß er aber doch unsterblich sei, indem er mit seinem Leibe die Erde düngte und so beitrug zum Geborenwerden und Leben neuer Geschlechter und Lebewesen. Unsterblich, weil Teile seiner Erscheinungsform sich dann wiederfanden in aller Kreatur, die von ihm Atome gesogen, wie er einst selbst zusammengesetzt gewesen aus Atomen anderer Wesen, die seit Milliarden Jahren für sein Zustandekommen die Schöpfung befruchtet.

Aber dem Sohne, dem das auch einst Evangelium gewesen, der sich berauscht an dem Gedanken, jeder müsse sein Teil beitragen, die Menschheit zu erziehen, zu bessern, zu erheben, ihr das Dasein auf der Erde zu erleichtern, um nach gethaner Arbeit sein armes Einzelleben dem Weltall zurückzugeben, kam dies nun plötzlich nicht mehr groß und erhebend vor.

Er, der alles nur immer in abstrakten Träumen gesehen, stand vor der Wirklichkeit, und jetzt wollten Geist und Empfinden nicht mehr mit. Er wollte alles preisgeben, wenn ihm nur der Vater bliebe. Wenn einer gekommen wäre und hätte gesagt, er wolle seinen Vater von den Toten erwecken, so würde er ihm geglaubt haben. Er hätte Anschauungen und Überzeugungen — alles geopfert.

Er wurde plötzlich ganz schwach, abergläubisch. Er sagte

sich, wenn der Vater jetzt aufsteht, will ich alles gut finden, wie es in der Welt ist; will ich an Gott glauben. Er machte innerlich einen Pakt mit dem höchsten Wesen: „Gieb mir meinen Vater wieder, und ich will dich anbeten!"

Er wartete, nachdem er sich das Versprechen gegeben, als müsse nun plötzlich der Verstorbene aufstehen und wandeln.

Dann sagte er sich plötzlich: es ist nicht wahr, es ist nur ein schwerer, wüster Traum. Wenn ich mich zusammennehme und ihn abschüttele, ist alles vorüber.

Da versuchte er, sich zu bewegen, aber die Glieder waren ihm schwer wie Blei.

Nun versuchte er die Blicke abzuwenden. Er wollte ein paar Augenblicke nach der anderen Seite sehen, und er war innerlich fest überzeugt, wenn er wieder auf seinen Vater zurückblicke, sei er erwacht. Etwas Mystisches kam über ihn, er meinte, es käme nur darauf an, alle Kraft der Seele zusammenzuraffen, sie zu konzentrieren auf diesen einen Punkt, auf den einen Gedanken, wie der Hypnotiseur: „Ich will, du mußt."

Er wollte der Natur seinen Willen aufzwingen. Religiöse Vorstellungen kehrten wieder, wie Jesus auf dem Meer gewandelt und der Jünger nur gesunken, weil er die Stärke des Glaubens nicht gehabt.

Er spannte alle Kräfte an, er überanstrengte das schon überreizte Hirn, alle Nerven spielten, seine Muskeln krampften sich, er schlug die Fingernägel mit aller Gewalt in die Handfläche, er preßte die Zähne zusammen, das Blut strömte ihm zum Kopf, seine Augen quollen heraus, und wie er mit aller Gewalt seiner Seele nur an die Worte dachte, die er dem toten Vater entgegenrufen mußte, gleich einem Wunderbefehl: „Stehe auf und wandle!" entrang sich seiner gequälten,

fieberhaft arbeitenden Bruſt plötzlich ſtatt der Worte ein lauter, gellender, faſt unſinniger Schrei.

Er ſchwankte und ſchlug neben dem Bett zu Boden.

Der Major ſprang herbei, und der Miniſter rief Fedors Brüdern zu, die wie gelähmt dabeiſtanden:

— Schnell, Waſſer!

---

## 9.

Gegen alle Erwartung war der Nachlaß des Profeſſors gering. Die hohen Honorare, die er oft bekam, die manchmal — in Rußland — ſchon ein kleines Vermögen bedeuteten, waren aufgegangen durch ſeine grenzenloſe Wohlthätigkeit. Unbemittelte hatte er nicht bloß umſonſt behandelt, ſondern ihnen noch Arznei und Kurkoſten dazu bezahlt, ja ihnen meiſt dann auch noch einen Zehrpfennig mitgegeben. Wie es ſich jetzt herausſtellte, bezogen eine Menge von ehemaligen Patienten, kleine Leute, Witwen, dauernd Erwerbsunfähige, von ihm ſchon ſeit Jahren laufende Unterſtützungen.

Dazu ſtattete er Krankenhäuſer und Kliniken mit Inſtrumenten, Betten, Verbandzeug aus, und hatte mehr als einmal viele Tauſende Beitrag gezahlt, wenn es galt, das Fortbeſtehen irgend einer Wohlthätigkeitseinrichtung zu ſichern, eine neue Station in einem Krankenhauſe zu errichten, wozu die Mittel fehlten.

Endlich beſaß er eine Menge Hörer, denen er nicht bloß

die Kollegiengelder erlassen, sondern denen er noch unter der Hand etwas zugesteckt.

Seine Wohlthätigkeit war nicht sehr bekannt geworden, weil er nie davon sprach, nicht litt, daß sie erwähnt wurde und etwaige Beiträge stets zeichnete: Doktor L., wobei niemand auf die Vermutung kam, es handle sich um den Professor Doktor Freiherrn von Eysen und Ley.

Aber wie so oft Philantropen der fernen Menschheit gedenken, jedoch der nächsten Menschen vergessen, hatte der Professor nie Vorkehrungen getroffen, für den Fall seines Todes seinen Kindern etwas zu sichern. Er hatte wohl auch einen so frühen Tod — er war nur fünfundvierzig Jahre alt geworden — nicht für wahrscheinlich gehalten, denn ein Testament fand sich nicht vor.

So blieben den Kindern nur ein paar tausend Mark und das väterliche Mobiliar. Ihre verstorbene Mutter, eine Tochter des berühmten Erlanger Klinikers Klapproth, hatte zwar ein nicht unbedeutendes Vermögen von ihrem Vater geerbt, aber der Professor hatte im Einverständnis mit seiner Frau darauf verzichtet, zu Gunsten ihrer Schwestern, die bei starker Familie jeden Groschen zusammennehmen mußten.

Den Anschauungen des Toten entsprechend, erwarteten die Eysen, daß die Leiche in Gotha verbrannt werden würde. Ein direkter Wunsch lag jedoch, wie Fedor versicherte, nicht vor und so erfolgte die Beisetzung in Berlin. Das Begräbnis war nahezu ein Ereignis. Tausende hatten sich hinzugedrängt, den einfachen nur von zwei Pferden gezogenen schwarzen Wagen zu sehen, dem — dies war ein oft ausgesprochener Wunsch des Verstorbenen — jeder Blumenschmuck fehlte, bis auf einen einzigen prachtvollen Kranz des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, der auch einen Herrn gesandt, ihn zu vertreten.

Die Geschwister des Verstorbenen erschienen, ebenso der Poltzer mit Frau, die Stiftsdame und der Minister. Der Hofchef hatte an Fedor ein paar Zeilen gerichtet und sich wegen der großen Entfernung entschuldigt. Ebenso lief ein Brief Ludwigs ein, der sein Beileid aussprach. Er würde gekommen sein, aber es sei ihm gänzlich unmöglich, nach dem schwersten Schlage seines Lebens, dem Tode seiner Frau, einem Begräbnis beizuwohnen, bei dem er, wie er schrieb, nicht sicher sei, seine Haltung angesichts des offenen Grabes zu bewahren.

Eva erschien nicht, statt dessen aber Graf Leo.

— Ich finde, das genügt vollkommen! — hatte sie zu ihrem Manne gesagt.

Auf dem Kirchhofe in Schöneberg drängte sich eine unabsehbare Menschenmenge, viel Neugierige, aber auch Hunderte, denen die geniale Hand dieses Mannes einstmals Rettung oder doch Erleichterung gebracht. Die Universität war vollzählig vertreten, Rektor und Dekan an der Spitze, dazu eine große Zahl Studenten, Korps, Burschenschaften, mit Bannern im Wichs. Dazu kamen Abordnungen auswärtiger Hochschulen, sogar die Sorbonne in Paris hatte einen zufällig zu bakteriologischen Studien in Berlin anwesenden französischen Arzt als Vertreter entsandt.

Von der Menge mit Bannern und Musik — ein Studentenchor sang — stach umsomehr der ganz einfache, schmucklose Sarg ab, hinter dem, neben dem Abgesandten des Kronprinzen, Fedor schritt, barhaupt, abwesend wie in einer andern Welt.

Seine Brüder folgten.

Dann kamen der Minister, sowie die Geschwister und übrigen Verwandten. Unter den großen Eysenschen Gestalten, die alle das Mittelmaß weit überschritten, verschwand der

kleine Hauptmann Engelbert von Aufschläger, der in seinem zu weiten Rock und dem zu großen, unaufgebügelten Hut um so eigentümlicher aussah, als ihn der Zufall gerade neben Graf Eysen geführt, in schwarzem engem Überzieher, darunter Frack mit weißer Binde und dem spiegelnden Cylinder —: ein Muster von Eleganz.

Nachdem der Geistliche die Amtshandlungen vollzogen, sprach der Rektor magnificus am offenen Grabe und feierte den Verstorbenen als Mann der Wissenschaft. Damit schien die Feier beendet. Der Pfarrer hatte nur noch das Gebet zu sprechen, dann sollten die Leidtragenden dem Toten den letzten Blumengruß oder die Schollen Erde hinabwerfen, daß er den ewigen Schlaf hielte und würde zu dem, von dem er genommen — Staub zu Staub.

Es war kühles Herbstwetter. Ab und zu schien die Sonne und warf durch Wolkenfetzen ein paar Strahlenbündel auf den Kirchhof herab, dann versteckte sie sich. Ein Windstoß fuhr daher, ruckweise, daß mechanisch wie auf Kommando die Trauergesellschaft den Kopf neigte und die Augen schloß, denn der Luftzug hatte Sandkörner vom Boden aufgehoben und blies sie in's Gesicht. Welke Blätter wirbelten auf den Wegen. Einige Damen preßten die Taschentücher vor den Mund.

Die Henne flüsterte ihrer Tochter zu:

— Schlage deinen Kragen hoch, Gella!

Dicht am Grabe stand Fedor, barhaupt in einem grauen Hohenzollernmantel, dessen Überkragen der Wind aufgeschlagen hatte, sodaß man seine Hände sah, die einen zerknitterten, weichen, schwarzen Filzhut hielten, seine dünnen, langen Finger durch ihr Zittern die Erregung des jungen Mannes verratend.

Wie das letzte Wort verklungen war, trat er plötzlich

hart an die Grube heran, sodaß unter seinen Schritten die frischgeschaufelte Erde nachgab und Sand und Steine hinunterpolterten auf den Sarg.

Fedor hob den zerdrückten alten Filz, als wolle er ein Zeichen geben, alle anderen hätten zu schweigen, und zum Staunen und Schrecken der Versammelten, fing er plötzlich an zu reden, schnell, daß sich die Worte überstürzten und er laut mehrere Sätze gesprochen hatte, ehe irgend einer ihn hätte zurückhalten können:

— Wie mein Vater gewesen, ist nicht gesagt worden. Es ist allerlei über ihn gesagt worden, aber nicht das Eigentliche, das den Kern seines Wesens ganz erfaßt. Mein Vater war ein Edelmann. Aber nicht ein Edelmann alter Schule, stolz auf seine Ahnen, auf seinen Besitz, stolz auf das, was andere vor ihm geleistet hatten. Er war ein Mann, der alles sich selbst verdankte, ein Mann, der seinen Stolz darin suchte, von keines anderen Menschen Arbeit abhängig zu sein, stolz auf selbst erworbenen Besitz an geistigem Eigentum, an Wissen und Können. Er war stolz, dienen zu können nach dem alten Wappenspruch: „Ich dien'!" Aber er diente nicht wetterwendischen Herren, er diente allen: der Menschheit. Er diente aus Überzeugung des guten Menschen, aus Moral! Aus wahrer Sittlichkeit, die ihre Gesetze nicht in totem Formelkram und alberner Überlieferung sich vorschreiben läßt, sondern aus sich allein zieht, aus der Erkenntnis dessen, was natürlich ist. Denn das Natürliche, hat er gesagt, ist auch das Sittliche. Seine Einschätzung anderer ging nicht danach, wer das Meiste für sich selbst errafft, sondern wer den Menschen auf unserer Erde die größten Dienste geleistet. Und wenn wir meinen lieben . . . lieben . . . armen . . . Vater . . .

Fedor versagte die Stimme. Im ersten Augenblick hatte

niemand daran gedacht, ihn am Reden zu hindern, dann aber drängte sich der Major durch die Menge der Leidtragenden und wollte ihn sanft zurückziehen. Aber er zögerte im letzten Augenblick, denn er fürchtete Widerstand von seiten des aufgeregten jungen Mannes, und damit wäre der Zwischenfall erst recht peinlich geworden.

Da ließ er denn Fedor sprechen, umsomehr als der Minister Rudolf beim Arm nahm und ihm zuflüsterte:

— Es fällt noch mehr auf . . . .

Fedor sammelte alle Kraft, um seiner Ergriffenheit Herr zu werden. Dazu überanstrengte er die Stimme, den Widerstand in seiner Kehle zu überwinden, und schrie nun fast hinaus:

— Wir wollen meinen Vater einschätzen, nach diesem höchsten Maße, wie er selbst andere schätzte, und dann finden wir, daß er uns alle weit hinter sich läßt, daß er, der als Adeliger des Egoismus geboren wurde, sich erhob zum Edeling des Altruismus, vorahnend, wegweisend zu der Höhe, zu welcher die Menschheit heute noch sich nur sehnen kann und erst den Weg finden soll durch Jahrzehnte und Jahrhunderte. So möge mein lieber, armer Vater verstanden werden. . . . . .

Während er redete, hatte Fedor die Herrschaft über sich selbst wiedergefunden. Die letzten Worte sprach er leise in sich versunken. Er blieb am Grabe, den Blick zum Himmel emporgerichtet, und nun nahm ihn sein Oheim Rudolf bei der Hand und zog ihn sanft fort. Er leistete keinen Widerstand. Während des Schlusses der Handlung blieb er wie erstarrt und leblos neben dem Major stehen, seitwärts hinter einem hohen, weißen Marmorkranz des Nachbargrabes.

Der Geistliche, ein alter Herr, dessen mildem Wesen jedes

Eifern fernlag, ging über die unvorgesehene Störung schweigend hinweg, und beendete die heilige Handlung am Grabe.

Die Hintenstehenden hatten überhaupt nicht wahrgenommen, daß etwas Außergewöhnliches vor sich ging. Viele meinten, es sei eine der offiziellen Reden gewesen, die bei solchen Anlässen gehalten würden.

Der Poltzer war mehr erstaunt, die Henne empört, was dadurch zum Ausdruck kam, daß sie der Stiftsdame beim Verlassen des Grabes, nachdem die drei Handvoll Erde nachgeschüttet worden, sagte:

— Was soll denn nun bloß der Herr vom Kronprinzen von uns denken!

Der Minister aber meinte bei sich mit der Ruhe des Alters, die nichts mehr besonders in Verwunderung setzt: „Nun hat er seinen Edeling doch noch angebracht."

Allmählich leerte sich der Kirchhof. Langsam verlief sich die Menge, die Studenten zogen mit ihren Bannern ab und bestiegen draußen am Eingang haltende Landauer, die sie zur Stadt zurückbrachten. Hier und da blieb noch einer der Erschienenen da, um den Angehörigen ein paar Worte zu sagen.

Graf Eysen war mit den Poltzern gegangen. Seine Equipage wartete draußen: ein Coupé, mit zwei gleichgroßen, schnittigen Füchsen davor. Der Graf kaufte, wie die Kenner wußten, nur Füchse. — Der Kutscher hob die Peitsche zum Gruß, und der grauköpfige Diener in funkelnagelneuer Livree, mit hohem Kragen, lüftete den Hut und öffnete den Wagenschlag.

Graf Eysen war Damen gegenüber immer der artige Mann. Es widerstand ihm, daß die Henne und Gella bis zur nächsten Droschke oder Pferdebahn gehen und er in seinem Wagen, in dem noch Platz war, allein davonfahren sollte.

In einer Anwandlung von Sparsamkeit, die stets am unrechten Orte kam, hatte der Poltzer nämlich seine Droschke entlassen.

Deshalb bestand Graf Eysen darauf, die Henne müsse mit Gella sich in die Stadt fahren lassen, er wolle mit dem Poltzer folgen. Die Henne sträubte sich eine Zeit lang, stieg aber endlich ein. Der Diener fragte, wohin gefahren werden sollte. Eigentlich hatten die Poltzer sich vorgenommen, auf dem Lehrter Bahnhof zu frühstücken und dann mit dem nächsten Zuge nach Haus zurückzukehren.

Graf Leo Eysen murmelte irgend ein Wort des Bedauerns, er könne die Verwandten nicht auffordern, bei ihm zu essen, weil sie selbst eingeladen wären, und der Poltzer, der dahinter sofort die liebe Cousine Eva witterte, der es, wie der Mann schon vorher wußte, nicht passen würde, sagte in großbrodigem Tone zu seiner Frau:

— Adelheid, ich denke wir essen bei Hiller! Oder ist dir Dressel lieber?

— Das ist mir wirklich gleich! — gab sie zurück, so gleichgiltig, als wären beide Restaurants ihr Berliner Stammlokal. — Und der Poltzer rief dem gräflich Eysenschen Kutscher zu:

— Hiller, Unter den Linden!

Der Wagen fuhr davon. Die Henne fühlte sich sehr wohl in den weichen Kissen und ließ, während sie durch die Potsdamerstraße rollten, den Finger wie liebkosend über den rotseidenen Bezug gleiten. Kein Wort fiel zwischen Mutter und Tochter. Nur einmal sagte Gella:

— Es war doch eigentlich ein sehr großes Begräbnis! Der arme Onkel! So plötzlich zu sterben.

Die Mutter nickte:

— Der Kranz des Kronprinzen machte sich wirklich famos!

Und kurz vor dem Aussteigen, Unter den Linden, als ein paar Leute die elegante Equipage, die ein scharfes Tempo fuhr, anstarrten:

— Schade, daß der Wagen nicht offen ist.

Als das Coupé hielt, überlegte sie sich schnell, ob sie ein Trinkgeld geben sollte. Doch es war eigentlich eine unnütze Ausgabe und mit ein paar Groschen kam man nicht davon bei den verwöhnten Leuten. Dann lieber gar nicht. Und um so lieber entschied sie sich zu „lieber gar nicht", da aus dem Restaurant Hiller gerade als sie ausstiegen, eine Anzahl Kavallerieoffiziere traten.

„Wenn ich ein Trinkgeld gebe, weiß jeder, daß es nicht unser Wagen ist!" sagte sie sich.

Der Poltzer kam sehr viel später, denn er legte mit Graf Leo Eysen den ganzen, langen Weg zu Fuß zurück. Pferdebahn fuhr der Graf nicht, Droschke ungern; entweder in eigenem Wagen oder auf Schusters Rappen. Es war einmal eine kleine Schwäche, der der Poltzer pustend und schwitzend Rechnung tragen mußte.

Während des Weges gab Graf Eysen seiner Empörung Ausdruck über Fedors Rede, die er eine Taktlosigkeit, Unverschämtheit nannte und als unverdauten Blödsinn bezeichnete.

Der Poltzer war nicht viel anderer Ansicht, nur meinte er, der immer doch am Ende milde wurde, wenn er auch zuerst noch so sehr über etwas geschimpft:

— Der Junge muß sich noch die Hörner ablaufen, und 's is immer noch besser, 's hat einer 'n Maulwerk wie 'ne Dreckschleuder, denn das hat er nu mal, als daß er 'n Duckmäuser ist, der etepetete thut und is eigentlich 'n Luder! —

Auf dem Kirchhofe standen nur noch die Geschwister und die Söhne des Verstorbenen. Der Minister hatte sich mit dem Geistlichen entfernt, den er nach Haus fuhr. Er wollte noch einiges mit ihm besprechen, denn angesichts der ungünstigen pekuniären Lage der Söhne, hatte er die Kosten des Begräbnisses, den Ankauf einer Gruft, in die noch des Professors vor fünf Jahren verstorbene Frau überführt werden sollte, und die Errichtung eines Grabdenkmals übernommen. Heute wurde der Sarg nur provisorisch beigesetzt.

Jetzt schien wieder die Sonne. Der Wind hatte aufgehört zu blasen. Es war ganz still, und der Friedhof bekam in der helleren Beleuchtung etwas Mildes, Ruhiges und Friedliches. Die Totengräber hatten über dem Sarge eine Art Gewölbe aus Brettern hergestellt, um ihn später wieder leichter ausgraben zu können, wenn die Gruft fertig gemauert wäre. Nun schaufelten sie die Erde darauf, die mit Gepolter und Getöse hinabstürzte.

Da sagte Fedor plötzlich mit entschlossenem Ausdruck, als sei er nun erst des Scheidens seines Vaters gewiß, zu Onkel Rudolf an seiner Seite:

— Nun ist es aus. Jetzt kommt er nicht mehr wieder.

Der Major nahm ihn beim Arm, und sie blieben ein paar Schritte seitwärts stehen, während Hermine mit den jüngeren Neffen das Grab schmückte, Töpfe mit frischen Blumen darauf setzte und den Kranz des Kronprinzen ans Fußende legte, sodaß der Hügel jetzt, wo die frische, kahle Erde nicht mehr zu sehen war, ein freundlicheres Aussehen gewann.

Dann entfernten sich die Verwandten langsam durch die Gräberreihen dem Ausgange zu. Auch die Söhne des Verstorbenen gingen mit. Fedor schritt lautlos des Weges. Ein

paar Mal sprach ihn sein Onkel Rudolf an, aber er antwortete bloß dumpf vor sich hin:

— Jetzt ist alles, alles, aus! Jetzt ist mir alles gleich! Jetzt hat alles keinen Zweck mehr!

Der Major sagte nichts. Er meinte, es sei besser, den Neffen seinen Gedanken zu überlassen. Bei dieser Natur konnte Trost von einem anderen nichts helfen, sie mußte sich selbst aufrichten.

Fedors Brüder dagegen unterhielten sich. Joseph, der Ältere, machte gar keinen betrübten Eindruck: als ein paar Spatzen, die sich in der Sonne auf dem Sandwege herumbalgten, in blinder Leidenschaft beinahe unter ihre Füße gerieten, lächelte er sogar, blieb stehen und beobachtete die Vögel, die sich lärmend mit den Schnäbeln bearbeiteten. Als dann plötzlich drei Stück über einen einzigen wütend herfielen, der am Boden lag, fauchte, pfiff und piepte, fing er ganz laut an zu lachen.

Da drehte sich Fedor um und herrschte mit blitzenden Augen seinen jüngeren Bruder an:

— Jetzt kannst du lachen?

Joseph warf Fedor einen feindseligen Blick zu:

— Du hast mir gar nichts zu sagen. Kümmere dich um deine Angelegenheiten!

Doch der Älteste war schon, in Brüten versunken, weiter gegangen. Robert, der Jüngste — nun Untersekundaner — trottete gleichgiltig nebenher, als wäre er noch zu jung, zu unreif, um die Tragweite des heutigen Tages völlig zu begreifen.

Am Schluß hinterdrein folgten Cäsar und Hauptmann von Aufschläger. Zuerst sprachen sie von dem plötzlichen Tode, vom Schicksale, der Zukunft ihrer drei Neffen, dann

von dem, was der Verstorbene gewesen, endlich je weiter sie sich, durch die Straßen dem geräuschvollen Treiben des Berliner Westens näherten, von sich selbst und was sie betraf.

Aber es war mehr Cäsar, der erzählte. Engelbert von Aufschläger hörte seinem Redeflusse zu. Unaufgefordert hätte der bescheidene kleine Mann, der alles bewunderte, was andere thaten, nie vom eignen Wohlergehen, von eigenen Absichten berichtet.

Cäsar war es daran gelegen, des Genaueren auseinanderzusetzen, warum sich sein Gastspiel am Schauspielhause zerschlagen. Er hatte es der Familie zwar schon in langen Briefen erklärt, aber die erachtete er nicht als ausreichend. Er erzählte seinem andächtig lauschenden Schwager, welche Kabalen und Intriguen in Szene gesetzt worden, um sein Gastspiel zu hintertreiben. Nicht bloß, daß sämtliche Kollegen vom Schauspielhause alle Hebel gegen ihn in Bewegung gesetzt, weil sie fürchteten neben ihm als Nullen zu versinken, sondern auch die Darsteller seines Faches an den meisten anderen Berliner Bühnen hätten sich, das emportauchende Gestirn im fernen trägen Wasser der Provinz niederzuhalten, einfach die Beine ausgerissen. Aber auch das war noch nicht genug: die ganze Berliner Hofgesellschaft, Eva an der Spitze, hätte sich — wie Cäsar mit immer steigender Erregung und immer drastischer werdendem Mienenspiel versicherte — verschworen, ihn nicht auftreten zu lassen.

Er entwarf das Bild einer wilden Jagd, eines erbitterten Kampfes bis aufs Blut mit allerhand Niedrigkeiten, Verdächtigungen, Haupt- und Staatsaktionen, Schwüren, Bitten, Thränen, Forderungen, Entlassungsgesuchen, Krankmeldungen, anonymen Briefen, Gemeinheiten, Zettelungen in der Presse, allein zu dem Zweck, um das Auftreten von Caesar

von Ley, Fürstlichem Hofschauspieler aus Ballenstedt, zu verhindern.

Nach seinen Worten gewann es den Anschein, als habe der Pulsschlag des Lebens von Berlin tagelang stillgestanden, weil sich Hof, Gesellschaft, Kollegen, Presse, Börse, ja die Regierung in's Mittel gelegt, ihm, dem großen Menschendarsteller, den Platz an der Sonne zu verwehren.

Engelbert von Auffschläger hörte stammend zu. Der Schwager, gegen dessen Broterwerb er immer eine gewisse instinktive Abneigung gehabt, obwohl das eigene Agentendasein demütigendere Stunden hatte, als im Schauspielerleben jemals vorkamen, stieg sichtlich in seinen Augen. Eine Existenz, die eine ganze Stadt in Bewegung setzte, mußte doch wohl etwas bedeuten. Und nun berichtete Cäsar gar noch von all den Gastspielen, die er diesen Winter zu absolvieren gedächte, nicht in Deutschland nur, sondern auch in Wien — er ließ das Burgtheater ahnen —, die tausende und abertausende, vielleicht zehn-, zwanzigtausend Mark einbrächten, sodaß des Hauptmanns Staunen, der solche Summen nie beieinander gesehen, von Augenblick zu Augenblick wuchs.

Er hatte, als er noch aktiv gewesen, sich des Schwagers „Mime" geschämt und seiner vor den Kameraden niemals Erwähnung gethan; nun im eigenen Versicherungsagententume war er milder geworden. Er hatte seine allmähliche Zustimmung zu Cäsars Laufbahn, zuerst fast als Verrat an seiner Vergangenheit betrachtet, dann aber als Ruhmesthat, als eine Art Tapferkeit vor sich selbst. Jetzt wo er der Offizierszeit schon Jahre entrückt war, nur noch vereinzelt mit Kameraden zusammentraf und zwar fast nur mit nichtaktiven, war er schon soweit verbürgerlicht, daß er fast stolz auf seinen Schwager war. Mit allem an ihm, seinem glatt-

rasiertem Gesicht, seinen malenden, unterstreichenden, überschwenglichen Gebärden war er versöhnt, nur an den gebrannten Lockenkopf konnte er sich noch nicht gewöhnen.

— Weißt du, unter vier Augen, was sind denn die Größen in Berlin? — fragte da plötzlich Cäsar und blieb stehen, indem er beide Arme mit nach vorn geöffneten Handflächen zur Seite bewegte und die Augenbrauen und Schultern heraufzog. Der Hauptmann hielt gleichfalls an, die Erklärung erwartend, die nun folgte:

— Nullen, geistige wie körperliche Nullen, Brunnenvergifter des guten Geschmacks. Sie haben nicht einmal richtig sprechen gelernt! Ich habe hier an den ersten Bühnen Vorstellungen erlebt, um sich die Haare auszuraufen . . . .

Er hob den Hut, griff sich mit schmerzlichem Ausdruck in die Locken und während sie nun weiter gingen, flüsterte er dem Schwager zu, ab und zu sich scheu umblickend, als könnten die Pflastersteine Augen und die Gaslaternen Ohren haben, hier in Berlin sei die reine Impotenz an den Bühnen vertreten; nicht einen einzigen Darsteller gebe es von Kraft und Eigenart, kein Charakter könne sich auf dem Sumpfboden der Großstadt entwickeln, die ganze Bande wäre nur von einer ihr an geistigem Horizont, Können und Urteilskraft gleichstehenden Presse emporgelobt worden, Produkte niederträchtigster Cliquenwirtschaft und eines an Verbrechen grenzenden Lobesversicherungssystem auf Gegenseitigkeit.

Er nannte Namen, ging die Hauptdarsteller der Berliner Bühnen durch, beurteilte sie und kam zu dem Schluß, daß bei ihnen in Ballenstedt nicht nur Inscene und Regie turmhoch über der in de Reichshauptstadt üblichen stünde, sondern auch die einzelnen Kräfte — insbesondere, vor allem, ja vielleicht ganz allein — Cäsar von Ley, der Mann, der an Organ,

Figur, Mimik, Auffassung, mit Recht der deutsche Menschendarsteller genannt werden müsse.

Des kleinen Hauptmanns Staunen stieg immer mehr, während Cäsar redete, obgleich er von alledem nicht viel verstand. Die Namen, die erwähnt wurden, kannte er nicht. Er wie Luise gingen fast nie in's Theater — aus Ersparnisrücksichten.

Man ging jetzt schneller, damit Hermine nicht zu warten brauche. Sie hatte die Geschwister und Neffen zu sich zum Essen gebeten. Im Zimmer des Majors versammelte sich die Trauergesellschaft. Es fehlte nur noch der Minister, der einzige entferntere Verwandte. Er wollte mit Rudolf und den Söhnen des Verstorbenen nach Tisch Familienrat halten, über die Zukunft der jungen Leute.

Endlich klingelte es, und Hermine, die schnell einen Augenblick in der Küche und dann drüben beim kleinen Christl gewesen, trat ein.

— Onkel Heinrich ist gekommen.

— Dann soll gleich angerichtet werden — flüsterte der Gatte ihr zu, und sie huschte eilig wieder hinaus, denn sobald mehr Menschen waren, konnte ihre Köchin nicht allein fertig werden.

Der Minister trat ein und ward von den Verwandten begrüßt. Zuerst sagte er Fedor, Joseph und Robert noch einmal ein paar Worte der Teilnahme, erzählte ihnen, was er in Betreff der Gruft ihrer Eltern mit dem Geistlichen geordnet, und versprach für ihre Erziehung und ihr Universitätsstudium zu sorgen. Die jungen Leute hörten ruhig zu, der Jüngste dankte seinem Großoheim herzlich. Joseph schien es als etwas ihm Zukommendes, fast Selbstverständliches hinzunehmen, Fedor kämpfte mit sich, aber schwieg.

Als sie bei Tisch saßen, wandte sich der Minister zum Major:

— Rudolf, meinen Glückwunsch zum Avancement. Ich habe es eben auf der Straße vom Gouverneur von Berlin gehört.

Der Oberstleutnant dankte und suchte sofort den trotz des schwarzen Trauerkleides für einen Moment strahlend-glücklichen Blick seiner Frau. Und alle sahen nach des Generalstäblers Achselstücken, von deren schon leicht durch den Gebrauch geschwärztem silbernem Flechtwerk der neue, blanke Stern sich abhob.

Sogar Engelberts militärischem Auge war er entgangen und er fragte unwillkürlich:

— Warum hast du denn gar nichts von der Freude gesagt, Rudolf?

— Es war heute nicht der Ort. Und man spricht nicht selbst davon.

Nach Tische kam Fedor sehr ernst, sehr sicher und entschieden, aber bescheidener als sonst seine Art, zum Minister und sagte:

— Ich danke dir vielmals für deine liebenswürdige Absicht, auch mir pekuniär zu helfen, aber ich darf es nicht annehmen. Soviele Millionen Hilfsbedürftige haben nichts, niemand, der hilft. Ich habe kein Recht auf mehr. Ich will alles mir selbst verdanken. Ich will arbeiten. Ich werde nicht verhungern.

Der Minister war etwas verletzt:

— Von mir darfst du es, denke ich, schon annehmen.

— Ich möchte auf eigenen Füßen stehen.

— Das kannst du ja!

— Ich will nichts vor anderen voraushaben.

— Aber du sollst Zeit haben, etwas Tüchtiges zu lernen.
— Das werde ich hoffentlich auch so.
— Wovon willst du denn während der Zeit leben?
— Von meiner Arbeit.
— Was willst du denn arbeiten?
— Das weiß ich noch nicht.
— Dann wäre es aber Zeit, schon jetzt daran zu denken.
— Das werde ich auch.

Der alte Herr ärgerte sich. Fedors Ton war immer kürzer und unliebenswürdiger, immer selbstbewußter und, wie der Minister fand, immer respektloser geworden.

Er machte noch einmal einen Versuch, den letzten, den Großneffen umzustimmen:

— Ich werde für deine Brüder sorgen. Dann soll euer kleines Erbteil zu deinem Universitätsstudium aufgewendet werden. Das kommt von deinem Vater, nicht vom Großonkel! Nun?

Fedor blieb bei seiner Meinung:

— Ich will den Brüdern nichts entziehen. Ich mag nicht auf Kosten anderer leben. Ich schlage mich schon durch.

Der Minister blickte ihn scharf an, und wieder geschah es, daß ihm die Ruhe eines anderen die Waffe des Wortes nahm. Heftig, wie man es sonst an dem alten Herrn nicht kannte, rief er, daß sich die übrigen im Zimmer umdrehten:

— So geh, mein Sohn, geh! Aber eins sollst du wissen, dir mag geschehen was da will, ich rühre nicht einen Finger um dich, obgleich du ein Eysen bist.

Damit drehte er ihm den Rücken, ließ ihn stehen. Fedor wandte sich zum Fenster und blickte hinaus, als ginge ihn das ganze Gespräch nichts an.

## 10.

Nun mußte Fedor sofort daran gehen einen Broterwerb zu suchen. Er behielt seine Studentenwohnung bei, da der Mietskontrakt seines verstorbenen Vaters, der ohnedies zu Ostern ablief, nicht erneuert wurde. Josef führte gleich ihm ein Studentendasein, Robert, der Jüngste, war auf Beschluß des Familienrates, der aus dem Minister und dem Oberstleutnant bestand, zu einem Oberlehrer seines, des Joachimthalschen, Gymnasiums in Pension gegeben.

Der Minister übernahm die Kosten und zahlte auch monatlich eine Summe an Josef, um dessen juristisches Studium zu ermöglichen. Er wünschte nicht, daß die ganze Hinterlassenschaft des Professors angegriffen würde.

Nur Fedor bekam, seinem Wunsche gemäß, nichts, außer Möbeln aus dem väterlichen Haushalte, die er annahm. Er hatte eine erregte Szene auch mit seinem Onkel Rudolf gehabt und war nun eigentlich mit der Familie zerfallen.

Josef kümmerte sich um den Bruder nicht. Sie hatten sich nie gestanden, denn im stillen war Josef immer eifersüchtig gewesen, da der Älteste beim Vater alles gegolten und er, der doch nur ein Jahr weniger zählte, als das was er war behandelt wurde: als kaum neunzehnjähriger junger Mensch, der vor der Hand noch nicht um seine Meinung gefragt wurde, während sich der Professor mit Fedor wie mit einem ganz Reifen, Erwachsenen, Gleichberechtigten unterhielt.

Für den Augenblick, das sah Fedor ein, war an eine Fortsetzung des medizinischen Studiums nicht zu denken. Erst mußte er durch irgend etwas, festen Boden unter den Füßen gewinnen. Aber er sagte sich, daran könne es nicht fehlen

in einer Stadt wie Berlin. Wer arbeiten wollte, fand auch Arbeit.

Er dachte daran Unterricht zu erteilen, am liebsten . . . ja was? Er überlegte und kam zu keinem Entschluß. Zu Nachhilfestunden für zurückgebliebene Gymnasiasten fühlte er sich zu gut. Er wollte nicht „pauken", sondern bilden, einen Menschen erziehen, ihm seine, oder seines Vaters, des lieben, lieben, teuren Vaters Gedanken einprägen gleich einem heiligen Vermächtnis, das er aus den Händen eines der wenigen Großen dieser Erde empfangen. Das betrachtete er als seine Pflicht, dazu fühlte er sich berufen. Es war seine Sendung.

Unter ein elendes, landläufiges Schema ließ sich das nicht pressen; dem Schema feind, widerstand es der geordneten Regel. Ein philosophisches System war es nicht. Wie sollte er es überhaupt nennen? Ihm schwebte etwas Ähnliches vor, wie er es mit seinem Vater gehalten: eine Stunde des Gedankenaustausches. Er wollte mit einem Anderen reden, wie sie einst gepflogen, wenn sie abends traulich beieinander gesessen vor dem Schlafengehen und von chirurgischen zu medizinischen, zu volkswirtschaftlichen, philosophischen, die ganze Menschheit, ja die Welt, das Weltall, die Sonnensysteme umfassenden Fragen gelangten.

Er wollte sich dazu erbieten trotz seiner Jugend, die ihm gar nicht zum Bewußtsein kam, so ernst, so fertig, so alt, so fern allen Interessen der Jünglingsjahre fühlte er sich.

Aber wo solchen Schüler finden? Und schon der Gedanke an Geld, Bezahlung störte ihn, verekelte ihm das Ganze, das er auffassen wollte wie einen Freundschaftsdienst, wie eine ernste Feier, eine Erhebung, der der Gedanke an Lohn, schmutzigen Erwerb, fernbleiben mußte — tausendmal.

Da lief er in seinem Zimmer, einer möblierten Wohnung auf der Bülowstraße, hoch oben im vierten Stock, nervös auf und ab.

Sie zeigte die gewöhnliche Ausstattung solcher Räume: verbrauchte Möbel mit gehäkelten Sammetschonern besteckt, auf dem Tisch Wasserkaraffe und Glas, einen abgetretenen dünnen Teppich am Boden, und im Kleiderschrank an der rohgebliebenen Innenwand der Thür unzählige Bleistiftnotizen all der jungen Leute, die hier gewohnt. Der Erste hatte mit seinem Namen begonnen und der Bemerkung: „Angetreten: 7. 4. 72." Darunter: „Abgang: 30. September 72."

So war es fortgegangen, und die Daten ließen sich mit geringen Unterbrechungen bis zu Fedors Ankunft verfolgen.

Die Wohnung hatte etwas Ungemütliches, vielleicht lag es an der schematischen Aufstellung der Möbel, an der offenbar keiner der früheren Bewohner etwas zu ändern für nötig befunden. Auch Fedor nicht. Solche Äußerlichkeiten bemerkte er gar nicht.

Er ging an's Fenster, stieß es auf und blickte hinaus. Allerlei Gedanken schwirrten ihm durch den Kopf. Daß er Broterwerb suchen müsse, hatte er längst wieder vergessen. Er träumte, stützte sich mit beiden Ellenbogen auf die Fensterbrüstung und starrte auf die Straße hinab, auf der gerade unter ihm, winzig und häßlich, wie verwachsen in der Verkürzung, Leute eilig vorübergingen, ihren Geschäften nach.

Immer wieder kehrten seine Gedanken zum Vater zurück. — Er kam nicht wieder. Nein, nie wieder. Und doch. . . . Etwas Wunderliches, Mystisches überlief ihn. Er hatte mit einemmale das Gefühl, als stünde der Vater hinter ihm, als lehnte er seitwärts am Fensterflügel und sähe mit den lieben,

klaren Augen durch die scharfen Brillengläser hinaus zum Himmel empor — das hatte er so oft gethan — nach dem Wetter.

Fedor kannte diesen prüfenden Blick nach oben so genau. Aber es war ihm plötzlich unheimlich zu Sinn, als fürchte er sich vor dem Vater. Fürchten? Vor dem Vater? Er empfand es als Scham. Und doch — er fürchtete sich. Der Vater war ja tot . . . tot, unwiederbringlich dahingegangen. Der kam nicht wieder.

Doch so deutlich sah er ihn stehen, so körperlich rund, scharf, daß ihn plötzlich eine wahnsinnige Angst überfiel und er alle Kraft zusammennahm, mit einem Ruck sich umwandte und laut stöhnte, halb Ruf der Erwartung, halb jäher Schrei.

Die Stelle war leer. Nichts zu sehen. Er tastete nach dem Fensterflügel, und seine zitternde Hand glitt langsam am Glase herab, feuchte Spuren hinterlassend. Er bebte am ganzen Leibe, doch gewöhnt, sich selbst zu beobachten und alles auf die natürlichen Ursachen zurückzuführen, schoß ihm der Gedanke durch den Kopf: blutüberfülltes Gehirn, starke Erregung der letzten Zeiten. Es sind die dummen Nerven, die mir solchen Streich gespielt.

Dazu war es Mittag, eine müde Wintersonne, durch Nebelschleier strahlend, schien durch's Fenster. Sie leuchtete, wenn sie auch nicht wärmte. Und es war hell, ganz hell im Zimmer.

Er trank ein Glas Wasser, und alles schien vorbei, sodaß er sich selbst erstaunt fragte: Was habe ich nur gehabt?

Damit kehrten seine Gedanken zur Wirklichkeit zurück. — Geld! Geld! Geld! Er mußte ja Geld verdienen. Vielleicht konnte er Sprachunterricht erteilen. Englisch oder Französisch.

Eine lebende Sprache, denn die toten lernen ja doch nur die Gymnasiasten!

Und Fedor setzte sich sofort hin, sich selbst zu prüfen. Er holte seine alten Schulbücher hervor, stellte sie jedoch wieder beiseite. Sollte er die Deklinationen lehren? Wie eine Entwürdigung kam es ihm vor, der so oft mit dem Vater über den verfehlten Schulunterricht der lebenden Sprachen die Gedanken ausgetauscht, wie man den Schüler, statt ihn mit Regeln zu quälen, sofort zum Sprechen bringen solle, um ihn erst später die Grammatik zu lehren.

Und konnte er in den beiden Idiomen sich wirklich fließend unterhalten? Er gestand sich — nein. Sofort war der Plan verworfen.

Da kam ihm der Gedanke: wieviel Geld hatte er denn überhaupt noch? Vierhundertsechzig Mark hatte er besessen, von seinem Taschengelde, seitdem er Student war, sauer erspart. Vierhundertsechzig Mark! bei seinen geringen Bedürfnissen meinte er damit noch Monate zu reichen.

Aber er wollte doch zählen, schloß den Vertikow auf und öffnete seine Brieftasche. Sechsundachtzig Mark! Das konnte er gar nicht glauben! Wo sollte das Geld hin sein? Doch, obgleich er das ganze Fach durchsuchte, in dem die Brieftasche gelegen, nicht ein Pfennig mehr war zu entdecken.

Er war wie vor den Kopf geschlagen, vermochte es nicht zu fassen und begann zu rechnen, was er, seitdem er auf sich selbst angewiesen, etwa hatte ausgeben können. Miete, Essen, Trinken zählte er zusammen, dazu die Broschüren, Bücher, Zeitungen, die er sich gekauft — denn Lesen war ihm Bedürfnis, fast so wie die Leibesnahrung. Wie er nun die Summe zog, merkte er, daß es in der That stimmte.

Fedor war ganz erschrocken; ohne sich zu rühren, blieb er

lange sitzen, das Geld vor sich auf dem Tisch. Wie gelähmt fühlte er sich in Willen und Thatkraft. Angesichts der Wirklichkeit der Dinge, die er bisher doch noch nie kennen gelernt, da er das Leben immer nur vom sicheren Hafen aus betrachtet, überfiel ihn ein Entsetzen, wie eine Erstarrung, eine langsam fortschreitende Lähmung der Glieder.

Er fühlte, wußte es jetzt: nun galt es zu handeln, galt, all die Theorieen dem unerbittlichen Ernst des Daseins gegenüber in die That umzusetzen.

Und gerade da versagte er, wußte nicht mehr aus und ein. Er wollte einen Entschluß fassen, kalt und klar, mit aller Überlegenheit und Schärfe, die ihm sonst zu Gebote stand. Es war ja so lächerlich leicht. Es gab soviel tausend Wege, nur zugreifen galt es.

Aber er fand nichts, seine Phantasie, sein Verstand versagte.

Einen Augenblick dachte er daran, eine Annonce zu machen, um sich zu philosophischem Gespräche oder als Reisebegleiter anzubieten. Doch schnell kam er davon wieder ab, und plötzlich war sein Entschluß gefaßt: Journalist wollte er werden, oder wenigstens Mitarbeiter an irgend einer Zeitschrift. Doch wie beginnen, wem sich anbieten?

Er versank wieder in Brüten und Träumen und meinte, der Name seines Vaters könnte ihm vielleicht helfen, eine Stelle zu finden. Nach einigen Augenblicken verwarf er das wieder: nein, durch anderer Verdienst wollte er nicht sein Fortkommen finden.

Am nächsten Morgen kam ihm die Verzweiflung des Tages vorher ganz unerklärlich vor. Wie hatte er nur derartig den Mut verlieren können. Er setzte den Hut auf, hing seinen Hohenzollernmantel um, denn über Nacht war es bitter kalt geworden, und ging aus.

Der Winter war eingezogen. Auf dem Fußsteig der Potsdamerstraße war an einer Stelle, vor einem Gemüsekeller, Milch ausgelaufen und sofort zu Eis erstarrt, daß die weißliche, geronnene Masse aussah wie Stearin. Die Schritte hallten auf den Steinplatten. Die Pferde der Omnibusse und Pferdebahnen arbeiteten schwer auf dem glatten Pflaster und Asphalt, dampften und keuchten von der Anstrengung. Der Himmel lag in eintönigem Grau darüber. Keine lichtere Stelle zeigte an, daß dahinter die Sonne stand.

Fedor ging schnell. Ihm war kalt. Die Gläser seines Kneifers liefen an, und er mußte stehen bleiben, sie abzuwischen. Er ging dem Potsdamerplatze zu, entschlossen, in irgend eine Redaktion zu laufen, dort seine Dienste anzubieten, um für den Augenblick ein sicheres Einkommen zu haben und sich dann in Ruhe nach etwas Anderem umzusehen, das mehr seinen Fähigkeiten und Anschauungen entsprach.

In einer Konditorei ließ er sich ein Adreßbuch geben und sah die Angabe der in Berlin erscheinenden Zeitungen durch. Bei den großen, bekannten Tagesblättern wollte er nicht anfangen. Die waren gewiß vollbesetzt und brauchten weder einen Redakteur noch auch Mitarbeiter mitten im Quartal.

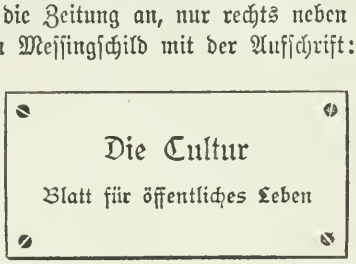
Er schwankte lange hin und her; endlich fiel sein Blick auf die Worte: „Die Kultur", Blatt für öffentliches Leben. Erscheint täglich. Chefredakteur Doktor Ernst Lohse. Potsdamerplatz 26. Sprechstunden Wochentags 5—7, Sonntags 11—12. Parteilos.

Einer Regung folgend, entschloß sich Fedor, dort vorzusprechen. Der Titel machte ihm Eindruck, der Untertitel nicht minder. Dazu brachte ihn die Angabe „parteilos" zum Entschluß. In ein konservatives Blatt hätte er ebensowenig gepaßt wie in ein sozialistisches. Die Vergangenheit war für

ihn überwunden, die Zukunft dachte er sich anders. Einseitigen Partei-Interessen konnte er überhaupt nicht dienen.

Obwohl der Chefredakteur erst nachmittags zu sprechen war, wollte er dennoch schon jetzt einen Versuch machen.

Die Redaktion lag in einem alten Hause am Potsdamerplatze zwischen Linkstraße und Potsdamer Bahnhof. Von außen deutete nichts die Zeitung an, nur rechts neben der Hausthür befand sich ein Messingschild mit der Aufschrift:




Fedor betrachtete die spiegelnde Schrift, und es war ihm, als hätte er schon Beziehungen zu dem Blatte gewonnen, ehe er noch eingetreten. Hier entschied sich sein Schicksal. Er ging die Treppe hinauf. Alles schwieg in dem Hause. Im ersten Stock fand er das gleiche Schild wie unten. Die Entreethür stand offen, war an der Wand festgehakt, und auf dem Korridor, der sich, alt und ausgetreten von hier nach hinten erstreckte, sah er fast an jeder der vielen Thüren ein Plakat mit einer gedruckten Aufschrift: „Expedition"; „Kasse"; „Redaktion"; „[illegible] zur Druckerei". Gerade vor sich las er: „Anmeldung in Redaktionsangelegenheiten Thür 3 links; für Expedition und Druckerei durch den Hof rechts".

Er klopfte an Thür 3 und gewahrte im selben Augenblick die Worte: „Ohne Anklopfen eintreten!" Er öffnete, niemand war in dem kleinen Raum, der nur einen Tisch und

einige Stühle enthielt. Er trat ein paar Schritte hinein, da klang hinter ihm:

— Sie wünschen?

Fedor wandte sich um. Ein kleiner Herr stand vor ihm in braunem Sammetjacket, mit endlos langem, blondem Schnurrbart, blauen Augen und einer ganz eigentümlichen Kopfform, die wie ein Dachfirst spitz zulief, auf dem einer Reihe Dachziegel nicht unähnlich das in der Mitte geſcheitelte Haar zu beiden Seiten glatt abfiel. Dieſe Schädelbildung war ſo eigentümlich, daß Fedor die Blicke davon nicht ließ und einiger Augenblicke bedurfte, bis er antwortete:

— Ich wollte den Chefredakteur ſprechen.

Der andere gab zurück, indem er Fedor mit einem Blicke überglitt:

— Nachmittags von fünf bis ſieben.

— Iſt er nicht hier?

— Wünſchen Sie . . . in Redaktionsangelegenheiten?

Fedor nahm unwillkürlich ſeine überlegene Miene an, Kopf nach hinten, Kneifer vornüberfallend:

— Allerdings.

Da meinte der Kleine lächelnd:

— So. Nun ich bin Doktor Lohſe. Aber die Sprechſtunde muß eingehalten werden. Ich bin nur zufällig gerade in der Redaktion anweſend.

Fedor wurde etwas zuvorkommender:

— Wäre es nicht möglich, Sie jetzt zu ſprechen?

— Gewiß, wenn es etwas Dringendes iſt!

— Es iſt . . . es iſt dringend . . .

Der kleine Mann ſetzte einen Kneifer auf, den Fedor bis jetzt noch nicht an ihm bemerkt, trat auf den Flur zurück und ging zu einer der Thüren auf dem langen Gang,

an der mit ein paar Reißzwecken seine Karte festgeheftet war.

Sie befanden sich in einem mäßig großen Raum, der, wenn auch ohne eigentliche Scheidelinie, doch vermöge seiner Ausstattung deutlich in zwei Hälften zerfiel. Jede hatte ein Fenster für sich. Auf der einen Seite standen ein Sofa und ein paar Polstermöbel, ein Kleiderschrank und ein durch einen Vorhang halb verhüllter Waschtisch, während die andere Hälfte des Zimmers, die den Arbeitsraum zeigte, reinen Redaktionscharakter trug und einen Riesenschreibtisch enthielt, überladen mit Papieren, Akten, Manuskripten, Zeitungen, einen Stuhl davor und einen seitwärts an der Tischplatte. An der Stellung der beiden Stühle zueinander sah man, wie der eine den Chefredakteur, der andere seinen Besuch aufzunehmen hatte.

Aber Doktor Lohse bot keinen Sitz an, sondern wiederholte im Stehen nur die Frage, indem er Fedor scharf ansah:

— Also bitte, was wünschen Sie?

Fedor fand des Chefredakteurs Miene und Art zu sehr von oben herunter. Das Blut stieg ihm in den Kopf und das Wort kam ihm in plötzlicher Wut auf die Zunge: Gar nichts.

Schon wollte er einfach wieder fortlaufen, als Doktor Lohse, ehe er noch geantwortet, fragte:

— Darf ich um Ihren Namen bitten?

— Eysen.

— Und was steht zu Diensten, Herr . . . Eysen? . . .

Sei es, daß der Klang des „von" zu seinem Namen ihm doch gewohnt war, sei es, daß Fedor in diesem Augenblick, wo er sich als Bittender fühlte, das Gefühl hatte, er müsse sich eine Bedeutung geben, die den Anderen gleich ins Bild setze, kurz, er sagte, gegen seine ursprüngliche Absicht:

— Ich bin der Sohn des, wie Sie vielleicht gehört haben, vor kurzem verstorbenen Professors von Eysen.

— Des Chirurgen?

— Jawohl.

Da ging mit dem Kleinen eine jähe Veränderung vor, er streckte plötzlich Fedor beide Hände entgegen, seine Züge nahmen einen fast strahlenden Ausdruck an, und er sagte, indem er den jungen Mann auf den seitwärts an der Tischplatte stehenden Stuhl zog und selbst Platz nahm:

— Aber warum haben Sie denn das nicht gleich gesagt, werter Herr Baron! Ich bin Ihrem seligen Vater ja soviel Dankbarkeit schuldig. Er hat mir ja sozusagen zweimal das Leben geschenkt. Einmal als ich noch bei ihm hörte — ich bin dann später zur Philosophie und Litteratur umgesattelt — ein zweites Mal durch eine Operation, als ich längst Journalist war. Das erste Mal war ich vis-à-vis de rien. Ich bin sehr armer Leute Kind. Stundengeben ging nicht. Ich war ganz nahe daran, das akademische Studium an den Nagel zu hängen, und ... und ... vielleicht eine Dummheit zu begehen. Da hat er mir weitergeholfen und — mir zugleich geraten, die Medizin an den Nagel zu hängen, meiner Brust wegen. Ich bin nicht ganz taktfest, und der liebe, gute Professor meinte, zum Arzte müsse man eine Bärennatur haben ...

Dann fragte Doktor Lohse in teilnehmenden Worten nach dem Ende seines Wohlthäters, nach seinen letzten Augenblicken und entschuldigte sich fast demütig, nicht der Beisetzung beigewohnt zu haben, — er sei durch zwingende Redaktionsgeschäfte verhindert gewesen, habe jedoch einen langen Nachruf gebracht und mehrere Einzelnotizen.

Er nahm an, Fedor habe den Aufsatz gelesen. Der junge Mann hatte bis dahin die „Kultur" nie zu Gesicht bekommen

Er zögerte, ob er es nicht einfach sagen sollte, wie es all seinen theoretischen Ansichten jedenfalls entsprochen haben würde. Aber da kam ihm die Praxis des Lebens dazwischen: jetzt, wo er bei der „Kultur" Unterschlupf suchen wollte, durfte er doch nicht bekennen, er habe sie noch nie in der Hand gehabt. So sagte er nur, das Nähere im Ungewissen lassend, er habe den Nachruf nicht gelesen.

Und sie unterhielten sich weiter vom Professor, der all ihre Gedanken beherrschte, als wäre er noch mitten unter ihnen, und dessen Segen im Begriffe stand, dem Sohne Häuser zu bauen. Dem Sohne, der sich losgerungen von der falschen Anschauung, daß die Leistung der Väter den Kindern im Leben von Nutzen sein dürfe.

Und Fedor zog, ohne sich darüber klar zu sein, Vorteil aus der seinem Vater geltenden Zuvorkommenheit des Chefredakteurs, der ihn immer „werter Herr Baron" nannte. Er brachte sein Anliegen vor.

Doktor Lohse wurde sofort um einen Ton kühler, nachdenklich und wortkarg. Er war im „Dienst"; das Geschäft erforderte es so. Er erklärte, gern für den Sohn seines doppelten Lebensretters thun zu wollen, was in seinen Kräften stünde, nur wäre am Blatte keine Vakanz. Die „Kultur" erschiene erst seit Oktober und habe natürlich mit vollzähliger Redaktion, sowie einem bedeutenden Stabe von Mitarbeitern begonnen. Aber er wolle sehen, was sich thun ließe, Fedor möchte doch am folgenden Tage noch einmal vorsprechen.

Beim Abschied sagte der kleine Mann, indem er kräftig Fedors Hand schüttelte:

— Sie brauchen nicht zu denken, daß ich nur Redensarten mache, um Sie abzuspeisen. Fragen Sie nur mal morgen wieder nach.

Fedor wußte nicht recht, was er denken sollte. Große Hoffnungen machte er sich nicht, aber es schadete nichts, denn er war entschlossen, eine andere Stelle zu suchen, falls das, was ihm bei der „Kultur" geboten würde, nicht seinen Wünschen entspräche. Nach Geld gelüstete es ihn nicht. Soviel als er zum Leben brauchte, mußte er zwar verdienen, aber bekam er auch nur das Notwendige, so wollte er schon zufrieden sein.

Dagegen mit einer Reporterstelle wollte er sich nicht abspeisen lassen: er mußte Redakteur werden eine Aufgabe vor sich sehend, die seinem Wollen entsprach.

Über das, was ein Redakteur eigentlich zu leisten hätte, besaß er allerdings nur sehr verworrene Begriffe, stellte es sich jedoch ziemlich ideal vor: er würde, ohne rechts und links zu blicken, seine Meinung verfechten, den Leuten die Wahrheit in's Gesicht sagen, wenn sie auch noch so schmerzte, alles Faule und Schlechte aufdecken, ein Beschützer den Armen und Unterdrückten, den Rechtlosen werden, ein Beschützer allen, die leiden mußten vom Stärkeren.

Im Grunde genommen sah er seine etwaige künftige Thätigkeit an als Vorbereitung zu seiner Sendung, die Menschen zu neuen Kultursphären heranzubilden, als eine Vorstufe zum Edeling. Daß die Zeitung, bei der er seine Arbeit zu beginnen hoffte, gerade „Die Kultur" hieß, schien ihm eine verheißungsvolle Vorbedeutung zu sein.

Am nächsten Tage brannte ihm der Boden unter den Füßen. Er wollte sofort zur Redaktion eilen, wider die bessere Vernunft, die ihm riet, bis zur Nachmittagssprechstunde des Chefredakteurs zu warten. Voll Unruhe lief er in den Straßen spazieren, nahm in einem billigen Restaurant sein Mittagessen ein, um auf's neue durch die Stadt zu irren.

Endlich schlug es fünf, und mit dem Schlage klopfte er an die Thür des Zimmers, in dem sie gestern gewesen. Es war verschlossen. Fedor ging zum Melderaum. Der Herr Doktor sei noch nicht gekommen, hieß es. Niemand kümmerte sich weiter um ihn, so blieb er auf dem Flur stehen, den er der Länge nach unablässig durchmaß.

Gegen halb sechs Uhr endlich erschien Doktor Lohse. Sein spätes Kommen entschuldigte er durch einen Besuch beim Verleger und Drucker der „Kultur". Sie traten ein und nahmen wie gestern Platz. Fedor wartete die Entscheidung ab mit zusammengekniffenen Lippen und klopfendem Herzen.

Doch der kleine Mann vertauschte erst seinen schwarzen Rock hinter dem Vorhang am Waschtisch mit der braunen Sammetjacke von gestern. Dann begann er nach Fedors Bildungsgrenze zu fragen. Ob er den Doktor gemacht oder wenigstens das Physikum? In welchem Semester er stünde? Wie alt er wäre? Womit er sich wohl sonst noch beschäftigt?

Alles war knapp, klar, logisch, bestimmt. Bei Fedors Antworten zeigte er weder Einverständnis noch Mißbilligung, sondern sagte, nachdem das Examen stattgefunden:

— Wie wäre es, wenn Sie uns erst einmal ein paar Proben gäben? Irgend einen kleinen Artikel, ein Feuilleton, Nachrichten, etwa . . . aus der Gesellschaft . . . werter Herr Baron . . .

Fedor hatte vor sich hingestarrt. Mit einer Probe war er einverstanden, obwohl er sich eingebildet, man würde ihn mit offenen Armen aufnehmen, ja, sich freuen, eine solche Kraft gewinnen zu können, die Kraft, die er in sich schlummern fühlte, die nur ein Blatt weißes Papier verlangte, um sich zu äußern.

Aber er sollte „Nachrichten aus der Gesellschaft" bringen?

Er begriff gar nicht, wie der Mann da nur auf solch einen Gedanken kommen konnte, und sofort, als hätte man ihn beleidigt, rief er:

— Gesellschaft? Herr Doktor, ich habe keine Fühlung mit der Gesellschaft.

— Nun, nun . . . ich meine kleine Notizen . . . ereifern Sie sich doch nicht so. . . . Sie sind doch aus diesen Kreisen, Sie kennen doch diese Familien. . . . Es würde uns sehr daran gelegen sein, etwa aus der Hofgesellschaft dies und jenes zu bringen. Das ist ein delikater Punkt, und die meisten Blätter haben da keine Verbindung. Unser Verleger, Herr Roch, war ganz einverstanden damit, wenn Sie mitarbeiteten, denn wir wollen eben nicht wie die übrigen Zeitungen sein, wir wollen apart sein, ein besonderes Gesicht zeigen — vornehm, vor allem vornehm. Denn gerade unser Blatt wird vom allerbesten Publikum gelesen. . . .

Fedor riß starr die Augen auf. Alle seine Hoffnungen waren gescheitert. Er meinte nur kurz:

— Herr Doktor, die Gesellschaft, von der ich Ihnen berichten soll, hasse ich.

— Nun, nun, gleich hassen?

— Nicht bloß das — ich verachte sie . . .

Doktor Lohse rückte auf seinem Stuhle hin und her:

— Mein Gott, das klingt ja entsetzlich, werter Herr Baron! Aber sehen Sie, man kann doch etwas nicht gerade sehr erhebend finden, und trotzdem darüber schreiben. . . . Du lieber Gott, man muß manches über den grünen Klee loben, was man eigentlich nur belächeln kann. Das ist mal so im Leben. Sehen Sie, wir, gerade wir, müssen uns verflucht in Acht nehmen. Wir sind „parteilos". Wir werden von den verschiedensten Kreisen gelesen. Wenn wir gleich

mit Feuer und Schwert dreinfahren wollten, könnten wir in vier Wochen die Redaktion schließen. Deswegen braucht man ja nicht privatim seine Gesinnung zu verleugnen. Ich habe wahrhaftig auch für die Herren „von" nichts übrig, die sich einbilden mehr zu sein als ein einfacher Bürgerlicher, aber das ist meine Privatmeinung. Ganz privat, denn wir werden gerade im high life, in den Salons, Klubs, Kasinos, in der Gesellschaft gelesen. . . . Und ich selbst, ich selbst verkehre in hochadligen Kreisen . . .

Er gab sich einen Ruck, zog die Sammetjacke zurecht und strich den Schnurrbart, der so endlos zu sein schien, daß der ausgestreckte Arm schließlich nicht mehr lang genug war, ihn zu zwirbeln.

Fedor erhob sich. Er fühlte, hier konnte er nicht bleiben. Hier war alles Reden vergeblich.

Doktor Lohse, der gehofft, ihn umzustimmen, war ganz erstaunt. Er lächelte und meinte, Fedor würde sich die Sache schon überlegen. Als sie sich trennten, war er im stillen der festen Überzeugung, der junge Mann würde wiederkommen. Beim Abschied sagte er noch:

— Wissen Sie, werter Herr Baron, unser Verleger, Herr Roch, ein sehr feiner Mann und ein ganz witziger Kopf nebenbei, sagte, als wir feststellten, das neue Blatt müsse „parteilos" sein: Parteilos ist, was keinen Mann — und auch kein Weib beleid'gen kann! Ist das nicht gut? Sehr gut! Jedenfalls sehr richtig für uns! Wir merken's am Erfolge. Ich bin Ihrem seligen Vater Dankbarkeit schuldig. Vergessen Sie's nicht. Kommen Sie nur zu uns, ich verspreche Ihnen, Sie sollen schon mit dem Honorar zufrieden sein. Wir zahlen glänzend, einfach glänzend.

Die letzten Worte erschienen Fedor fast wie eine Be-

ſtechung, wie eine Beleidigung, und eine Kurzangebundenheit kam über ihn, daß er gar nicht Lebewohl ſagte, ſondern die Treppe hinablief, als flöhe er aus einem verpeſteten Hauſe.

Als er auf dem Potsdamerplatz ſtand, klangen noch immer die Worte „werter Herr Baron“ in ſeinen Ohren, und er verfluchte ſeinen Namen und Titel, der ihn eben um ſein erſtes Unterkommen gebracht, bloß weil der Herr Baron nur gut genug war, Hof- und Perſonalnachrichten zu bringen, Klatſch aus der Geſellſchaft, aus den Kreiſen, die er doch gerade haßte und bekämpfte.

Aber ſeltſam, daß der Chefredakteur mit einem Augenblinzeln des „wir Auguren“ ihm geſagt, er perſönlich habe für den Adel nichts übrig — ärgerte ihn. Regte ſich das Blut? Es war eine alberne Inkonſequenz — und doch . . .

Fedor ging nach Haus. Er war verzweifelt und niedergedrückt, als wären ſchon alle Wege vergebens geweſen, zu einem Broterwerb zu gelangen. Und er hatte doch erſt einen einzigen Schritt gethan!

Wie er an dieſem Abend allein in ſeinem Zimmer bei der Lampe ſaß, ſtand der Augenblick, wo er ſeinen lieben, einzigen Vater verloren, wieder vor ihm, als wäre es eben erſt geſchehen.

Er hatte nur dieſen Mann beſeſſen, dem er die väterliche Freundeshand nicht mehr drücken konnte, ihn nicht mehr fragen, ob es recht ſei ſo oder ſo, was er that. Er hatte ſich ſeine Kindheit, ſeine Jugend hindurch, ſo lange er zu denken vermochte, an dieſer Menſchenſeele aufgerichtet, mit ihr allein in inniger Gemeinſchaft gelebt — ſie war fort, wie ausgelöſcht, durch ein grauenvolles Wunder ſeinem Erkenntniskreiſe entrückt.

Niemals hatte Fedor Freunde beſeſſen. Seine Schulkameraden mochten ihn nicht, er war ihnen zu frühreif, zu

spöttisch, zu überlegen gewesen, und heute schien ihm, als hätte er sie überhaupt nicht gekannt. Er wußte nicht, wer von ihnen noch lebte, wußte nicht, wo und was sie studierten. Sie schienen ihm so gleichgiltig, daß er nicht einmal mit Bestimmtheit alle noch bei Namen gekannt haben würde, hätte er sie wiedergesehen.

Seine Verwandten hatte er verworfen. Mit den Brüdern stand er sich nicht. Zu Joseph zog ihn nichts. Robert war für ihn eine Null.

Und doch kam an diesem Abend eine tiefe Sehnsucht über ihn, eine Freundeshand zu fassen, eine Menschenstimme zu hören, die zu ihm spräche.

Ein liebes Wort, ein einziges, wollte er vernehmen. Empfinden, daß sich jemand um ihn kümmerte, daß sein armes Menschenschicksal nicht ganz ohne Zusammenhang stand mit der übrigen lebenden Welt.

Ein Kleinmut, eine Schwäche überrann ihn, wie er ähnliches nie gekannt. Er verzweifelte an allem. Er hatte mit einemmal den Gedanken, all sein Geld wäre verbraucht, er besäße nichts mehr. Er meinte, niemand würde seine Dienste annehmen, damit er sich seinen Lebensunterhalt verdiene. Der Hunger stand plötzlich vor seinen erregten Sinnen, der Hunger, der in den Eingeweiden wühlte und brannte wie höllisches Feuer.

Der Augenblick kam, wo er die Monatsmiete für sein Zimmer zu zahlen hatte, und er besaß sie nicht. Er sah sich obdachlos.

Er lief herum, suchte eine Anstellung, Brot — er fand nichts, und in seiner erregten Phantasie regte sich die Proletarierwut, der Ingrimm des Lumpen, der sich ausgeschlossen sieht von der Gemeinschaft der satten Leute.

Aber dann dämmerte wieder der Gedanke: er brauchte nur die Hand auszustrecken zur Versöhnung — und von den Verwandten kam ihm Rettung.

Das ließ ihn doppelt seine Einsamkeit empfinden, denn er war zu stolz, auch nur einen Finger zu rühren. Er war eben allein, ganz allein. Er sann nach, wie es sein müßte, wenn ein Mensch nach dem anderen von der Erde ginge, daß er ganz allein bliebe. Dann hörte der Schall auf, — man vernahm keinen Schritt und keinen Laut... Es ließe sich noch ertragen.

Aber er spann seine Phantasie weiter: das Licht erlosch. Es ward dunkel. Alles gleichmäßig schwarz. Nun hörte das Gefühl noch auf, daß er nicht mehr wußte, hatte er Boden unter den Füßen oder schwebte er frei im Raum? Kein Bewußtsein besaß er mehr von oben oder unten, von der Richtung, nach der er sich fortbewegte.

Doch: bewegte er sich denn fort? Oder blieb er an einen Ort gebannt?

War er im Grenzenlosen? Im Ewigen?

Wenn es wenigstens hätte aufhören können! Wenn er doch sterben gedurft! Aber auch die Gedanken, die Wünsche waren ihm gelähmt. Sein Wille erstarrte. Nur ein grenzenloses Entsetzen blieb in ihm wach, ein namenloses, daß es ihm die Brust zusammenpreßte zum Ersticken und ein einziges Bewußtsein sich dem überhitzten Hirn entrang: heraus, heraus aus diesem Zustande. Einen Menschen, einen anderen Menschen, ein Wesen seiner Gattung und Art wollte er sehen! Er war kein Starker, kein Sieger und Überwinder, er war eine weiche Seele, ein armer, gequälter Mensch, zu schwach, dem Nichts in das entsetzensvolle Angesicht zu schauen.

In seiner namenlosen Angst und Pein, schrie er plötzlich laut, gellend um Hilfe.

Als der Klang seine Ohren traf, erwachte er wie aus einem Traum. Seine Glieder waren eingeschlafen, nun fühlte er wieder, daß das Herz schlug, das Blut durch die Adern trieb.

Er starrte mit aufgerissenen Augen zur Thür, ob wohl jemand käme. Er fürchtete sich allein und blickte, als sich noch immer nichts regte, mit entsetztem Ausdruck im Zimmer herum, während er regungslos auf dem Sofa sitzen blieb.

Da ging die Thür. Das Mädchen der Vermieterin, einer alten Geheimratswitwe von Wangen, die, in ihren Vermögensverhältnissen herabgekommen, sich seit über einem Dutzend Jahre schon durch das Vermieten möblierter Zimmer erhielt, trat ein.

Schon die Gegenwart eines Menschen, sei es auch dieser Person, mit der er kaum ein Wort gewechselt, beruhigte ihn. Das Mädchen kam ein paar Schritte näher und strich sich die immer wirren Haare aus den Schläfen:

— Haben der Herr gerufen?

— Ja, nämlich ... nämlich mir war nicht ganz wohl ...

Jetzt ward er verlegen. Was wollte er von ihr? Er brauchte nichts, keine Handreichung, nur ihre Gegenwart, nur daß er nicht mehr allein wäre. Aber das konnte er ihr doch nicht sagen, das begriffe sie nicht. Er aber verstand nicht, wie sie ein dummheiteres Gesicht machen könne, wie sie anders zu denken vermöchte als er. Sie mußte doch auch ahnen, was Grauenvolles in ihm vorging, wie jeder Mensch, jeder, das Bewußtsein in sich herumtrug, daß er einsam, grenzenlos einsam doch war.

Und, daß keine Brücke hinüberging zu diesem anderen Wesen, daß es gar nicht ahnte, was an ihm fraß, das entsetzte ihn fast noch mehr.

Er fühlte, zwischen ihrem Empfinden erhob sich eine Scheidewand.

Jetzt verzog sie ihre Züge, als er so vor ihr stand, ohne ein Wort herausbringen zu können, zu einem albernen Grinsen.

Er merkte es nicht, er wußte nur das eine: du mußt sie zurückhalten, sie darf nicht wieder gehen! Er wollte nur fühlen, daß noch andere lebende Geschöpfe neben ihm auf der Erde waren. Mit purpurnen Wangen, von der Erregung seiner Gedanken, nahm er sie bei der Hand, zog sie zum Sofa und sagte heiser, mit trockener Kehle, daß er kaum die Worte herausbrachte:

— Da Marie, setzen Sie sich.

Das Mädchen war erstaunt und folgte langsam der Führung seiner Hand. Ihr ausdrucksloses Gesicht lächelte, wieder strich sie sich mit der roten Arbeitshand das Haar aus den Schläfen. Neben ihr auf einem Stuhle nahm er Platz, aber er war noch immer in der Gedankenwelt von vorhin. Sein Hirn glühte, seine Pulse schlugen. Er schwieg.

Da that sie wie verschämt und machte Miene aufzustehen:

— Ich habe zu thun. Lassen Sie mich doch.

Doch sie zierte sich nur und erhob sich nicht ernstlich. Fedor aber wiederholte, indem er sich in dem matt erleuchteten Zimmer mit großen Augen umblickte:

— Bleiben Sie hier, Marie . . .

— Wirklich, Herr Eysen, ich habe zu thun . . .

— Nur . . . nur . . . einen Augenblick . . .

Er wollte irgend etwas beginnen, daß es einen Zweck hätte, sie hier zurückzuhalten, aber er konnte ihr ja nichts sagen und stammelte bloß:

— Bleiben Sie hier . . . . nur . . . . jetzt . . . . wissen Sie . . .

Da that das Mädchen mit einemmale, als wären sie eins, als verstünde sie ihn und flüsterte ihm zu:

— Wenn nu die Frau Jeheimrat kommt . . .

Er starrte sie an, und sie näherte sich ihm plötzlich, indem sie über das ganze Gesicht grinste, dann scheinbar in Scham die Augen zu Boden schlug, ihn aber dennoch von der Seite anblickte:

— Wat wollen Se denn von mir?

Er sah ihre halb lüsternen, halb unschuldigthuenden Augen, da . . . als sie ihm ganz nahe kam, begriff er plötzlich. Und über den in Gedanken und Thaten reinen Jüngling, dem die Sinne ein schlummerndes Land waren, kam jäh ein furchtbares Entsetzen, ein grauenvoller Ekel. Er nahm das Mädchen bei der Hand, riß es vom Sofa und schrie:

— Gehen Sie . . . fort . . . fort . . . gleich hinaus!

Sie war erstaunt, erschrocken, wich aber zurück vor seiner drohenden Gebärde, schlug die Hände vor's Gesicht, rannte zur Thür und rief hinausstürmend:

— Hier'n anständ'ges Mächen so behandeln!

Er atmete tief auf, als er allein dastand. Die Kluft zwischen ihnen beiden ward ihm blitzhell offenbar. Eine Kluft zwischen seiner Welt, seinen Gedanken und dem Begreifen dieses Mädchens, tiefer und größer als zwischen der Person und dem Tier.

Dann lieber allein, ganz einsam und allein, wie wir alle auf der Welt stehen, jeder ein Wesen für sich, das dem Mitgeschöpfe doch ewig verschlossen bleibt.

Aber er wollte Licht haben. Die Dämmerwinkel der Ecken machten seinen erregten Sinnen Angst. Er riß den Schirm von der Lampe und, damit sie heller brennen sollte, schraubte er sie hoch hinauf, so hoch, daß mit einem gellen

Klirren der Cylinder sprang und die Flamme aufblakte, breit, strahlend wie eines Opferaltars Gluten, in denen alles brannte, was an Ideal und hoher Meinung, an Phantasie und Sehnsucht gewesen.

---

## 11.

Zu Ostern 1883 sollte Fabian, der zweite Poltzer Sohn, in die Armee treten, und schon vorher war die Frage brennend geworden, ob er zur Infanterie oder Kavallerie käme.

Die Henne träumte zwar nicht mehr von der Garde du Corps, aber wenigstens von Christis Dragonern. Es wäre doch zu nett gewesen, die Brüder hätten beim gleichen Regiment gedient. Die Uniform war so hübsch, das Offiziercorps sehr gut zusammengesetzt, und dann meinte sie, konnte Christi, der Lehrgeld gezahlt, sich die Hörner abgelaufen, und jetzt, wie er erzählte, äußerst vernünftig und sparsam geworden war, vielleicht doch dem jüngeren Bruder nützlich sein und ihm bei den Ausgaben ein wenig auf die Finger sehen.

Der Poltzer hatte noch ein paar Bohrversuche beim Minister gemacht, der, wie er gehofft, das Dienen bei der Kavallerie erleichtern sollte, aber der Oheim hatte ihn glatt abgewiesen.

Er beruhigte sich darüber, nur die Henne war böse, sie schimpfte, wo sie nur konnte, auf Onkel Heinrichs „Geiz", wie sie es nannte, und die Stiftsdame, die sonst immer voller Bewunderung war für den Minister, stimmte dieses Mal vollkommen bei.

Nur dem Hofchef gegenüber durfte nichts davon erwähnt werden, was auch in den Briefen nicht geschah. Er hatte auch einen Sohn und hätte für den einmal das gleiche beanspruchen können. Da sollte lieber von dem, was Onkel Heinrich für die Poltzer thun sollte, nicht die Rede sein. Tante Elisabeth durfte es wissen, denn die stand doch mehr im Poltzerschen Lager. Einmal paßte sie besser zu ihrem Bruder Ernst, dann vertrug sie sich mit ihrer Schwägerin Frida nicht besonders, endlich sah sie die Hofcheffamilie nur selten, während sie fast einen Sonntag um den andern nach Poltze fuhr und die Henne bei ihr in Berlin abstieg, wenn sie einmal auf ein paar Stunden, um Besorgungen zu machen, nach der Hauptstadt kam.

Die Henne hätte am liebsten bei ihr genächtigt, aber das hatte sich die Stiftsdame immer vom Halse gehalten. Es hieß, sie hätte keinen Platz, und dem äußeren Anschein nach war es auch so, obwohl sie Platz hätte schaffen können, wenn sie nur ernstlich gewollt hätte.

Doch die Stiftsdame fürchtete die Konsequenzen: dann wäre natürlich Gella mitgekommen, und wer weiß — plötzlich einmal „im Notfalle" auch ihr Bruder Ernst. Aus dem einmaligen Übernachten wurde dann unbedingt ein Aufenthalt von mehreren Tagen, und weil die „ewige Restaurant-Esserei" doch zu unbequem war, mußte ihre Köchin schließlich für alle kochen.

Ausgeschlossen war es nicht, daß ihre Schwägerin vielleicht sogar dann einmal eine Jugendfreundin, die sie „bis an die Ecke geleitet", mit hinaufführte und zu Tisch einlud.

Die Stiftsdame kannte die Henne!

Nun war in der Familie über Fabians Schicksal hin und her geredet worden. Die Meinungen wechselten. Eine Zeit

lang herrschte große Begeisterung für die Artillerie. Die bedeutete ein Mittelding. Der „arme gute Fabian", wie ihn seine Mutter jetzt zu nennen pflegte, brauchte dann wenigstens nicht zu Fuß laufen und hatte doch auch mit Pferden zu thun — für die Sprossen einer Landjunkerfamilie nicht ohne Wichtigkeit.

Aber der Oberstleutnant, den der Poltzer um Rat gefragt, war dagegen. Fabian solle ruhig bei der Hauptwaffe eintreten, bei der Infanterie. Er wolle ihn gern selbst bei einem ihm befreundeten Kommandeur eines Garderegimentes anmelden.

Zu diesem Vorschlage zuckte die Henne bloß die Achseln:

— Natürlich, weil Rudolf selbst Infanterist ist. Der versteht's eben nicht besser!

Sie fand jeden Plan, der über Fabians Zukunft geschmiedet ward, ehe sie ihn nur gehört, ganz undenkbar, falls es sich nicht um die Zossener Dragoner gehandelt hätte. Diesmal setzte der Poltzer aber seinen Kopf auf. Er wollte sparen und verbat sich schließlich — einmal Sonntags bei Tisch, als sich die Unterhaltung wieder um Fabians Eintritt drehte, während der Kadett noch dazu dabei saß — jede Erwähnung der Angelegenheit.

Die Folge davon war, daß er die Entscheidung so lange hinbummelte, bis eines Tages plötzlich die Eintrittserklärung telegraphisch gefordert ward. Das kam nun so Hals über Kopf, daß gar keine Zeit zu weiterem Nachdenken blieb und der Poltzer kurz entschlossen schrieb — es war wieder bei Tisch —: Dragoner-Regiment „von Oertzen".

Die Henne machte ein strahlend überlegenes Gesicht und sagte:

— Natürlich, ich hab's ja gewußt!

Aber der Poltzer ſchlug dröhnend auf den Tiſch:

— Adelheid, det haſte nich wiſſen können! Denn ick hätt'n ebenſogut zu die Maikäfer ſtecken können, ja . . allerdings . . Sogar meinetwegen zur Luftſchifferabteilung. Jawoll.

— Mein Gott! — rief die Henne ganz erſchrocken. Doch infolge ihres Entſetzens führte der Poltzer den Gedanken nun gerade beſonders aus:

— Wat . . wat . . wat . . willſte denn. Ick denke mir det jrade famos. Dann beſucht uns der Junge öfters. Jawoll. So früh morgens zum Kaffeeſtippen, plötzlich kommt ſo 'ne jroße Wolke an, 'ne Birne am Himmel, und unſer Sohn landet auf'n Gutshof oder im Park mitten im Urner Loch! Det wäre ſo wat, wenn wir nun ſchnell die jroße Leiter aus'n Kuhſtall holen müſſen und an die Jondel legen, dat der Junge runter kann. Dann binden wir'n Ballon an die Akazie; weißte Adelheid, wo wir als Brautsleute A E mit dem Herzen ringeſchnitten haben . . . Un nachmittags fährt unſer Sohn wieder nach Tempelhof zurück . . . . . .

Bei der Erwähnung der Akazie hatte die Henne ein ernſtes Geſicht gemacht, damit verſtand ſie keinen Spaß, denn dieſes A E im Herzen war ein dunkler Punkt, der ihr ſchon oft Thränen gekoſtet. Das A war urſprünglich ein L geweſen und hatte Louiſe bedeutet, Louiſe von Retzow, mit der der Poltzer einmal, wie die Stiftsdame es zu erzählen pflegte, „auf vierundzwanzig Stunden hineingefallen" geweſen. Eine Verlobung, die von des Poltzers ſeliger Mutter an einem Sonnabend Abend gemacht worden, das junge Paar wußte gar nicht wie, und von des Poltzers ſeligem Vater am Sonntag Mittag getrennt, nachdem die Verlobten ſich ſchon offiziell in der Dorfkirche beim Gottesdienſt miteinander gezeigt und

auch Zeit gefunden, ihre Anfangsbuchstaben in den Baum zu kritzeln.

Diese vierundzwanzigstündige Vereinigung hatte der Poltzer später in seiner offenen Art der Henne als Bräutigam erzählt, und mit ihr auf ihr Verlangen einen feierlichen Sühnegang angetreten, um aus dem L unter Opferung der Taschenmesserklinge ein A zu machen.

Als der Poltzer die Akazie erwähnte, zuckte die Henne die Achseln. Das kannte er, und er rief nun lauter noch als sonst:

— Na, wir können den Luftballon auch an die jroße Rotbuche binden, da steht nichts dran! Übrigens mit den Dragonern . . . biste nun zufrieden?

— Ich habe überhaupt nichts gesagt.

— Aber jedacht. Na mir soll's recht sein. Wenn die Jungen freilich alle zur Kavallerie jehn, wird wohl Poltze bald auffefressen sein. Na! Na! Bis an unser seliges Ende reichts, aber dann — wenn keine „Bunte" zu Hilfe kommt, werden wohl in Poltze die Bäume rar werden . . . .

Nach dem Essen sagte die Henne mitleidig zu Gella:

— Hast du gesehen, wie der arme Papa wieder rot war.

Gella schwieg, wie immer, wenn sich die Eltern stritten. Sie freute sich, daß es den Brüdern gut ging. Sie gönnte ihnen das Dienen bei der Kavallerie, obwohl es viel Geld kostete und dabei ihre Hoffnung, noch einmal in Berlin an Hof zu gehen, immer mehr schwand.

Eigentlich hatte sie sich damit abgefunden, daß sie in Poltze bleiben mußte. Dieses Jahr trat Fabian ein, und in ein paar Jahren folgte dann der jüngste Bruder Georg. Da stiegen die Bedürfnisse, die Anforderungen an den Geldbeutel des Vaters, der doch nicht größer ward — das wußte sie genau.

Und als nun Fabian längst in Neiße auf Kriegsschule war und das Jahr 1883 seinem Ende zuneigte, wunderte sie sich nicht, als von einer Übersiedelung nach Berlin weiter nicht die Rede war. Sie mußte eben zurückstehen. Wenn die Brüder nur ihren Weg in der Welt machten.

Gella hatte es auch nicht eilig mit dem Heiraten. Wenn der Rechte kam, so war es ganz gleich, wie alt sie dann war, meinte sie. Kam er nicht, so nutzte ihr auch Jugend und Ausgehen am Hof in Berlin nichts.

Und der Rechte war noch nicht gekommen, darüber war sich Gella ganz klar.

Ab und zu hatte die Mutter sie bei Gelegenheit einmal vorgenommen und ausgeforscht, ob ihr Herzchen noch nicht gesprochen. Die Mutter that es in einer Weise, ungeschickt, daß die Tochter schon nach ein paar Sätzen wußte, wohin sie zielte. Aber sie ließ sich nichts merken.

Einmal war auf einem Nachbargute ein junger Schwede, ein Herr von Vahlström, zu Besuch gewesen, ein blauäugiger, blonder junger Mensch, der den Damen besonders gefiel, weil er gebrochen Deutsch sprach, während er dem Poltzer, sowie dem Bösendorfer, dem alten Grafen Genthin, Eindruck machte durch einen „Glöck" geheißenen Schweden-Punsch von solch alkoholischer Kraft, daß ihn der Landrat, der aus Klentze dazu nach Poltze eigens herübergekommen, eine „Siebenmännerfurcht" nannte, das heißt ein Gebräu, das imstande sei, sieben weinfesten, starken, beherzten Männern Furcht einzuflößen.

Der Schwede war sehr rücksichtsvoll und artig gegen die Henne gewesen, sodaß sie sich solchen Schwiegersohn wohl hätte gefallen lassen. Darum horchte sie Gella aus, aber das junge Mädchen sagte nur lächelnd:

— Hoffentlich wird er zu Haus noch anderes verstehen als „Glöck" brauen, sonst beneide ich seine Braut da oben in Schweden nicht!

— Braut? Ist er denn verlobt? — fragte die Henne ganz entsetzt.

— Das hat er mir wenigstens erzählt.

Seitdem forschte die Henne nicht mehr nach Gellas Herzensangelegenheiten. Die Tochter hätte ihr auch nichts verraten. Nur einem Wesen vertraute sie sich an: Tante Elisabeth. Und die Stiftsdame sagte ihr nur jedesmal, wenn sie von der Mutter Anfragen hörte:

— Als ob man durchaus heiraten müßte! Sieh doch mich an. Nur eines werde nie, liebes Kind — Stiftsdame. Wenigstens nicht in Vintze, denn die vier Wochen Haft, die ich jährlich dort zu verbüßen habe, sind wahrhaftigen Gott, um's Lachen zu verbeißen!

— Ich bin aber schon expectans auf Vintze! — gab Gella lachend zurück.

Die Tante rollte fürchterlich die Augen:

— Tritt aus!

Inzwischen ließ die Henne alle Minen springen, um für Gella einen Hofdamenposten zu ergattern. Sie schrieb an ihre alte Freundin, die Oberhofmeisterin der Großherzogin von Welsperg, ob denn dort wirklich keine Aussicht für ihre Tochter sei, doch die Oberhofmeisterin, die eine Nichte in petto hatte, schrieb ihr das offen und ehrlich wie sie war, worauf die verärgerte Henne nicht wieder antwortete.

Dafür wandte sie sich an den Hofchef. Er erwiderte in dem ihm eigenen, gewundenen Stil, den die stete Furcht, bei seinem lächerlich empfindlichen Fürsten durch seine Entscheidungen anzustoßen, hervorgebracht hatte, er sei glücklich, daß seine

Schwägerin das Vertrauen zu ihm habe, ihm solch delikaten Auftrag zu erteilen. Er werde die Sache mit der allergrößten Diskretion behandeln, umso mehr, als durch ein einziges, unvorsichtiges Wort die ganze Angelegenheit nicht bloß gefährdet, nein sogar für immer verdorben werden könne und man solche Dinge mit einem Takt anzufassen habe, der kaum anders zu erlernen sei, als durch langjährigen Verkehr an Höfen.

Aber Fabian behandelte die Sache mit derartiger Diskretion, daß auch die Henne niemals wieder etwas davon hörte. Sie schrieb noch ein paar Mal, doch immer hieß es, die Angelegenheit müsse von langer Hand vorbereitet werden, es sei allerlei im Gang, aber die Erwähnung auch nur, könne möglicherweise schaden.

In Wirklichkeit hatte Fabian vielleicht den guten Willen, aber wegen der Zurückgezogenheit seines Hofes gar nicht Gelegenheit etwas zu unternehmen, während er, vor allem aber seine Frau, so that, als liefen die Fäden der Geschichte aller Fürstenhäuser Europas in Sarnheim zusammen.

Da entschloß sich die Henne, als schon das neue Frühjahr vor den Thoren stand, sich an ihre frühere Herrin, die damalige Erbgroßherzogin, jetzt Großherzogin von Sexten direkt zu wenden.

Gella war schon über zweiundzwanzig Jahre alt. Da hielt sie es für an der Zeit, nun ernstlich sich um die Zukunft ihrer Tochter zu bemühen.

Die Großherzogin antwortete persönlich, indem sie sich sehr gnädig ihrer früheren Hofdame erinnerte. Der Brief war ziemlich kurz, und man fühlte aus den Redewendungen heraus, daß die Zeit doch ihr Werk gethan, daß neue Eindrücke die alten verwischt, neue Gesichter die Erinnerung an die alten hatten verblassen machen.

Immerhin war es sehr liebenswürdig, daß die hohe Frau sich die Mühe nahm, selbst zu schreiben, statt die Zeilen der Henne durch eine Dame oder einen Herrn ihrer Umgebung beantworten zu lassen.

Aber sie enthielten — keine Zusage. Zwar auch keine Ablehnung, sondern nur den Ausdruck der Freude darüber, daß die Mutter in „altem, treuen Gedenken" ihre Tochter „ihr anvertrauen" wolle. Leider sei augenblicklich keine Vakanz. Man müsse warten. Sie werde die Angelegenheit im Auge behalten.

Damit waren alle Bemühungen für den Augenblick vergeblich. Die Henne aber machte sich Vorwürfe, daß sie ihre Beziehungen zur Großherzogin nicht genügend gepflegt. Sie habe es immer gesagt, man müsse sich in Erinnerung bringen aber natürlich habe Ernst nie nach Sexten gewollt und sich aus seiner Bequemlichkeit reißen.

Ein paar Tage lang konnte sie sich ihre Unterlassung nicht vergeben, dann sagte sie: Solche Herrschaften vergessen zu leicht! — als habe sie dem Großherzoglichen Hause unschätzbare Dienste geleistet; während doch die damalige Erbgroßherzogin das Fräulein von Kallwitz nur aus Gnade und Barmherzigkeit zur Hofdame gemacht, um dem Landrat des Kreises Alt-Zocher, Armin Wedekind von Kallwitz, die Last der neun Kinder tragen zu helfen, die der in bescheidenen Verhältnissen lebende, vorzügliche, ehrenwerte Mann sich mit seiner Gattin Marie Eveline geborene Freiin von Vierort aufgebürdet.

So kam der Sommer 1884 und es hatte sich nichts in Poltze verändert, als daß auch Fabian anfing Geld zu kosten. Nicht durch seine Schuld, denn er war ein guter, ganz haushälterischer Junge, sondern durch die Verhältnisse, in die man ihn gesetzt.

Er brauchte eben eine gewisse Summe, und nun, wo er in den letzten Manövertagen wahrscheinlich Offizier werden würde, galt es auch ein Pferd kaufen.

Das bereitete weniger Schwierigkeiten, als damals, wo für Christi der erste Gaul angeschafft werden mußte, denn diesmal wollte sich der ältere Bruder darum kümmern, Fabian beritten zu machen. Der Poltzer schickte ihm dazu in's Manöver tausend Mark, die Christi bei seinen jetzt ausgebreiteten Pferdekenntnissen, nun wo er die Gelegenheiten kannte und zu allerhand Pferdsleuten, Rennmenschen, Bereitern, Tattersallbesitzern Beziehungen unterhielt, für vollkommen ausreichend erklärte.

Als Fabian aus den Herbstübungen zurückkehrte, trug er schon die Offiziersuniform, und an dem Tage, wo er sich damit in Poltze zuerst zeigte, war die ganze Familie versammelt, die drei Söhne und dazu außer der Stiftsdame auch noch der Oberstleutnant mit seiner Frau.

Er hatte in Danzig ein Regiment bekommen und nahm Abschied von den Verwandten, da sie in wenigen Tagen Berlin verließen.

Bei Tisch ließ der Poltzer seinem Zweiten zu Ehren Champagner anfahren. Allerdings, wie Christi sofort festgestellt hatte, keinen französischen, sondern bloß Mattheus Müller.

— Man merkt's nicht! — hatte die Henne behauptet, die seitdem der zweite Sohn auch anfing in's Geld zu laufen, hier und da begann zu sparen, sogar knausrig zu werden. Und der Wein schmeckte so gut, daß die dritte Flasche entkorkt werden mußte. So war denn auch nach dem Essen Fabian, der Gefeierte in lustiger Stimmung. Jetzt begann er aufzuwachen, sozusagen erst vollzählender Mensch zu werden. Nun durfte er mitreden, und jetzt, wo er alles das, wovon Christi

immer erzählte, selbst kannte und erlebt hatte, fühlte er sich ganz anders, sodaß aus dem Jüngling beinahe schon ein voller Mann geworden war.

Er sah gut aus, war jetzt noch größer als sein ältester Bruder, hatte sich etwas herausgefüttert und bei seinen klaren, hellen, wirklich hübschen Augen das Einglas doch nicht angelegt, das er einst ersehnt nur nicht gewagt. Jetzt durfte er es — nun wollte er es gar nicht mehr.

Dafür trug er einen so hohen Kragen, daß er kaum zu Boden blicken konnte, ohne den ganzen Oberkörper vornüber zu beugen.

— Fabian sieht eigentlich besser aus, wie Christi — meinte Gella.

Doch die Henne war empört. Der Älteste blieb ihr Liebling:

— Wie kannst du nur so was sagen!

Tante Elisabeth aber stimmte der Nichte bei und sprach zu ihr, als sie, nachdem sie im Park den Kaffee getrunken, durch die Wiesen gingen:

— Paß mal auf, die Eltern werden an dem Jungen noch ihre Freude erleben, während . . . na kurzum, du weißt, mit Christi stimme ich nicht immer ganz überein . . . .

Gella hatte sich bei der Stiftsdame eingehakt, und sie schritten nebeneinander her. Sie schwiegen beide. Plötzlich blieb das junge Mädchen stehen und betrachtete der Stiftsdame kurzgeschorenen Tituskopf.

— Was ist denn? — fragte die Tante. Gella zögerte, als könne es Tante Elisabeth unangenehm sein:

— Ich sah . . ich . . ich sah etwas.

— Nun?

— Tante, du hast ja ganz graues Haar!

Sie lachte:

— Du Närrchen, das habe ich doch längst!

— Das habe ich noch nie gemerkt!

— Ein Beweis, wie gut du deine Tante kennst, Gella!

— Aber Tantchen!

— Nein, nein Spaß bei Seite, vergiß doch nicht, wie alt ich bin! Ich bin die älteste von uns Geschwistern. Alte Schraube. Sechsundzwanzigsten Februar eintausendachthundertvierunddreißig geboren. Über fünfzig ein halb! Ja, ja! Da darf man schon grau werden!

— Aber du sagst, du bist es längst?

Die Stiftsdame blieb stehen, ließ wieder ihre Augen rollen, und ihre Stimme ward rauh: das Barsche, das sie manchmal haben konnte, kam heraus, als sie kurz sagte:

— Ich habe einmal eine große Enttäuschung gehabt . . . was man so dumm — Herzeleid nennt. Seitdem hat mein Haar angefangen, grau zu werden. Nicht „schlossenbleich über Nacht", wie's in den albernen Romanen heißt, sondern allmählich, ganz allmählich grau! Na, das ist nun schon 'ne ganze Ecke her. Vielleicht erzähle ich dir's mal, Kindchen, zu Nutz und Frommen . . . . . nun . . . . still — kein Wort mehr davon . . . . . pst . . pst . . .

Sie zog den Arm der Nichte wieder in den ihren, summte „Lott' ist tot" und ging weiter.

Währenddessen war vor ihnen der Poltzer mit dem Oberstleutnant im Gespräch. Sie unterhielten sich über Fedor, von dem man in Poltze seit über Jahr und Tag nichts mehr wußte. Es war dem Poltzer eigentlich eine Genugthuung, zu hören, wie scharf Rudolf das Vorgehen seines Neffen beurteilte, obwohl er es sehr ehrenwert fand, daß Fedor von den Verwandten keine Unterstützung hatte annehmen wollen, um sein akademisches Studium zu beenden.

— Sehr ehrenwert und energisch, wie ich mir einen rechten Mann und einen Eysen denke, aber auch kopflos und verrannt. Du meinst wieso? Nun wegen der Folgen. Was ist dabei herausgekommen? Der Junge studiert eben nicht weiter, kann offenbar nicht weiterstudieren. Es werden jetzt bald zwei Jahr, daß mein armer Bruder gestorben ist und so lange hat Fedor kein Kolleg mehr besucht, weil er seinem Broterwerb nachgegangen ist. Möglicherweise kommt nun noch sein Einjährigenjahr dazwischen, obgleich ich gehört habe, er wäre losgekommen. Dienstuntauglich wegen eines Bruches. Leider muß ich sagen „hörte ich", denn ich habe keine direkte Verbindung mit ihm. — Na und weißt du, wer erst einmal einige Jahre aus dem Studium heraus ist, für den ist es sehr schwer, wieder Student zu spielen. Und gerade ein Mensch wie Fedor. — Übrigens hat Onkel Heinrich einmal einen Anknüpfungsversuch gemacht, der allerdings gescheitert ist . . .

Nun erzählte der Oberstleutnant, während sie weiterschritten, was sie von Fedors bisherigem Lebensgang gehört. Er war in eine stark links stehende Zeitung, das „Märkische Echo", eingetreten, um sie bald wieder zu verlassen und sein Dasein, wie sie in Erfahrung gebracht, geradezu kümmerlich durch Reporterdienste und Mitarbeit an schlecht zahlenden, kleinen Blättern, zu fristen. Seit einem Vierteljahr erschienen ab und zu in dem sozialistisch angehauchten Skandal-Blatte „Die Geißel!" Aufsätze, die in idealistisch verworrener Weise das Bestreben zeigten, die menschliche Gesellschaft zu einem „neuen Reich", wie es genannt wurde, zu bekehren.

Der Minister war darauf aufmerksam geworden, weil ihm die betreffenden Nummern der „Geißel" von unbekannter Hand regelmäßig zugingen. Zuerst hatte er an Fedors Autor-

schaft gezweifelt, weil der Inhalt, wenn auch in der Ausdrucksweise ähnlich, sich doch von der Broschüre „Adel und vierter Stand" dadurch wesentlich unterschied, daß nicht sein Idealismus vorherrschte, sondern ein großer Skepticismus, eine Bitterkeit, die von bösen Erfahrungen zu zeugen schien.

Alle Zweifel waren aber geschwunden, seitdem in einem der letzten Aufsätze plötzlich das Wort „Edeling" erschienen war. Da war der Minister weich geworden und hatte Schritte gethan, Fedors Adresse zu erfahren. Er war selbst bei ihm gewesen und schilderte seine Wohnung in der Nähe der ‚Kommunikation am neuen Thor', den Blick auf das Leichenschauhaus, als überaus dürftig und traurig.

Doch der Besuch hatte keinen Erfolg gehabt.

Während der Oberstleutnant erzählte, waren die Poltzerschen Söhne unmittelbar hinter ihm hergeschritten. Rudolf hatte lange und ausführlich gesprochen. Ihm ging die Angelegenheit zu Herzen. Als er geendet, schwiegen die anderen, nur Christis Stimme klang nach einer Weile, höhnisch meckernd:

— Edeling is gut, der kann so bleiben.

Der Oberstleutnant drehte sich um und blickte ihn groß an. Als Rudolf und Ernst dann wieder allein waren, sagte der Oberstleutnant zum Poltzer:

— Lieber Ernst, ich möchte dir auch noch gern was sagen. Ich hätte es nicht vom Zaune gebrochen und wollte eine Gelegenheit abwarten, dir's zu sagen. Es handelt sich um Christobald. Mich geht die Sache zwar nichts an, aber wir sind Verwandte, tragen den gleichen Namen, er ist ein ganz junger Offizier, ich sein älterer Kamerad. . . . Kurz ich denke: alles Grund genug, um mich um sein Thun und Lassen zu kümmen, wenn ich Dinge von ihm höre, die nach meinen Anschauungen wenigstens

entschieden nicht in Ordnung sind. Es ist immer gut, wenn's die Eltern wissen. . . .

Er hielt einen Augenblick inne. Der Poltzer hatte schon den Angstschweiß auf der Stirn. Nun fragte er:

— Um Gotteswillen, was soll denn mein Christi wieder ausjefressen haben?

— Nichts, nichts, nur principiis obsta, meine ich . . . Ich hörte, er habe auf der Rennbahn Verkehr mit Leuten, nun mit Leuten, mit denen ich als neugebackener Regimentskommandeur jedenfalls nicht wünschen würde, daß meine Offiziere verkehren. Das mag im Rennwesen unvermeidlich sein, aber es hat doch seine Grenzen. Für schwache Charaktere ist so was jedenfalls gefährlich. Wie überhaupt die ganze Renngeschichte. Ich bin weit entfernt mich damit gegen unsere bewährten, schneidigen Offiziere wenden zu wollen. Es giebt Herren darunter, die meisten, ja — fast alle sogar, die der Armee zur höchsten Zierde gereichen. Ja, ich glaube sogar — du siehst, ich bin gar nicht etwa einseitiger Infanterist — diese Herren brauchen wir dringend, die bringen uns mal im Felde Meldungen durch Dick und Dünn, die werden mal unsere großen Reiterangriffe führen, wie einst Zieten und Seydlitz, — soweit im nächsten Feldzuge noch solche Reiterangriffe nötig und möglich sind. Aber, siehst du, lieber Ernst, diese Herren reiten immer nur eigene Pferde oder solche von Kameraden, oder von unseren Grandseigneurs. Aber Christobald reitet für Mister Black, Herrn Krantz, Herrn Grundmann. Davon ist, wie mir erzählt wurde, Mister Black nichts anderes als ein Engrosschlächter und Pferdehändler, der Christobald dann nach dem Rennen zu einem Sektfeste mit Weibern einladet und ihm Dedikationen macht. Ja Dedikationen. Ob einer für den Herzog von Gleiwitz, für Graf Troppau reitet oder für eine zweifelhafte Renn-

kompagnie, ist doch — nach meinen Begriffen wenigstens — ein kleiner Unterschied.

Der Poltzer maß der ganzen Sache keine Bedeutung bei und wollte auch von Christi nichts Böses hören. Darum versuchte er von etwas Anderem zu sprechen und sagte nur:

— Mag sein. Er ist Offizier, also muß er selbst sehen ...

Doch der Oberstleutnant ließ das nicht gelten:

— Verzeih, das ist wohl kein ganz richtiger Grundsatz, Ernst. Warum soll ein junger Offizier nicht auf falsche Wege geraten? Wir sind alle schwache, irrende Menschen! Wenn nur die älteren Kameraden ihn — aufmerksam machen. Das ist ihre Pflicht!

Er hatte so eindringlich und ernst gesprochen, daß sich der Poltzer ärgerte:

— Na Rudolf, ich weiß schon, du hast auf die Rennen immer 'ne Pike jehabt!

Doch der Oberstleutnant antwortete sehr bestimmt und kurz:

— Ich habe es für meine Pflicht gehalten, als Vetter wie als Offizier dir das zu sagen. Du kannst ja darüber denken, wie du willst, lieber Ernst!

Und der Poltzer schwieg. Aber als wäre das gute Einvernehmen gestört, wußte man nicht, war es Absicht oder Zufall, daß Rudolf und Frau schon den Fünf-Uhr-Zug, statt des Sieben-Uhr-Zuges zur Rückkehr nach Berlin benutzten. Jedenfalls wurden sie, wenn man sich auch ganz verwandtschaftlich trennte, doch nicht aufgefordert länger zu bleiben.

Auf der Rückfahrt in der Eisenbahn erzählte der Oberstleutnant seiner Frau, die keine Ahnung hatte, was geschehen, von dem Gespräch. Hermine erwiderte, sie habe nichts gemerkt. Er meinte: desto besser. Übrigens habe er einiges, das er von Christobald gehört, seinem Vetter gar nicht erst erzählt,

da er gemerkt, daß Ernſt eben nichts Schlechtes über ſeinen Älteſten hören wollte.

— Er wird es zeitig genug fühlen — meinte Rudolf.

Hermine, die mit jedem Mitleid hatte, fragte ängſtlich:

— Steht es denn ſchon ſo ſchlimm mit ihm?

— Jedenfalls ſo, daß er, wie ich mit Beſtimmtheit hörte, ſtatt für ſeinen jüngeren Bruder von dem Gelde, das ihm der Vater geſchickt, einen Gaul zu kaufen, er ihm dafür einen ſeiner eigenen niedergebrochenen Rennſchinder aufgehangen hat.

Hermine blickte ihren Mann ſtarr an. Sofort gingen ihre Gedanken zu ihrem kleinen Söhnchen daheim, das jetzt ſchon ſieben Jahre alt war. Sie ſagte, indem ſie ſich an Rudolfs Schulter ſchmiegte:

— Um Gottes Willen, Rudi, unſer kleiner Chriſtl darf nie Rennen reiten!

Der Oberſtleutnant antwortete lächelnd:

— Dazu hat er nicht genug Geld, und auch ſonſt . . . .

Er verſank in Nachdenken.

---

## 12.

Es ſtand auch ſchlimm mit Chriſti, aber der junge Offizier behielt noch immer den Kopf oben. So wie er über jedes Hindernis ohne zu zucken ging, das Einglas im Auge, ſo lebte er auch in einer gewiſſen Gleichgiltigkeit für die Zukunft dahin. Er hatte das bombenfeſte Vertrauen, es müſſe ſchon gehen. er werde ſich ſchon durchfreſſen.

Er wartete immer auf den großen Glücksfall, den „großen Coup", den er über kurz oder lang doch einmal landen müsse, wie er es nannte. Woher, durch wen, ja sogar worin dieser „große Coup" eigentlich bestehen sollte, das wußte er nicht. Er lachte selbst darüber und träumte immer weiter.

Als er die fünfzehntausend Mark erhalten, war er nicht einmal glatt gewesen. Er brauchte das Geld zu mancherlei. Einmal hatte er mehrmals Pech mit Pferden gehabt, dann gab es für die Dame, die der Vater im Wintergarten gesehen, einige Rechnungen zu zahlen: beim Juwelier, bei der Modistin und in verschiedenen großen Restaurants, wo er das gemeinsame Souper immer wieder hatte auf Rechnung schreiben lassen, endlich aber hatte sein ganzes Leben bei weitem sein aus Zulage und Gehalt bestehendes, zwar auskömmliches, aber doch eben nur auskömmliches Einkommen überschritten.

Die Fahrten nach Charlottenburg-Westend zum Rennen, Eisenbahn, Droschken, Eintritt, Trinkgelder, Wetten, Essen und Trinken, kosteten Geld. Und das war auch nicht wesentlich anders geworden, als er mehr Ritte bekommen, die nur seinen Ruf erhöhten, nicht aber seine Einnahmen.

Mit Wetten war er auch nie glücklich gewesen, obwohl er Pferde und Gewinnaussichten mit der Zeit durch natürliche Anlage und Übung kennen lernte, wie nur wenige. Er wußte zu viel und ward daher skeptisch, sodaß er häufig gegen ziemlich sichere Sachen sein Geld verlor, weil er gemeint, doch noch klüger zu sein, als die Klügsten.

Wenn er selbst ritt, wettete er aber überhaupt nicht. Das blieb seine beste Eigenschaft. Und noch eines hatte er Gutes, — er spielte nicht.

Nach dem Rennen war er oft in Versuchung geraten, die Karte in die Hand zu nehmen, doch er that es nicht. Vielleicht

weniger aus Moral, als weil er meist sofort mit der Eisenbahn in seine Garnison zurückkehren mußte. Auch der Umstand sprach mit: er war schon im ersten Jahre als Offizier in die Hände eben jener gefallen, die der Vater gesehen.

Fräulein Käthe Müller, die am Centraltheater unter dem Namen Katharina Boldanski Dienstmädchenrollen spielte, war eine fanatische Rennenbesucherin. Sie hielt auf Christis Leistungen. Sie war stolz auf ihren „Drajoner" und auf dessen fast sprichwörtlich gewordene Ruhe bei den schwierigsten Ritten auf den ärgsten Verbrechern, wie die Rennleute die refüsierenden, ausbrechenden, ewig fallenden Pferde nannten. Die Nerven, die zu solchen Leistungen gehörten, sollte er sich nicht dadurch verderben, daß er sich die Nächte um die Ohren schlug.

In dieser Beziehung sorgte sie, die einige Jahre älter war als er, fast mütterlich für ihn. Ihre Abneigung gegen das Spiel kam aber auch daher, daß Christis Vorgänger in ihrem Herzen eine Feuratze gewesen, die sich, am Ende aller Ende angelangt, eine Kugel in den Kopf gejagt.

Davor hatte sie eine heilsame Angst. Bei dem Feu kam nichts heraus, das hatte sie an ihrem „ersten Mann", wie sie halb affektiert, halb in alten Erinnerungen mit einer Thräne im Auge, sagte — gesehen. Und sie wußte es, so stand sie sich mindestens ebensogut, vielleicht sogar noch besser, denn beim „ersten Mann" hatte sie immer, wenn er verloren, alles was sie sich etwa erspart, was er ihr an Gewinntagen geschenkt, wieder herausrücken müssen.

Das war bei Christi nicht der Fall. Der hatte zwar nicht dreißig bis vierzigtausend Mark, die beim seligen Ersten, wenn die Sonne der großen und kleinen Schläge des Makao gelacht, nichts Seltenes gewesen, aber er besaß immer Geld.

Ganz auf dem Trockenen war er nie, sodaß ihn Fräulein Katharina Boldanski, die „gute, kleine Fee" ein Finanzgenie zu nennen pflegte.

Davon war nun freilich keine Rede, sondern Christis finanzgeniale Coups bestanden mehr in einem geradezu irrsinnigen Leichtsinn, der unbekümmert Tausende über Tausende Schulden machte.

Mit wenig hatte er angefangen. Zuerst hatte er Angst gehabt. Hundertfünfzig Mark zuviel gebraucht, hatten ihn tagelang verstimmt und den Schlaf der Nächte gekostet. Aber allmählich hatte er sich an die Last von einigen „blauen Lappen", die er schuldig war, gewöhnt.

Als er aber einmal die fünfzehntausend Mark zur Begleichung seiner Schulden bekommen, war es ihm, als hätte er ein unerschöpfliches Betriebskapital in der Hand. Er dachte gar nicht daran, alles „glatt" zu machen, sondern zahlte nur immer das brennendste. Und als die Tausender anfingen bedenklich abzunehmen und er sich genötigt sah, nach Ersatz zu suchen, hatte er sich bereits an die höheren Summen derartig gewöhnt, daß er kein Bedenken mehr trug, die Höhe seiner Außenstände um einige Nullen zu vermehren.

So war er allmählich in die Tausende gestiegen, die ihm nicht mehr Eindruck machten, als die Hunderte bisher.

Doch es galt, das zerrinnende Geld ersetzen.

Er dachte wohl öfters daran zu beichten. Doch das war ihm fürchterlich. Er konnte es nicht übers Herz bringen, seinen Eltern den Kummer zu bereiten. So mutig er im Sattel war, so feige war er hier.

Und was wäre die Folge gewesen? Er hätte das Rennen aufgeben und wohl von seiner Käthe Abschied nehmen müssen. Beides brachte er aber nicht über's Herz. So mußte es eben

schon beim Alten bleiben. Der große Glücksfall seines Lebens kam ja doch! Es hieß nur abwarten.

Inzwischen galt es nur, das Betriebskapital nicht verlieren. Das war sein oberster, aber auch einziger Grundsatz. Nie dahin kommen, daß wirklich kein Geld mehr im Hause war.

Das erreichte Christi durch Geldaufnahmen, Schiebungen und Versuche. In seinen Geschäften entwickelte er eine Betriebsamkeit und Umsicht, daß ein Geldverleiher einmal voller Bewunderung zu ihm sagte:

— Herr Baron, Sie hätten müssen werden ein Geschäftsmann.

Christi stöberte allmählich alle Möglichkeiten auf, sich Geld zu verschaffen. Wenn er zum Rennen fuhr, sprach er immer auf dem Hin- sowie Rückwege in Berlin bei den verschiedensten Agenten, Maklern, Geschäften vor und hatte dabei soviel Zeitverlust, daß er schließlich kaum mehr dazu kam, nach einem gewonnen Rennen mit der glückseligen Käthe wie sonst einer Flasche Sekt das Genick zu brechen, denn dann riefen ihn schon wieder allerlei Besprechungen, Zusammenkünfte, Verhandlungen in irgend ein Café oder ein Restaurant dritter Ordnung, das er in Civil betrat.

Das hatte etwas geradezu Abenteuerliches, und der stete Kampf mit den Geldmenschen, das Aufsuchen dieser Leute am dritten Ort, das Wispern und Rechnen, das Heimlichthun und Versteckenspielen bekam für ihn einen Reiz, wie Kundschafterdienst im Felde, wie die Anstrengung und Schärfung aller Sinne im Jägerleben und Trapperdasein.

Doch Christi erreichte nicht vielmehr, als daß er ein kleines Loch stopfte, um ein großes aufzuthun. Sein Kredit wuchs nicht. All diese Leute schienen einander zu kennen und zu benach-

richtigen. Die Bedingungen, unter denen er Geld erhielt, wurden immer unvorteilhafter.

Er versuchte es auf alle Art. Er hatte jetzt einen regelrechten Rennstall mit eigenem Trainer, einem Hindernisjockey, der die Pferde in den Jockeyrennen ritt, für die sie genannt waren. Durch An- und Verkauf gingen — sehr zum Schaden der Sache und zum Ärger des Trainers des anständigen und braven Professionals — die Tiere hin und her. In Verkaufsrennen wurden Pferde erstanden, um, nachdem sie einmal losgeschossen, wieder weiterverkauft zu werden.

Einmal hatte Christi, um Geld zu bekommen, neben zehntausend Stück Cigarren noch drei Wagenpferde in Zahlung nehmen müssen. Die Tiere wurden eingefahren und wieder verkauft, samt Wagen, der dazu erworben war.

Die Cigarren waren so schlecht, daß sie niemand rauchen mochte und Christi sie schließlich händeweise den Dragonern seiner Schwadron schenkte, die auf dem Marsche auch vor dem giftigsten Kraut nicht zurückschreckten.

Ein anderes Mal hatte er für einen Wechsel von zehntausend Mark nur zweitausend Mark bar, dafür aber einen ganzen Pack Lotterielose bekommen. Er war sehr zufrieden damit und machte sich große Hoffnungen, denn mit Leichtigkeit konnte er so das große Los in Höhe von dreihunderttausend Mark, und wahrscheinlich sogar noch die Prämie von zweihunderttausend Mark gewinnen.

Aber wie es zur Ziehung kam, hatte er die Geschichte längst vergessen und es immer verbummelt, die Ziehungsliste einzusehen. Schließlich nahm er den ganzen Stoß Lose einmal im Zorn mit nach Berlin, um sie wenigstens von seinem Trainer, der sich dazu erboten, mit der Gewinnliste ver-

gleichen zu lassen. Doch er vergaß sie im Coupé oben im Gepäcknetz, und man hörte nie wieder etwas davon.

Die Nummern hatte er nicht notiert, und er schämte sich, bei der Generaldirektion der Staatsbahnen die nötige Anzeige zu machen, daß er ein halbes Kilo Lotterielose verloren, etwa wie man ein Bündel Zeitungen im Coupé liegen läßt, die man unterwegs gelesen hat.

— Herr Leutnant, das ist ein Verbrechen geradezu! — sagte zwar empört der Trainer, aber es blieb dabei, denn nun meinte Christi, er habe immer solches Pech, daß er bestimmt auf diesen „Dreck" nichts habe gewinnen können.

Die Geldgeschäfte, die allmählich in Verbindung mit Pferdekäufen solchen Umfang angenommen hatten, daß es beinahe einer gesonderten Verwaltung bedurft hätte, um Ordnung zu halten, waren Christi dermaßen über den Kopf gewachsen, daß er gar keine rechte Vorstellung mehr hatte, um welche Summen es sich eigentlich handelte.

— Ich habe alles im Kopf! — sagte er. Seine flüchtigen Aufzeichnungen im Notizbuch waren so dürftig und so liederlich gemacht, daß sie mehr Verwirrung anstifteten, als halfen. Denn oft bildete er sich auf Grund dieser Notizen ein, er habe etwas nicht bekommen, was ihm thatsächlich ausgezahlt worden, und umgekehrt.

Vom Zinsfuße, von den Bedingungen, zu denen er Summen erhalten, hatte er bald gar keine Ahnung mehr. Von Woche zu Woche wurde das wüste Durcheinander größer.

Endlich kam es dahin, daß er schon gar nicht mehr nachrechnen mochte. Er wäre zu sehr vor der Höhe der Summen erschrocken. Es hätte ja doch nichts geholfen, denn genau war nichts festzustellen. Die Geldgeschäfte wurden jetzt nur noch „von Fall zu Fall" behandelt. Mit Bestimmtheit wußte

Christi überhaupt nicht, wieviel Wechsel er eigentlich unterschrieben, wieviel prolongiert worden, sodaß er nicht einmal mit Sicherheit eine etwa gefälschte Unterschrift als solche hätte bezeichnen können.

Bei einem Anderen wäre so etwas kaum möglich gewesen, denn die Geldgeber hätten schließlich stutzig und ungeduldig werden müssen, aber bei Christi ging es. Er hatte eine Art mit den Leuten zu verkehren, die sie gewann und blind machte. Er behandelte sie nicht als Blutsauger, die von ihrer Nebenmenschen Dummheit, Not und Leichtsinn leben, nicht als Gewürm und Gezücht, als niederträchtige, auf tiefster Stufenleiter menschlicher Wertschätzung stehende Schmarotzer, sondern als ganz nette, charmante Leute, mit denen er ein Glas trank und eine Cigarette rauchte.

Nie wurde er bei der Abwicklung der Geldgeschäfte nervös oder unangenehm. Er behielt immer sein gleichmäßig lächelndes Gesicht, das Einglas im Auge, nicht eine Spur anders, als wenn er mit einer Dame tanzte, beim Exerzieren vor dem Zuge, oder beim Rennen über den Tribünensprung ritt.

Er schwatzte und schwadronierte mit den Leuten, und weil er nie nervös und ängstlich zu sein schien, gaben sie immer neue Summen, verlängerten immer weiter die Wechsel, als witterten sie doch irgendwo noch Millionen im Hintergrund. In ihrer Gier sahen sie in der Sucht nach Gewinn nur die Lockspeise der fünfhundert Prozent, die sie verdienen wollten, wie der Fisch nur den Köder wahrnimmt und nicht das spitze Eisen, das darin verborgen.

Sie meinten, hier hieße es zugreifen, so einen Dummen fänden sie so leicht doch nicht wieder, und merkten nicht, daß bei dieser an die Grenze des Verbrechens leichtsinnigen Desperado-Natur, die va banque spielte, sie die einzig Dummen

waren, wozu sie täglich ein Pistolenschuß oder die Abreise „über die große Pfütze" machen konnte.

Seit dem Frühjahr wußte Christi, daß es eigentlich nur noch kurze Zeit dauern konnte, bis es zu Ende ging. Er hatte sich mit dem Gedanken schon abgefunden, und jetzt wütete und wüstete er förmlich. Es machte ihm Spaß, einen Schachzug nach dem anderen zu ersinnen, um neue Quellen sich zu eröffnen. Er spielte mit der ganzen Gesellschaft zweifelhafter Existenzen, die seinem Leichtsinn Vorschub geleistet. Er versteckte diese Zahlkellner, Heiratsvermittlerinnen, Winkelagenten, ehemaligen Kaufleute und Restaurateure, professionsmäßigen Wucherer, Buchmacher, Cigarrenhändler, Zuhälter besserer Sorte, Billethändler, ehemaligen Kommis, Dienstmänner, Hotelportiers, einstigen Halbweltlerinnen vor einander und schob sie hin und her, wie ein Schachspieler seine Figuren.

Es unterhielt ihn, hier ein Stelldichein zu haben mit dem, dort mit jenem, die keinesfalls von einander wissen durften, ein Verfahren in Nöten, Angst und Bangen, Aufregung, Nervenverbrauch — unheimlich, etwa wie ein Don Juan die eintausenddreiundzwei Spaniens hin- und herschiebt, damit nicht einmal zwei sich treffen, sich besprechen und einander aufklären über den Geliebten.

Das nannte er scherzhaft „fürchterlichen Dienst haben" ...

Christis Kommandeur, bei dem der junge Mann, der ein außerordentlich tüchtiger, brauchbarer Offizier war, eine Perle geradezu und Verlaß für einen Eskadronchef, ausgezeichnet stand, ahnte einmal etwas von pekuniären Schwierigkeiten, aber es gelang Christi, den er sich auf's Regimentsbureau bestellt, ihn völlig zu beruhigen.

Mit einer Sicherheit und Selbstverständlichkeit trat er auf, daß der Oberst ihn ganz umgestimmt entließ. Die Er-

kundigungen, die er in Zossen eingezogen, waren für Christi außerdem nur günstig gewesen: er hatte die Kasinorechnung stets prompt bezahlt, hatte in keiner Kneipe Außenstände, die Kleiderkasse war in Ordnung, nicht zu stark belastet, und der Rennstall ging gut, wie sich aus den vielen gewonnenen Rennen leicht übersehen ließ. Dazu erfuhr der Kommandeur von den älteren Offizieren des Regiments, daß Leutnant von Eysen keine Karte anrühre, nicht einmal zum Skat.

So meinte der Oberst, ein ausgezeichneter Kavallerist, dem Christis wirklich talentvolles Reiten eine besondere Freude war, seine Pflicht gethan zu haben.

Er persönlich stand dem Rennwesen fern und wußte nichts davon, wer Mister Black sei, den Rudolf besonders beanstandet. Ein Rittmeister des Regiments hatte einmal geschimpft, für was für „ruppige Kerls“ Christi manchmal reite, aber der Eskadronchef des jungen Offiziers, der im Offiziercorps für philosophisch angehaucht galt, machte eine allgemeine Bemerkung:

— Das ist die Tendenz des Rennwesens heutzutage. Ob der Hochadel keine Lust mehr hat, oder kein Geld, jedenfalls die Rennställe und Gestüte der Herzöge, Fürsten und Grafen werden aufgelöst, und die frischgebackenen Barone, Börsianer, Kaufleute und Fabrikanten treten an ihre Stelle.

Nun hielt man sich im Offiziercorps nicht mehr darüber auf, umsoweniger als Christi das Glück hatte, das Hoppegartener Armeejagd-Rennen zu gewinnen. Und wer die Armee für das Regiment heimtrug, der war beim Kommandeur nach alter Tradition nahezu sakrosankt.

Doch mit Mister Black hatte es seine Richtigkeit. Christi war nicht mehr wählerisch. Sein empfindliches Gefühl, seine Offiziersseele hatte gelitten. Man verhandelte nicht ungestraft

unausgesetzt mit Lumpenpack. Er lernte „Mister Black" kennen, wie andere auch — für ihn reiten wollte er zuerst nicht, worin ihn der Ausspruch eines älteren Herrenreiters, bekannt für seine grobe Offenheit, bestärkte, der in der Herrengarderobe gesagt:

— Für so'n Rauhbein reite ich nicht!

Da hatte er voriges Frühjahr nach einem Verkaufsrennen einen Hengst des Mister Black nicht erwerben können, wie er gewollt, da ihn der Stall für eine unvernünftig hohe Summe zurückgekauft. Er hatte mit Mister Black, dem Engrosschlächter Jaenicke, eine Auseinandersetzung darüber gehabt, die damit geendigt, daß Herr Jaenicke Christis alten Steepler „Chingagook" gegen den viel nützlicheren Hengst eingetauscht — ein glänzendes Geschäft, das den jungen Offizier hätte stutzig machen müssen, umsomehr, als Herr Jaenicke dabei den Wunsch aussprach, Christi möge, da er „Chingagook" so genau kenne, ihn doch auch das nächste Mal reiten.

Und er ritt ihn. Ritt immer häufiger, und um so lieber, als Mister Black die besten deutschen Steepler in seinem Stalle hatte, dem jungen Offizier Gewinnritte eintragend, die er sonst nie bekommen.

Mister Black nahm ihn allmählich ganz in Beschlag, lud ihn nach dem Rennen zum Diner ein und schenkte ihm ein goldenes Cigarrenetuis für einen Gewinnritt.

Daher kamen die Gerüchte von den Sektfesten und Dedikationen.

Aber jetzt, im Herbst 1884, befand sich Christi zum ersten Mal in einer Lage, wo er nicht mehr aus noch ein wußte. Trotz aller Versuche gelang es ihm nicht, Geld aufzutreiben. Alle Quellen schienen erschöpft. Ein Augenblick der Unsicherheit genügte, daß es noch von anderen Seiten — als

hätten sich alle zugleich gegen ihn verschworen — über ihn hereinbrach. — Ein Ruck, und der scheinbar festgefügte Bau mußte zusammenstürzen, sowie erst der eine Pfeiler wankte.

Es war gerade Rennen draußen in Charlottenburg-Westend.

Seit Wochen herrschte schönes Wetter, das Geläuf war daher hart, der Rasen trotz allen Sprengens wie verdorrt, schon herbstlich erstorben, und beim Aufkantern der Pferde erhob sich eine Staubwolke von der Bahn, als galoppierten die Tiere nicht auf einer Grasnarbe, sondern in tiefem Sande.

Ein Jockey-Rennen sollte gelaufen werden. Der Preis war gering, die Klasse der Pferde wie Reiter sehr mäßig. So erregte das ganze Ereignis — mehr ein Einschiebsel zwischen zwei Herrenreiten — die Gemüter nicht weiter.

Auf und vor den Tribünen erblickte man das gewöhnliche Rennpublikum: ein Gemisch von anständigen und unanständigen Leuten. In den Logen Familien von Börsianern, Offizieren, Tiergartenviertelbewohnern, ein paar Theaterdamen, bekannte Schauspielerinnen, einige Herren einer fremden Botschaft, ein paar Gutsbesitzer, die sich in Berlin unterhalten wollten, einige Fremde aus einem der großen Hotels der Lindengegend, denen der Portier geraten, sich das Rennen anzusehen, endlich ein paar von den Leuten, die überall dabei sein müssen, die Theaterpremieren mitmachen, Bazare, Korsos, Ausstellungseröffnungen, und die von all diesen Ereignissen, die Menschenwitz, -Geist, -Kraft, -Körper veranstaltet, gleichwenig verstehen.

Rechts auf einer offenen Tribüne befanden sich fast nur Offiziere und wenige Herren vom Civil — Damen vereinzelt — während sich auf dem Raume zwischen Tribüne und Geläuf alles Mögliche hin und herbewegte: Damen aus den

Logen in Herrenbegleitung, ihre Toilette zu zeigen — sie ließen sich erzählen und lächelten dazu — dachten aber an ganz andere Dinge, beobachteten wer oben säße, ob man sie sähe —; dann ein paar unbeschäftigte Jockeys und Trainers, die auf die Stühle kletterten, um mit großen Feldstechern das Rennen zu verfolgen; Kavallerie-Offiziere in Gruppen, die eben vom Sattelplatz oder Totalisator nach dem Geläuf zu geströmt; Infanteristen, noch mehr sich bemühend, Interesse und Kennerschaft zu zeigen als die anderen; elegante Herren in Civil, fast alle das Opernglas am kurzgehaltenen Riemen in hellledernem Etui statt es umzuhängen möglichst unbequem in der Hand, weil irgend ein Dandy diese Mode aufgebracht.

Endlich vor allem Halbwelt der verschiedensten Klassen und Schattierungen, die aus Spaß, Begeisterung, Langeweile, vor allem aber aus Geschäftsrücksichten hier waren: Konfektionenses, Blumenmädchen, verbummelte Töchter kleiner Leute, Statistinnen, Kellnerinnen, Schauspielerinnen dritter Ordnung, Tänzerinnen, Probiermamsells, unternehmende, auf Abwege geratene, getrennte, geschiedene junge Frauen, sowie das ganze Heer jener, die Not, Leichtsinn, Genußsucht, Sinnlichkeit, Verführung dahin gebracht, aus dem Verkaufe ihres Leibes ein Gewerbe zu machen.

Unter diesen stand vorn, dicht an der Brüstung, um nur ja nichts vom Rennen zu verlieren, Käthe Müller, genannt Katharina Boldanski.

Man konnte von ihr nur unten einen tailor-made-Rock sehen, oben einen aufgespannten lila Sonnenschirm mit Spitzen besetzt.

Christi hatte, schon im Rennanzug, ohne Säbel, die Reitpeitsche in der Hand, aber den Mantel angezogen, die dünne, weiche Rennmütze auf dem Kopf, ein Stück von ihr entfernt

gestanden. Nun, wo das Rennen begonnen hatte und alles auf die Pferde achtete, näherte er sich ihr und raunte ihr zu:

— Nach dem Rennen, Droschkenhalteplatz.

Man sah nur an einer zustimmenden Bewegung des Sonnenschirmes, daß sie verstanden hatte, und wie verabredet trafen sie sich, zwischen ein paar dort wartenden Droschken erster Klasse, deren Gäule eingenickt beim langen Warten die Köpfe hängen ließen. Sie waren hier ganz ungestört, denn die Kutscher pflegten sich vorn an die Barrieren zu begeben, um den Rennen zuzusehen.

Käthe Boldauski war ein kleines, schlankes Ding, wie ein Püppchen, ein Spielzeug, sie hatte ein winziges Vogelgesicht, das bei genauem Betrachten nicht mehr ganz jung aussah. Im allgemeinen hätte man sie für eine ganz niedliche kleine Offiziersfrau halten können, wenn sie nur etwa ein einziges goldenes Kettenarmband getragen hätte. Sie hatte aber vier oder fünf Armbänder angelegt und eine mit Rubinen eingefaßte Diamantbrosche, deren Zuviel sie unrettbar in die Klasse verwies, zu der sie gehörte.

Christis dunkelbraunes Gesicht, von dem als einzige helle Punkte sich das blonde Schnurrbärtchen und das glitzernde Einglas abhoben, lächelte wie immer. Nur an einer nervösen Bewegung der Kaumuskeln sah man, daß er erregt war. Er verlor kein unnützes Wort, sondern sagte bloß, indem er dem Mädchen einen ganzen Pack Banknoten einhändigte:

— Zweitausendfünfhundert Mark auf Nummer sechs . . Sieg.

— Sechs?

Sie suchte die Nummer im Rennprogramm, fand: Mister Blacks Fuchs-Stute Aloë vom Ginster a. d. Tuberose und flüsterte sofort:

— Aber du reitest doch Aloë.

— Gewiß.

— Und soviel Geld?

— Zweitausendfünfhundert. Sieg. Ich habe das Rennen sicher.

— Aber du wettest doch sonst nicht, wenn du reitest!

— Diesmal thue ich's eben.

— Christi, ist das nicht leichtsinnig?

Sie drehte das Geld in den Fingern, befühlte und betastete es, als fürchte sie, es aus der Hand zu geben. Doch er hatte keine Zeit mehr und sagte nur ungeduldig:

— Die Nummern sind schon aufgezogen. Thue, was ich dir gesagt habe.

Damit ließ er sie stehen, und sie blieb zwischen den Droschken, damit man sie nicht mit dem jungen Offizier zusammen sehen sollte. Er war eiligst über den Sattelplatz der Wage zugegangen. Ein dicker Herr mit so kurz geschnittenem Haar, daß sein Schädel, der im Nacken auf zwei Fettschichten aufzusitzen schien, beinahe wie nackt aussah, trat auf ihn zu und zog ihn beiseite. Familiär faßte er ihn unter den Arm, sie wisperten zusammen und schritten langsam auf und nieder, in jener Art und Weise der Rennleute, wie sie das geschäftsunkundige, große Publikum stets mit scheelem Auge betrachtet, indem es die Verabredung von Schiebungen, Coups, kurz Unredlichkeiten gegen die Wettenden vermutet.

Nach einer Weile trennten sie sich, und Christi eilte der Herrengarderobe zu. Doch unterwegs wurde er noch einmal aufgehalten: ein kleiner, mit Talmi-Eleganz gekleideter Mensch in mißverstandener englischer Kleidung, krummen Beinen und auffallend plumpen Füßen, die in einen spitzen Schnabelschuh ausliefen, was ihre Größe und Ungestalt nur noch mehr her-

vortreten ließ, kam auf ihn zu. Er schoß aus einem Haufen zusammenstehender Kerls, alle von einer gewissen ordinären Eleganz, an denen von der Farbe des bunten Hemdes bis zur Stärke der Uhrketten alles übertrieben, vergröbert war. Jene Rennexistenzen, die in Horden auftreten, die oft den ganzen Rennplatz zu beherrschen scheinen, unter die sich hier die Prinzessin mischt, die ihnen anderwärts scheu aus dem Wege gehen würde. Jene Buchmacher, Plunger, Wetter, Gelegenheitsgeschäftsleute, Kneipwirte, stellenlose Kellner, Cigarrenhändler, Zuhälter, jenes ernster Arbeit durch die Leichtigkeit des Gewinnes, durch das bessere Leben, durch die Berührung und Mischung mit den oberen Zehntausend entzogene Gesindel. Ein Gesindel, das Betrug macht und daher überall wittert, Betrug schreit und sich zusammenfindet, man weiß nicht woher, wie auf der Straße bei einem Unglücksfalle der Janhagel binnen einer Minute versammelt ist, obgleich ihn vorher niemand wahrgenommen.

Der kleine Kerl drängte sich an Christi heran, der zuerst that, als sähe er ihn nicht, und weiter wollte. Aber er konnte ihn nicht abschütteln. Sie wisperten miteinander Der Kleine schien ihm Vorwürfe zu machen. Schließlich, als Christi ihn einfach stehen ließ, sagte der Mensch so laut, daß es die Umstehenden wohl hätten hören können:

— Ich schreib's dem Herrn Oberst.

Christi faßte ihn, mit eisernem Griff, sein Gesicht verzerrte sich zur Wut, daß er ganz unkenntlich wurde, und er zischte den Kerl an:

— Maul halten. Nach dem Rennen kriegen Sie Ihr paar Kröten!

Das Publikum war zu sehr mit dem Wetten und dem Beginn des Rennens beschäftigt. Niemand achtete auf die

beiden. Es war höchste Zeit für Christi; denn die übrigen Reiter kamen schon vom Sattelplatze her durch die neugierig Pferde und Reiter bestaunende Menge langsam geritten, um auf das Geläuf zu gehen.

Christi ließ sich abwiegen.

Der Trainer, der auch seit der Herbstkampagne Mister Blacks Pferde mit trainierte, weil Herr Jaenicke behauptete, von dem bisherigen mit Futterabrechnung betrogen worden zu sein, war ernstlich böse:

— Herr Leutnant, Sie müssen früher da sein, det jeht nich so im letzten Momang, die Stute is schon janz naß, weil die anderen fort sind.

Christi brummte etwas, schwang sich in den Sattel, nahm die Reitpeitsche zwischen die Zähne und schnallte unterwegs, während der Trainer die Stute auf einem Umwege direkt zum Start führte, noch die Bügel.

Von weitem sah er Käthe stehen. Er rief ihr zu:

— Ist's gemacht?

Sie antwortete:

— Ich wollte erst sicher wissen, daß du auch kämst. Ich laufe noch schnell hin.

— Aber dann fix — brummte er nervös, während Käthe scheinbar eilig davon lief zum Totalisator, aber schon hinter der Tribüne, wo sie außer Sehweite war, ihren Gang verkürzte. Immer langsamer schritt sie, überlegend, was sie thun sollte. Schließlich blickte sie sich um — sie war allein, denn das Publikum war schon zu den Tribünen und an die Bahn geströmt — nahm schnell die Kassenscheine, die sie in das Rennprogramm eingewickelt in der Hand gehalten, und steckte sie, statt sie an den Totalisator zu tragen, indem sie mit zitternden Fingern ihr Kleid öffnete, in's Korsett.

Es hatte ja doch keinen Zweck, das schöne Geld so zu verthun. Gewann Christi wirklich das Rennen, so wollte sie ihm einfach sagen, sie habe keine Zeit mehr gehabt zu setzen, und ihm die zweitausendfünfhundert Mark zurückgegeben. Gewann er es nicht, so behielt sie das Geld. Er hätte es ja doch verwettet. Der Totalisator sollte es wenigstens nicht schlucken. Sie konnte es besser gebrauchen und mußte auch an sich denken, sonst ging es ihr noch mal mit Christi wie mit ihrem „ersten Mann". Und so jung war sie nicht mehr, daß sie sich hätte auf die dritte Ehe einlassen können.

Übrigens gewann er es keinesfalls, das hatte ihr das alte Weib, die Tiptante gesagt, der sie in Unverständnis und Aberglauben mehr Wissen zutraute, als Christi und seinem Trainer zusammen.

Von der Tribüne aus konnte man mit bloßem Auge den Haufen Pferde erkennen drüben am Start, um aber auch die Reiter feststellen zu können, mußte man das Glas zu Hilfe nehmen, wie der Poltzer, der endlich seinen längst gehegten Plan ausgeführt, Christi einmal reiten zu sehen.

Er war ganz allein gekommen, ohne irgend jemandem etwas zu sagen. Zum Hinausfahren hatte er die Stadtbahn benutzt und war das letzte Stück zu Fuß gegangen, denn ein Mann, der nun schon zwei Söhne bei der Kavallerie hatte, einen im Kadettenkorps und eine Tochter zu verheiraten, konnte sich nicht für zehn Mark eine Droschke erster Güte leisten, wie Christi.

Der Poltzer war sparsam geworden, für seine Kinder. Das machte sich noch mehr als früher auch in seinem Äußeren bemerklich. Er trug einen grauen Anzug von der Farbe Pfeffer und Salz, der ihn durch Schnitt wie Farbe dicker erscheinen ließ, als er war. Das ging noch, aber fürchterlich

war die Krawatte, eine fertig gebundene aus schwarzem Rips, die oben durch den Kragen blankgescheuert war, sodaß einzelne Franzen und Fäden abstanden. Das Entsetzlichste war jedoch seine Kopfbedeckung, ein ehemals grünes Jägerhütchen; bei einem Älpler oder Jäger mit seinem verschossenen Farbenspiel recht malerisch, aber mit seinem schmalen Rand auf dem Schädel des gewaltigen Mannes, einem zu kleinem Deckel auf großer Schachtel gleichend.

Und der Regenschirm! Statt des dünnen, seidenen, schlanken Stäbchens, das der Poltzer einst in jüngeren Jahren getragen, ein dickes Wollpaket, unförmlich, liederlich gerollt und sein Alter verratend, indem man auf dem Stoff Striche sah von Sonne, Staub, langem Zusammengerolltstehen, und Streifen, die durch die jetzige wulstartige Packung dem Regendach das Aussehen gaben, als wäre der Stoff in vergangenen Zeiten einmal schottisch gewesen.

Der Poltzer setzte das Glas ab. Er war nie ein Freund von solchen Dingern gewesen, und hatte immer behauptet, er sähe besser mit bloßem Auge. Seinen Christi hatte er erkannt, das genügte. Seinen Christi erkannte er auf tausend Schritt unter tausend Menschen heraus. Solch eine Figur, so was Vornehmes hatte doch kein anderer. Ein echter Eysen! Und was ihn beruhigte und sogar erhob, war, daß er doch nun vernünftig geworden war. Jugend hat keine Tugend. Aber jetzt war er ganz anders, über die Gefahr, über den Berg hinaus. Da er so viel Rennen gewann, mußte er ein schönes Stück Geld gut machen, die Ehrenpreise dazu.

Da klang die Glocke, der Ablauf war geglückt, und der Poltzer drängte sich vor an die Einfassung der Bahn, denn im nächsten Augenblick mußten die Pferde dahergebraust kommen. Vor ihm standen einige Halbweltlerinnen mit mehreren Herren,

die unausgesetzt scheinbar sehr tiefsinnige, sehr bestimmte, sehr fachmännische Bemerkungen machten, in Wirklichkeit aber keinen Schimmer hatten. Sie nahmen den ganzen Platz weg.

Doch dem Poltzer war das einerlei. Er wollte Christi sehen. Und mit seiner ganzen Breite trat er, als sich eine Lücke zwischen der Gesellschaft zeigte, in die Bresche.

Eine Dame, der er dabei auf den Fuß getreten rief laut:

— Au!

Aber der Poltzer that nicht dergleichen. Er bemerkte es auch nicht, und in der allgemeinen Erregung achtete niemand darauf. Christis Aloë lag mitten im Haufen der die Hecke anziehenden Pferde, die so eng aneinandergepreßt hinschossen, daß man jeden Augenblick einen Zusammenstoß fürchten mußte.

Zwischen einem roten Husaren und einem weißen Ulanen erkannte er Christi. Im Augenblick des Sprunges glitzerte sein Einglas. Als sie nach dem Sprunge landeten, duckten sich die Reiter scheinbar zusammen in einer fast gleichmäßigen Bewegung, und der Poltzer, hochrot vor Vaterfreude, sagte laut:

— Aloë macht's!

Nun kam gleich der eigentliche Tribünensprung: Hecke und Wassergraben. Aloë sprang unnötig hoch, sodaß sie viel zu viel aus sich herausnahm, und beim Landen knickte sie ein klein wenig zusammen, aber Christi hatte sie fest in der Hand, und es sah aus, als ob der Reiter seinen Gaul trüge, ihn aufrichte, wieder auf die Beine brächte, wonach er dem schon ein paar Längen enteilten Felde folgte.

Dem Poltzer war beklommen zu Mut gewesen.

Er hielt den Atem an für seinen Sohn und machte der Anspannung seiner Nerven, wie seiner Freude und Bewunderung Luft, indem er — dieses Mal aber ganz laut — rief:

— Bravo Christi!

Die Gesellschaft, durch die er sich gedrängt, schaute ihn erstaunt an, — dann wechselten sie Blicke und lächelten. Der Poltzer aber wandte sich um, zu sehen, welchen Eindruck der brillante Sprung seines Sohnes gemacht. Niemand schien sonderlich darauf zu achten, sondern man verfolgte nur eifrig die weitere Fahrt der Pferde.

Besonders hatte der Poltzer nach der Klubtribüne geblickt, wo Graf und Gräfin Eysen neben dem prinzlichen Paar Bruck-Bruckstein standen. Eva in wundervoller Herbsttoilette mit schmalem Pelzkragen, der ihr lose um die Schultern hing. Ihre schlanke, schöne Figur hob sich von allen anderen ab. Sie schaute etwas ernst aus, ein Gesicht, dem man kein Staunen, keine Erregung ansah, als gäbe es nichts mehr auf der Welt, das sie in Verwunderung setzen könne.

Das gräflich Eysensche Paar war dieses Jahr besonders auf der Höhe. Sie hatten schon früher eine hervorragende Stellung in der Gesellschaft gehabt, aber noch nie war ihr Übergewicht, ihre Bedeutung so in den Vordergrund getreten wie jetzt.

Es war ihre große Zeit. Alles hatte sich vereinigt, ihre Stellung zu schaffen: Evas noch immer auffallende Schönheit und Liebenswürdigkeit, die gerade dieses Jahr ihren Höhepunkt erreichende Freundschaft mit dem Bruckschen Paare, die ohne einander kaum zu denken waren, eine Reihe von besonders gelungenen und von der Crême der Crême besuchten Festlichkeiten im Palais am Pariser Platz.

Sie waren mit Prinz und Prinzessin Bruck auf jedem Rennen gewesen, bei jeder sportlichen Unternehmung, sodaß sich ohne diese vier vornehmen, eleganten Menschen eine Veranstaltung dieser Art kaum mehr denken ließ. Und sie hatten ihren Ehrgeiz geradezu darin gesucht, auch bei solchem Wetter zu erscheinen, bei dem sonst jeder, der nicht selbst ritt, Pferde

laufen ließ, oder nur fürs Wetten lebte, vernünftiger Weise zu Hause blieb.

Das hatte ihnen in den Sportblättern Lob und Beifall eingetragen. Sie wurden zum „Häuflein der Getreuen" gezählt, und eine stehende Wendung hieß: „Wir bemerkten vor allem das von echtem Sportgeist durchdrungene prinzlich Bruckſche und gräflich Eysensche Paar." Man nannte Eva „die schöne Gräfin Eysen", man sprach von der „vornehmen Figur der Gräfin Leo Eysen" die „nie fehlt, ohne die sich das Gesamtbild" nicht mehr denken ließe.

Wenn sie einmal morgens zum Training auf fünfzehn Minuten draußen in Westend gewesen, so wurde daraus eine Notiz gemacht, aus welcher der gewöhnliche Leser die Anschauung gewinnen mußte, als gäbe sie womöglich den Trainern und Herren Rat, wie sie zu arbeiten hätten.

Eysens thaten, als wäre ihnen dieses fortwährende Herumzerren ihrer Person in den Blättern sehr fatal, während es doch bloß Evas Eitelkeit schmeichelte.

Sie machten auch alles, um auf der Höhe zu sein. Noch nie, selbst in ganz jugendlicher Zeit hatte Eva für ihre Toiletten solche Summen ausgegeben. Sie war zu einer Pariser Schneiderin, die sich Unter den Linden etabliert, übergegangen, weil die Frau eines französischen Botschaftsrats, wie sie gehört, von ihr gesagt: „Elle n'est pas mal, cette comtesse d'Ezenn, mais ça sent à dix pas l'Allemande!" Dieses „ça" hatte ihr schwere Stunden bereitet.

Auch Graf Leo that seinerseits alles, auf der Höhe zu sein. Der Stall war wirklich erster Klasse, von seiner Anspannung, seinen Wagen, der Art, wie er sein Stallpersonal herausbrachte — allerdings fast das einzige, was ihn interessierte — konnte man lernen.

So war er auch zum Rennen in einem Viererzug vor einer Coach gekommen, die er erst diesen Herbst um eine ganz bedeutende Summe aus England bezogen.

Alles trug dieser Eleganz, dieser ganzen Strömung Rechnung. Man umdrängte das Eysensche Paar, die jungen Offiziere auf dem Rennen ließen sich vor allem Gräfin Eysen vorstellen, die jedem mit der ihr eigenen, jedes Mal wieder eintretenden Verlegenheit die Hand schüttelte, ohne etwas zu reden zu wissen. Das fiel den Leuten aber nicht auf, sondern jeder der Herren war gewissermaßen erleichtert, erfreut, stolz, in einem Gefühl der Genugthuung und gethaner Pflicht, wenn er Evas Bekanntschaft gemacht oder sie begrüßt.

Man mußte sie kennen, grüßen und sehen. Sehen, denn sie fiel auf durch ihre Figur und Schönheit, und wie eine Überlieferung wußte es einer vom anderen: Gräfin Eysen mußte man seine Reverenz machen. Nur wenige selbständige Naturen wagten es, ohne sie auszukommen. Und nur wenige gestanden sich: „Sie ist eigentlich dumm und langweilig, und ihr Mann nicht minder! Was ist nun im Grunde genommen an diesem Paar?“

Der Poltzer hatte ihnen von unten beim Beginn des Rennens zugewinkt, aber sie mochten es nicht gesehen oder ihn nicht erkannt haben, kurz Eva hatte mit der Prinzessin weitergesprochen, ohne sich um den hochgeschwungenen, alten Jägerfilz ihres Vetters Ernst zu kümmern.

Der Poltzer sagte sich „dann nich!“ und machte keinen Versuch weiter, sich den Verwandten bemerkbar zu machen. Er konnte manchmal leicht gekränkt sein, ein Rückstand aus seiner Kinderzeit, in der er einige Jahre hindurch ein übelnehmischer Junge gewesen. Später hatte sich das verloren. In solchen Augenblicken kam es wieder zum Durchbruch.

Dazu konnte er es Eva und ihrem Manne immer noch nicht vergessen, daß sie sie zur Zeit ihres Winteraufenthaltes in der „Reitbahn“ eigentlich schlecht behandelt hatten.

Aber das vermochte sein Vaterstolz doch nicht über sich zu gewinnen, statt sie nun mit Verachtung zu strafen, sich dennoch immerfort nach der Klubtribüne umzublicken, was sie wohl zum Ritte seines Christi für ein Gesicht machten. Sie sahen ohne eine Miene zu verziehen mit dem Opernglase hinüber, wo die Offiziere schon zu langer Kette auseinandergezogen in windender Fahrt über die Hindernisse dahinbrausten.

Christi lag etwa in der Mitte. Er ritt seine Aloë mit größter Ruhe, suchte möglichst wenig aus ihr herauszunehmen und ließ die anderen durch die Führung sich anstrengen und auspumpen. Aber er hatte ein unangenehmes Gefühl bei seinem Ritt. Etwas wie Nerven, die er sonst nie gespürt.

Das machte die verfluchte Wette, das verdammte Geld. Es störte ihn. Er mußte unausgesetzt daran denken. Statt auf jeden Meter Weges zu achten, statt sein Pferd zu schätzen, zu fühlen, statt die übrigen im Auge zu behalten, wie frisch sie noch wären, um daraus seine Taktik abzuleiten, dachte er immerfort an die zweitausendfünfhundert Mark, die auf Aloës Sieg am Totalisator standen.

Er war so damit beschäftigt, daß er es gar nicht gemerkt haben würde, wenn die Führenden sich etwa verritten hätten, und er ruhig die falsche Bahn mitgeritten wäre.

Unausgesetzt ging es ihm im Kopf herum: war es richtig dies Geld zu wagen? Eigentlich glaubte er jetzt selbst nicht mehr an den Sieg, und während er es dachte, ließ er unwillkürlich die Zügelanlehnung lockerer werden und gab dann einen Pull, sodaß Aloë plötzlich ein paar Längen zurückfiel.

Er war wie geistesabwesend und merkte jetzt mit Schrecken,

was er gethan. Nein, er mußte vorwärts, er mußte wenigstens alles versuchen, sein Geld zu retten. Und er bemühte sich, an das verdammte Geld nicht mehr zu denken. Ein paar Augenblicke ging es, er nahm seinen Gaul zwischen Zügel und Schenkel gerade noch rechtzeitig, daß die Aloë, die, wenn sie nicht den Willen des Reiters fühlte, leicht ausbrach, über den oberen Wassergraben kam, den sie um ein Haar hätte links liegen lassen.

Doch da kehrten Christis Gedanken wie unter Nervenzwang wieder zum Gelde zurück. Er überdachte die Summen, die er schuldig war. Der Dränger von vorhin stand vor ihm, der gedroht, den Kommandeur zu benachrichtigen. Er fing an zu rechnen, an Schiebungen zu denken, zu überlegen, wer hinzuhalten wäre, wen er unbedingt zu bezahlen hätte. Auf jeden Fall galt es, die zweitausendfünfhundert Mark, die er von einem Rittmeister eben vor dem Rennen geborgt, nachher zurückzuerstatten. Der hatte vorhin ein Pferd verkauft, wollte nach dem heutigen Tage sofort nach Frankfurt am Main zum Rennen, und mußte das Geld mitnehmen.

Aber wenn er das Rennen jetzt nicht gewann, wo sollte er das Geld hernehmen? Und seines älteren Kameraden Gesicht stand vor ihm, wie er ihm die zweitausendfünfhundert Mark gegeben mit den Worten:

— Also ich verlasse mich auf Sie, ich bekomme es in einer halben Stunde zurück. Ihr Wort?

— Mein Wort! — hatte Christi gesagt und ihm die Hand gegeben.

Wenn er nicht gewann, war das Geld hin, und er konnte ja das Rennen gar nicht gewinnen.

Der Gedanke machte seinen Spielerbetrachtungen plötzlich wieder Mut! Zwanzigfaches Geld! Luftschlösser bauten sich

auf: er hatte fünfzigtausend Mark in der Hand! Fünfzigtausend Mark, damit war er gerettet. Dann wollte er vernünftig sein und Rechnung führen, einen regelrechten Rennbetrieb beginnen ohne Pferdewechsel und -Verkauf, ohne unausgesetzte Angst, es möchte einer drängen und sein Geld haben wollen, eine Angst, die schließlich doch die Nerven verdarb, sodaß man schlecht ritt und nichts gewann, was die Geldwut wieder erhöhte. Circulus vitiosus!

Schlecht ritt. Er ritt ja schlecht jetzt. Er durfte an nichts anderes denken, wie an seinen Ritt, wie an den Gewinn. Aber . . . nein . . . nein. Aloë gab nichts mehr her. Sie ging schon in Nöten, während die beiden anderen Tiere vor ihm noch frisch zu sein schienen. Der Rest war freilich geschlagen. Die Übrigen waren nirgends, noch gar nicht einmal über die letzte Anhöhe gekommen, nun wo es dem Ende zuging. Doch Aloë hatte nicht mehr mitzusprechen. Die beiden vor ihm, ein Husar und ein Kürassier, machten den Sieg untereinander aus.

Der dritte Platz aber konnte ihm gar nichts nützen, die dreihundert Mark, die aus den Einsätzen das dritte Pferd erhielt, waren für ihn in seiner Lage einfach Dreck.

So ritt er denn auf Tod und Leben. Die Peitsche half nichts. Die Stute vertrug sie nicht, sie brach höchstens seitwärts darunter fort. Also gab er die Sporen. Taktmäßig mit schiebendem Gesäß, die Zügel raffend und streckend, stieß er sie dem Tiere in die Flanken. Jetzt dachte er nicht mehr an das verfluchte Geld, sondern nur noch an den Sieg.

Es kam noch die Einlaufshürde. Aber die galt nicht, die durfte man gar nicht sehen. Und er pullte nicht auf, er ritt, als wäre sie nicht vorhanden. Zoll um Zoll rang er den beiden Gegnern vor ihm ab. Jetzt waren sie nur noch einige Längen

entfernt, und Kopf an Kopf hoben sich die beiden führenden Pferde zum Sprung.

Christi kümmerte sich um nichts mehr als um sein Pferd. Er ritt so gut, wie er nur jemals in seinem Leben einen Gaul dem Ziele zugesteuert.

Da plötzlich war es ihm, als sähe er die weiße Mütze zur Seite fliegen. Ein paar Pferdebeine zeichneten sich hoch in der Luft scharf vom Himmel ab. Christi hatte nur die dunkle Ahnung: einer ist gefallen. Er dachte sich nichts dabei, er that nichts, er blieb in derselben Fahrt. Nur sah er mit einem Mal wie ein Blitzbild der Tausendstel Bruchteile einer Sekunde irgendwo die rote Attila. Rot auf Grünbraun. Auf der Grasnarbe.

Er wußte: sie sind beide gefallen. Wie ein Blitz fuhr es ihm in die Seele: nun Vorsicht, nun alles zusammennehmen, die Stute beim Kopf packen. Nicht fallen. Du hast das Rennen in der Tasche.

Es war ihm, als hörte er von der nahen Tribüne ein Brausen. Oder sauste es ihm in den Ohren? Er wußte gar nicht was eigentlich los sei. Ihm war schwarz vor den Augen. Der Kopf schmerzte und seine Hand.

Im nächsten Moment sah er Alois neben sich. Er lag am Boden. Die Zügel hielt er noch krampfhaft fest. Die Stute trabte. Er lag auf dem Rücken und wurde über die Bahn geschleift, doch nur langsam, wie eine gemütliche Schlittenfahrt.

Da hörte er Rufen und unterschied etwas wie:

— Herr Leutnant, vorwärts, aufsitzen!

Mit aller Kraft richtete er sich auf. Taumelte. Blickte die Bahn zum Ziel hinauf. Hörte nur lautes Rufen. Eine dunkle Ahnung kam ihm: sie waren alle drei gefallen. Nur

wußte er nicht wieviel Zeit vorüber. Waren die anderen schon durchs Ziel?

Da sah er ein paar Meter entfernt die rote Attila liegen. Plötzlich, wenn auch immer noch in halbem Dusel, raffte er sich auf und wälzte sich auf die unruhig hin und hertretende Stute. Jemand hielt sie. Er bekam von irgendwoher die Zügel.

Und es ging wieder fort: Er war sich nicht klar, was er eigentlich für ein Tier ritt. Nur vorwärts, vorwärts. Drum wollte er die Peitsche nehmen. Sie fehlte. Zu seinem Glück. Er fühlte, daß er keine Mütze aufhatte. Alles das überlegte er noch während er ritt. Zwar nicht energisch, denn Kopf, Hand und Fuß thaten ihm weh, und er war so erschöpft, daß er nur mit zitternden Knieen den Schluß gewann.

Doch er sah kein anderes Pferd vor sich. Und nun hörte er vom zweiten Platz Brüllen und Schreien und von den Tribünen her ein ohrbetäubendes Getöse, wie ein Orkan, ein Trampeln und Rollen und Dröhnen und Treten, ein Bravorufen, ein Geheul, wie er es nur bei Siegesritten kannte.

Aloë schoß durchs Ziel und kanterte noch eine Strecke weit, bis es ihm gelang, sie zu parieren, während links hinter ihm, von Tribünen, Sattelplatz und nun sogar von den Droschken herüber das Rufen gar kein Ende nahm.

Beim Übergang in Trab wäre Christi beinahe aus dem Sattel gekommen, so schwach fühlte er sich.

Er wendete und ritt zurück. Er wußte noch immer nicht was geschehen und ahnte es erst, als ihm plötzlich völlig ausgepumpt in weiten Abständen die Tiere durchs Ziel entgegenkamen, die hinter ihm gelegen.

Der Trainer lief herbei, Aloë zu führen:

— Na, da haben wir aber Dusel gehabt!

— Was denn? — fragte Christi.

— Die Aloë hat doch das Rennen jewonnen!

Christis Augen leuchteten. Eine unbändige Freude zog in sein Herz. Etwas wie Erlösung und Rettung. Etwas wie ein namenloses Glück, wie es dem Menschen nur einmal im Leben begegnet und auch nur wenigen Auserwählten. Ein Glück, das einen überrieselt wie ein Fieber, das einem Schauer über den Leib laufen läßt. Ein Glück, das ein Gefühl erzeugt, als stiege alles Blut zu Kopf, als müsse man in Ohnmacht wie vom Schlage getroffen zu Boden fallen.

Christi rief nur laut, es klang mehr wie ein Stöhnen:

— Gott sei Dank!

Nun ließ er sich ganz gehen in seinem Glückstaumel. Nun atmete er tief die frische und doch noch warme Herbstluft in die Lungen. Das Rufen und die Aufregung, das Bravo, das Summen und Surren, das von der Tribüne herüberklang, schallte ihm in den Ohren wie Lorbeerrauschen, wie der Siegesgruß des Volkes von Olympia.

In diesem Augenblick dachte er nur an seinen Erfolg, nicht an das verfluchte, niederträchtige, gemeine Geld. Er hatte einen Augenblick etwas wie Verachtung dafür. Es blitzte ihm durchs Hirn: wenn ich doch umsonst reiten könnte, ohne Preis, nur für die Ehre. Er vergaß Schulden und Geldnot, alles in dem Siegesbewußtsein, das ihn reinwusch von all dem Schmutz der Wucherer und Geldschinder, Erpresser und Halsabschneider.

In ihm regte sich der Kavallerist, der reiterliche Ehren gewonnen, der Offizier, der gekämpft, der Mut, Kraft, Entschluß, Geschicklichkeit gezeigt, wie es sein Rock verlangte als Friedensleistung und Schule zum Kriege.

Die Musik spielte einen Tusch als Christi zurückritt, durch

die Menge zur Wage. Er erfuhr unterwegs, was geschehen, daß die beiden anderen vor ihm gestürzt und er über sie hinweg. Daß er sich wieder erhoben und weitergeritten, dem Kürassier dagegen sein Pferd entlaufen und der Husar lange Zeit gebraucht, wieder zu sich zu kommen.

Während man ihm erzählte, kam plötzlich der Poltzer durch die Menge. Er schwenkte schon von weitem den Hut, schob die Leute einfach beiseite und rief in seiner Herzensfreude fast noch lauter als sonst:

— Bravo Christi! Bravo! Det hast jroßartig jemacht.

Christi blickte hinüber und reichte vom Pferde herab, dem Vater die Hand, die der Poltzer gar nicht loslassen wollte. Er schritt neben ihm her und erzählte, nachdem der junge Offizier ihn erstaunt gefragt, wie er denn heute herkomme:

— Ich habe dir doch immer jesagt, daß ich dich reiten sehen wollte, Christi. Und nu habe ick noch den Dusel entwickelt, daß du uns einen Ritt vorjemacht hast wie so'n Tartar oder 'n Kosack weiß der Deubel. Ja, ja, du hast wat jelernt. Hast dir doch nich weh jethan? Blut jeschwitzt hab' ich doch wie dein Gaul roulierte und du Kobolz jingst, aber wir Eysen haben eben 'n eisernen Kopp. Ha . . ha . . ha . .

Dabei klatschte er dem Sohn mit der mächtigen Faust auf den Oberschenkel, eiligst schreitend, denn die Stute hatte einen langen, weiten Vollblüterschritt.

Aber da wurde der Poltzer zur Seite gedrängt und mußte mit einem Male zurückbleiben. Ein dicker Kerl mit glattrasiertem Kopf und drei Fettwulsten im Nacken, auf denen der Schädel aufzusitzen schien, hatte sich dazwischengeschoben und lief nun neben dem Tiere her, dem er ein paar Mal auf die Schulter klatschte, als wäre er hier die Hauptperson, als habe eigentlich er das Rennen geritten und gewonnen.

Sofort schloß sich die Menge hinter dem davonschreitenden Gaule, und der Poltzer mußte zurückbleiben trotz aller seiner Bemühungen und obgleich er laut schimpfte. Er war bald in der erregt wie ein Bienenschwarm, schwatzend, zankend, drängend, neugierig hin und herschiebenden Menschenflut verschwunden.

Auf der Klubtribüne standen die Mitglieder gedrängt an der Seite, an der Aloë vorüberkam. Vorn an der Brüstung Gräfin Eysen. Sie betrachtete den jungen Namensvetter und Verwandten durch ihr Schildpattlorgnon, dessen zwei Fenstergläser das Sehen kaum störten, und lächelte ihm zu.

Jetzt verleugneten sie die Verwandtschaft nicht, die ihnen sympathisch war, denn der junge Offizier ritt von Rennen zu Rennen besser und machte eine sehr gute Figur, sodaß sie ihm in der letzten Zeit schon öfters zur Rückfahrt nach Berlin einen Platz auf ihrer Coach angeboten. Freilich bisher ohne Erfolg, da Christi meist von Mister Black, Herrn Jaenicke, im Trabergespann mitgenommen wurde.

Christi fühlte sich wie zerschlagen, aber er kam leicht darüber hinweg im Glückstaumel des Tages. Mister Black, der Dicke, mit dem glattrasierten Kopf und den drei Fettschichten, hatte ihn nach dem Rennen zum Diner eingeladen. Jetzt trennten sie sich. Herr Jaenicke wettete nie am Totalisator, sondern immer bei bestimmten Buchmachern. Jetzt wollte er sein Geld einziehen gehen, eine bedeutende Summe, denn er hatte trotz des dringenden Abratens des Trainers, der Aloë nur einen „Platz" zugesprochen, einen großen Coup auf sein Pferd geklotzt.

Nachdem sich der junge Offizier langsam umgezogen — er hatte Zeit, da ihm das letzte Rennen, eine Jockey-Konkurrenz, gleichgiltig war — erkundigte er sich sofort, wievielfaches Geld es auf Aloë gäbe.

Von hinten antwortete der kleine, krummbeinige Kerl, der gedroht, ihn dem Kommandeur anzuzeigen:

— Einhundertsechsundachtzig für zehn Herr Leutnant. Riesenquote was?

Christi fuhr herum. Die Freude glänzte aus seinen Augen bei der Botschaft, obwohl sie von dieser Seite kam. Aber sofort veränderte sich sein Gesicht und nahm einen verächtlichen Ausdruck an:

— Erwarten Sie mich nach diesem Rennen an der Auszahlungsstelle. Sie sollen Ihr Geld haben!

Der Kerl wandte sich wie ein Ohrwurm und behauptete nun plötzlich, so habe er es gar nicht gemeint, es habe nicht die mindeste Eile.

Christi ging weiter. Er wollte sofort Käthe suchen. Wo er sie sprach, war ihm gleich, in seinem Glückstaumel. Schnell mußte er die Totalisatortickets haben. Er mußte sie in Händen fühlen, sie, die ihn retteten, die ein Vermögen bedeuteten. Wie er sich mit zitternden Händen auf dem Rennprogramm ausgerechnet, gegen sechsundvierzigtausend Mark! Er meinte am Büffet unter der Tribüne würde er Käthe finden.

Unterwegs wurde er noch mehrmals aufgehalten. Man beglückwünschte ihn. Zwei Herren, einer der wie ein Cafékellner ausschaute, der andere, in seinem Äußeren durchaus Gentleman, baten dringend, der Kellner energisch, der andere sehr artig, um Geld.

Er sagte es ihnen zu und beorderte sie an die Stelle, wohin er den ersten bestellt.

„Räuberbande! Daß man mit solchem Gesindel arbeiten muß!" — dachte er sich, und ging weiter, träumend von den kleinen Papptäfelchen, die sein Leben wieder ins Gleichgewicht bringen sollten.

Richtig, am Büffet sah er Käthe im Gespräch mit einigen Herren, die sie verließen, sobald er nahte. Er faßte ihre Hand und zog das Mädchen hinter einen Thürflügel des fast menschenverlassenen Buffetraumes, denn das letzte Rennen war schon abgeläutet.

Sie war bleich und sagte sofort:

— Gott sei Dank, daß der Sturz gut abgelaufen ist!

Er schüttelte den Kopf:

— Das ist ja ganz wurscht. — Gieb mir die Tickets.

— Ich . . . habe keine . . .

— Was denn? Die Totalisatorkarte. Nummer sechs. Aloë . . .

— Ja . . . ich konnte nicht mehr setzen.

— Was?

Sie streckte ihm das Geld entgegen:

— Hier sind die zweitausendfünfhundert zurück.

Er zitterte am ganzen Leibe und herrschte sie in gedämpftem Tone an:

— Du . . . du hast nicht gesetzt?

— Nein . . .

— Ja bist du denn ganz von Gott verlassen!

— Es war keine Zeit mehr.

— Keine . . . Zeit . . . du . . . du . . .

Er war so außer sich, daß er die rechte Faust erhob, als wollte er sie schlagen. Sie wich ganz in den Thürwinkel zurück und hielt abwehrend die erhobenen Hände vor's Gesicht. Aber er ließ die behandschuhte Rechte wieder sinken und stotterte bloß:

— Sechsundvierzigtausend Mark . . .

Sie antwortete entsetzt:

— Das kann doch nicht . .

— Ich sage sechsundvierzigtausend Mark. Einhundertsechsundachtzig für zehn. . . . Das hast du gethan . . . . du . . . . du . . . .

— Ich wollte doch . . .

— Du . . . du . . . Biest . . .

Er war aschfahl. In dem verstörten Gesicht glänzte und spiegelte das Einglas, zitterte, drohte herabzufallen und zeigte dahinter ein starres Auge, aus dem das Entsetzen sprach.

Da hörte er eine Stimme:

— Ah, Herr von Eysen . . . ich suche Sie schon . . . ich muß möglichst fort, ehe die ganzen Wagen in Bewegung sind, sonst erreiche ich den Frankfurter Kurierzug nicht mehr . .

Der Rittmeister, von dem er das Geld geborgt, stand vor ihm. Christi riß dem Mädchen die Banknoten aus der Hand und gab sie dem andern mit zitternden Fingern:

— Ich . . . ich hätte sie gar nicht gebraucht . . . sehr vielen Dank, Herr Rittmeister . . .

Er lächelte wieder und ließ das Einglas fallen. Dann drückten sie sich die Hand, und der andere eilte fort. Christi drehte sich wieder herum. Die Ecke, in der Käthe gestanden, war leer. Sie war entflohen.

Wie rasend stürmte er davon, um den Geldleihern zu entgehen. Er befand sich in derartiger Erregung, daß er nicht einmal daran dachte, den Vater noch einmal zu sehen. Er fragte nicht nach dem Trainer. Er kümmerte sich um nichts mehr, sondern eilte nur zu Herrn Jaenickes Wagen, dem Kutscher zu sagen, er würde draußen auf der Spandauer Straße, vor dem Rennplatze einsteigen. Dann entfloh er, die Hände in den Taschen des Mantels, mit über den Kies nachschleppendem Säbel, der ihm ein paar Mal zwischen die Beine fuhr, daß er fast gefallen wäre.

Eine Menge Menschen drängten gleich ihm davon, um vor dem allgemeinen Aufbruch die Wagen zu erreichen. Knirschend im Sand waren schon die ersten Equipagen an der Klubtribüne vorgefahren. Dort blieb noch alles still, bis mit einem Mal das Publikum von allen Seiten herbeiströmte, eilend, schwatzend, lachend. Ein paar riefen sich laut zu, wo sie sich treffen wollten. Die ersten Gefährte rollten bereits davon. Die Schutzmannschaft zeigte sich, ordnete die Abfahrt, rief, ließ halten, winkte zur Weiterfahrt.

Die Wagen schienen unentwirrbar zusammengeballt, aber hier löste sich einer heraus, dort ward einer frei, und der Knäuel wickelte sich ruhig auseinander, wenn sich auch hier und da ein paar Kutscher anbrüllten und einander mit Anzeige und Peitschenhieb drohten.

In einem Nu war die ganze Straße überschwemmt mit Fußgängern, die zum Teil Trab liefen, den Omnibus oder den nahen Stadtbahnzug zu erreichen. Einzelne irrten umher, suchten und riefen die Droschkennummern. Jungen, barfuß, richtige Berliner Göhren, rannten den Weg auf und ab und brüllten gleichfalls die Nummer einer Droschke hinaus, zu der sie dann den Suchenden führten, um sich einen Groschen zu verdienen.

Durch das Gewirr und Gewimmel jagten dann die Wagen davon.

Christi wartete auf Mister Black, dessen Traber-Rappengespann in dem Augenblick erschien, als die Hornstöße der gräflich Eysenschen Coach tönten. Sie fuhr vorüber, tadellos, eine Augenweide. Das Gespann lenkte Graf Eysen, mager, schlank, vornehm, in grauem Gehrock und grauem Cylinder. — Das Deck saß voll Herren und Damen: Eva, Prinz und Prinzessin Bruck-Bruckstein, ein englischer Attaché, der diesen

Winter Mode war, weil er sich grundsätzlich nicht vorstellen ließ, was man für riesig smart hielt, endlich einige Kavallerieoffiziere und deren Frauen.

Als Christi neben dem dicken Herren Jaenicke im Wagen saß, ihm gegenüber zwei Bekannte des Rennstallbesitzers, die der junge Offizier nicht kannte, und die äußerlich ganz annehmbar aussahen, rief der Schlachter-Sportsman dem Kutscher zu:

— Nu man los, aber etwas dalli!

Die Traber brausten davon, mit einer Knieaktion, als wollten sie einen Rekord aufstellen, daß die langen Fasanenschweife hinter ihnen drein wehten und der Wagen ab und zu an einer Biegung geschleudert ward, als wären die Räder Schlittenkufen.

Sie erreichten, was der Dicke gewünscht: sie überholten die Eysensche Coach, die in Haltung gefahren ward, zu vornehmem Vergnügen, nicht um andere zu übertrumpfen: meine Pferde sind noch schneller, kosten aber auch fünftausend Mark, ich kann mir so was leisten!

Als sie vorbeihetzten, nahm Herr Jaenicke vertraulich Christi beim Arm, damit die oben auf der Coach sehen sollten, wie er, Heinrich Jaenicke aus der Stallschreiberstraße, Engrosschlächter a. D., eng befreundet sei mit dem Freiherrn von Eysen und Ley, Leutnant im Dragonerregiment von Oertzen. Dabei sah er mit keinem Blick hinüber: er wußte, sie wurden bemerkt.

Drüben aber auf der Coach sagte ein Ulanenmajor zu einem Rittmeister an seiner Seite:

— Eysen: alle Achtung. Der Mann kann reiten, aber daß er für so'n dunkeln Ehrenmann in den Sattel steigt.

Und der Rittmeister gab zurück:

— Dieser Mister Black — ich weiß nicht, wie der Kerl eigentlich wirklich heißt — mag ein ganz anständiger Mann sein, ich kenne ihn nicht — aber daß er mit Eysen so renommiert . . . denn das thut er doch . . . deswegen schon sollte Eysen abbauen . . .

Christi aber sauste mit den anderen der Stadt zu. Er fühlte sich wie vor den Kopf geschlagen. So eine Dummheit! Sonst hatte er doch immer mit Leichtigkeit noch einen von den Geldschusten gegen den anderen ausgespielt. Und heute! Er fühlte, daß es zu Ende ging. Der Boden versank ihm unter den Füßen.

Während der Wagenfahrt sprach er kein Wort. In sich versunken saß er brütend da, sodaß ihn schließlich der Rennmann fragte, was er denn habe. Er müsse doch guter Laune sein nach solch einem Gewinnritte.

— Was habe ich denn davon! — brummte Christi verächtlich.

— Den Sieg, die Ehre . . . . . das Rennen jewonnen.

Christi blickte ihn böse an. Er wußte, daß Herr Jaenicke bei ein paar großen Buchmachern hohe Wetten auf Aloë gehabt, auf sein Zureden, gegen die Ansicht des Trainers. Darum antwortete er:

— Für Sie ja.

— Na ja . . .

— Also . . .

— Ja wie meinen Sie denn das? Was meinen Sie denn damit?

Christi zuckte die Achseln, und sie maßen sich mit den Blicken.

Den ganzen Abend blieb Christi einsilbig und schlechter Laune. Es hatte sich eine größere Gesellschaft in dem Restau-

rant „Unter den Linden" zusammen gefunden, lauter Leute, die mittel- oder unmittelbar mit dem Rennsport zusammenhingen. Sein Benehmen fiel in der Menge nicht weiter auf. Man schob es auf Müdigkeit, Schmerzen vom Sturz und achtete nicht weiter darauf.

Es war Sonnabend, und Christi brauchte heute nicht nach Zossen zurück, so blieb er ruhig mit dem Rennmanne sitzen, während die anderen, je später es wurde, desto mehr einer nach dem anderen abbröckelten. Die einen wollten noch in ein Balllokal gehen, andere wußten, daß irgendwo eine kleine Bank gelegt würde, etliche mußten den Nacht- oder Frühzug benutzen, welche hatten sich verabredet, einzelne gingen nach Haus.

Fast alle hatten ein paar Gläser über den Durst getrunken. Christi wie Mister Black ebenfalls. Sie waren die letzten.

Es war spät in der Nacht, und draußen im Servierraum nickten die Kellner.

Da sprach Christi, indem er mit dem halbvollen Sektglase spielte:

— Hören Sie mal, ich muß mit Ihnen reden!

Herr Jaenicke legte sein fettes Gesicht, das purpurn angelaufen war und unter den kurzgeschorenen Borsten auf dem Schädel dem rosigen Körper einer Sau glich, in tausend Falten:

— Das wäre?

— Ich reite für Sie.

— Stimmt.

— Ich habe Ihnen schon manches Rennen gelandet.

— Ick komme Ihnen einen Janzen dafür, Christi . . .

Zum ersten Male nannte er ihn familiär Christi, und mit täppischer Gebärde wollte er ihn streicheln, während er das Glas hob.

Doch der junge Offizier wurde ganz kalt und ernst und seine Trunkenheit ward nur in einem leichten Vor- und Rückwärtsbewegen des Oberkörpers bemerklich, wie in der langsam schweren Art, mit der er hervorbrachte:

— Ich rede ganz im Ernst.

— Bitte! — meinte der andere und setzte sein Glas thöricht lächelnd ab. Christi fuhr fort:

— Sie haben heute durch meinen Rat und Ritt klotzige Summen gewonnen . . . und . . .

Aber in Herrn Jaenickes weinbethörtem Hirn stieg plötzlich eine Ahnung auf, als müsse er seinen Gewinn verleugnen, und er behauptete, es hätte sich gerade ausgeglichen, die Rennen vorher hätte er „unsinnig verloren". Doch Christi klemmte sein Einglas ein und sprach kalt:

— Pumpen Sie mir . . .

Er überlegte. Zuviel wollte er nicht verlangen, so sagte er nur:

— . . . Zwanzigtausend Mark . . .

— Habe ich jar nich . . .

Christi stand auf, stellte sich ihm gegenüber:

— Da . . . da in der Tasche . . .

Herr Jaenicke hatte sich gleichfalls erhoben, zuckte die Achseln und meinte bloß:

— Sie haben wohl zuviel getrunken. Wie komme ich dazu?

— Weil Sie ohne mich nicht ein Rennen gewonnen hätten.

— Wat? Ich?

— Sie haben doch nie in Ihrem Leben auf'm Gaul gesessen.

Christi hatte es mit vollster Verachtung gesagt, im Tone

dessen, der für den nichtskönnenden Kapitalisten das Geld verdient, mit einem Ausdruck, als gehöre für ihn der Nichtreiter zu einer tieferen Menschenklasse. Er wußte, daß der andere log, als er behauptet, kein Geld zu haben, und in die Empörung darüber hatte sich für ihn ein Gefühl gemischt, ähnlich dem des Arbeiters, der sich müht im Schweiße des Angesichts um geringen Lohn, für den Aktionär, der die Daumen dreht und den Kuli sich schinden läßt, ein Gefühl, das bei ihm, dem Offizier und Aristokraten, sonst nicht rege ward und nur heute erwachte, wo er keinen Ausweg mehr sah.

Der Rennmann fühlte, was Christi meinte. Wut, Trunkenheit und angeborene Roheit mischten sich mit dem schlummernden Instinkt des Parvenüs gegen den Alteingesessenen, den Adeligen, daß er brüllte:

— Ich brauche auch jar nich auf'n Gaul mein Leben zu riskieren. Wozu kann ick mir denn eenen Leutnant halten!

Das Standesgefühl, von den Vätern überkommen, im Blut der Eysen, wie in preußischer hundertjähriger Überlieferung, in der Erziehung beim Regiment, wie in Christis Sinn, ließ ihn alles verachten, seine Zukunft preisgeben, jede Vorsicht und Schonung vergessen. Es war ihm gleichgiltig, ob er vor die Hunde ging. Von diesem Kerl, für den er leider geritten, steckte er nichts ein. Er, der eben noch selbst das Geld erbettelt, hätte es in diesem Augenblick nicht geschenkt genommen, obwohl er wußte, daß er damit verspielt hatte und verloren war.

Und er warf dem Rennmann in's Gesicht:

— Damit er Ihnen sagt, was Sie sind . . .

Er war ganz nahe an Herrn Jaenicke herangetreten, starrte ihn drohend durch das Einglas an und blieb dicht vor ihm stehen, als wollte er ihn im nächsten Augenblick niederschlagen.

Der Dicke war feige. Was hatte nur der Leutnant, den er sonst um den Finger wickeln konnte, der doch immer liebenswürdig gewesen und der für ihn als Reiter eine Perle war. Nur nicht verderben mit ihm! Der verfluchte Wein, der war schuld.

Er versuchte zu lächeln, wollte die Hand heben, um Christi zu beruhigen, und stammelte:

— Na, ick mein's doch jar nich so .. Sein Se doch milde ..

Der Offizier hatte ein Schimpfwort auf der Zunge gehabt. Er hielt es zurück und sagte nur verächtlich zu dem verlegen und bange Dastehenden, das nach dem Gefühl dieses nervenstarken Reiters beleidigendste, das es gab:

— Sie haben wohl Angst?

Dann wandte er sich um und ließ den andern mit offenem Munde stehen.

Dem schlafenden Kellner draußen gab er ein paar Goldstücke, fast das Letzte, was er hatte:

— Mein Anteil. Sagen Sie dem Herrn, ich hätte für mich bezahlt.

Er trat Unter die Linden in die kühle Nachtluft hinaus. Sein Schicksal war entschieden. Hier konnte er nicht mehr bleiben.

In Blitzüberlegungen eines Augenblicks übersah er alles. Er mußte nach Poltze, dem Vater beichten. Aber er wußte es selbst: zu helfen war nicht mehr. Es brach zuviel über ihm zusammen.

Mit gewohnter Bewegung ließ er die Hand an der Knopfreihe des Überrockes herabgleiten, zu sehen, ob auch alle Knöpfe geschlossen seien. Dann gab er sich einen Ruck, um ganz stramm zu gehen. Er war ja in Uniform!

In Uniform! Vielleicht trug er sie zum letzten Mal.

## 13.

Am folgenden Tage kam Christi in Poltze an. Er begrüßte die Angehörigen nur kurz und ging sofort mit seinem Vater auf dessen Zimmer. Dort blieben sie lange eingeschlossen. Als sie wieder zum Vorschein kamen, sagte der Poltzer mit ernstem Gesicht zu Christi:

— Wir wollen der Mama nichts sagen, die rührt sonst gleich der Schlag!

Er hatte einen dunkelroten Kopf und ganz herausquellende Augen. Die feuchte Stirn tupfte er mit dem Taschentuch und beim Essen mußten die übrigen merken, daß etwas Schlimmes geschehen sei, denn Vater wie Sohn sprachen kein Wort, sodaß die Henne schließlich schluchzend meinte, indem sie aufstand und die Serviette in der Hand davonlief:

— So erstirbt einem ja der Bissen im Munde. Ich ahne ja, daß es etwas Fürchterliches ist, aber ihr könnt's einem doch wenigstens sagen, schlimmer als so kanns doch nicht werden . . .

Nach einer Weile erhob sich auch Gella auf des Poltzers Wink, um nach der Mutter zu sehen, und Vater und Sohn blieben einander gegenüber sitzen, bis der Poltzer plötzlich anfing laut zu heulen, zu schluchzen und zu jammern. Die Thränen liefen ihm nur so herab wie ein Gießbach, sodaß der alte Jochen nicht weiter servieren konnte, die süße Speise auf den Anrichtetisch setzte, zu seinem Herrn trat, ihm auf die Schulter klopfte und sprach:

— Na, Herr Baron, Kopp oben behalten! Kopp oben behalten!

Christi saß ihm als armer Sünder gegenüber, drehte Brotkugeln, starrte vor sich hin und rückte verlegen auf dem

Stuhle hin und her. Er konnte das alles nicht mehr mit ansehn, auch ihm wurden die Augen feucht, wie er den Vater, den starken, kräftigen, immer lustigen Mann da vor sich weinen sah wie ein Kind.

Nach einer Weile erhob er sich, kniete neben dem Stuhl des Vaters hin, und während der alte Jochen bescheiden hinausging, fielen Vater und Sohn einander um den Hals, und dem Leutnant ging mit einem Mal das Herz auf. Er, der bisher Thränen für weibische Schwäche angesehen, weinte jetzt krampfartig, heftig, in einem jähen, tiefaufwühlenden Ausbruch, der sein ganzes Wesen erschütterte.

Während sie sich umschlungen hielten, kam die Henne zurück mit Gella. Sie blieb in der Thür stehen, als sie die beiden sah. Die Tochter stützte sie, und sie nahm allen Mut zusammen, ward ganz weich, that all ihr sonstiges Wesen ab, das als kleine und große Schwäche an ihr hing und ihr oft einen fast komischen Anstrich lieh; sie war ganz Mutter, ganz ernst, würdig, ja sie hatte etwas Edelweibliches, daß man ihr Profil und ihre spitze Art nicht mehr sah, wie Menschen in großen Augenblicken des Daseins, Schmerz wie Freude, hinauswachsen über sich selbst.

Sie kniete neben ihren Sohn, umschlang ihn mit einem Arm, während sie den anderen auf die Lehne des Stuhles legte, auf dem ihr Mann saß.

So wurden sie ganz eins, zum Geben und Empfangen des Geständnisses bereit, und die Mutter sagte flüsternd:

— Nun erzählt mir, was geschehen ist. Wir wollen es alle zusammen tragen, aufnehmen wie es kommt als Strafe von Gott, der in seinem unergründlichen Ratschluß das über uns verhängt hat und es in seiner Barmherzigkeit auch wieder von uns nehmen wird.

— Er kann es nicht von uns nehmen, meine arme Adelheid! — sprach der Poltzer, und nun, wo die Erklärung kommen mußte, trat Gella langsam von der anderen Seite heran und ließ sich geräuschlos neben dem Vater nieder.

Der Vater erzählte, abgerissen, in kurzen Worten, es sei aus, alles verloren, Christi nicht mehr zu retten. Die Summen überstiegen seine Kräfte; wenn er zahlte, wäre die ganze Familie ruiniert, Poltze käme unter den Hammer, sie behielten nicht einmal genug um zu leben.

Schweigend hörten Mutter und Schwester zu, nur die Henne weinte ununterbrochen. Christi sagte kein Wort, bis seine Mutter thränenden Auges fragte:

— Ja, was soll denn da aber werden?

Er antwortete nur:

— Ich muß fort.

— Christi! — schrie die Mutter verzweifelt auf. Doch er wiederholte:

— Ich muß fort.

— Du fort? Mein Christi fort? Das darfst du nicht! Darfst du nicht! Das . . . das leide ich nicht.

Sie zog ihren Erstgeborenen an sich und preßte ihn an ihr Mutterherz, als müsse sie ihn schützen, daß er nicht von ihr gerissen werde.

So verging lange Zeit. Der Poltzer starrte vor sich hin und die Henne schluchzte laut. Da sagte Gella leise, opferbereit, bescheiden:

— Wenn ich mein Sparkassenbuch gäbe und meine Konsols, die ich von Tante Milly geerbt habe?

Der Poltzer lachte plötzlich höhnisch auf:

— Die paar Kröten!

Gella schlug die Augen nieder:

— Ich habe nicht mehr!

Da ward der Polzer weich und strich der Tochter besänftigend das Haar:

— Du gutes Ding! Ich weiß es ja. Nur nützt es ja nichts. Sei nicht böse Gella, die Nerven gehen einem auch mal zum Deubel!

Er sprang auf und lief mit mächtigen Schritten im Zimmer auf und ab, während Christi seine Mutter schluchzend umarmt hielt. Die Henne hielt ihn umschlungen, sie ließ ihren Sohn sich ausweinen. Nur ab und zu klopfte sie ihm auf die Schulter und sagte:

— Mein armer Christi! Mein armer, lieber Junge!

Dann fuhr sie auf. Sie wollte ihren Schmuck verkaufen. Es sollte alles zu Gelde gemacht werden, was nur irgend etwas wert war. Sie meinte zusammenkratzen zu können an allen Ecken und Enden. Sie wollte die Ausgaben für Haushalt und Wirtschaft verringern. Alles Erdenkliche schlug das geängstigte Mutterherz vor, den Liebling zu retten.

Und Christi, der kaum seine Fassung wiedergewonnen, verlor sie nun angesichts all der Liebe und Sorge, die ihn umgab, die er im Begriffe stand binnen kurzem auf ewig zu verlieren, von neuem. Das Gefühl, seiner Familie nicht wert zu sein, überschlich ihn, das angebotene Opfer der Schwester, die seinetwegen die Reise nach Berlin hatte aufgeben müssen, beschämte ihn tief, alle Erörterungen, Vorschläge, Versuche, Besprechungen, Pläne sich einzuschränken, um Geld zu schaffen, demütigten ihn. Er war sich seines verbrecherischen Leichtsinnes plötzlich bewußt, machte sich von der Umarmung der Mutter langsam los, trat ein paar Schritte zurück mitten in's Zimmer und sagte kurz:

— Liebe Eltern, von alledem kann gar keine Rede sein. Ich habe gehandelt wie . . . wie . . . ein Schuft . . .

— Chriſti! — rief wieder laut ſeine Mutter.

— . . . Mama . . . wie ein Schuft ſage ich . . . wie ein Schuft . . . und ich werde die Folgen tragen. Ich bin Mannes genug, die Folgen zu tragen.

Keiner ſagte etwas, bis die Henne endlich fragte:

— Was ſoll denn nun werden?

Der Poltzer antwortete jetzt ganz gefaßt, obgleich es ihm dabei noch um die Mundwinkel zuckte:

— Adelheid, wir haben uns alles überlegt: es iſt nichts zu machen. Wir können nicht helfen — können nicht. Ich . . . ich habe einfach nicht das Recht dazu, uns . . . die Kinder alle ans Hungertuch zu bringen und Chriſti — doch nicht zu helfen; denn wenn ich auch wirklich alles opferte — uns alle opferte, den Abſchied müßte er nehmen, Fabian natürlich auch . . kurzum, es iſt Chriſtis Entſchluß, einen Strich unter die Rechnung zu machen. Morgen bringe ich den Jungen nach Hamburg. . . . Morjen jawoll . . .

Die Henne faßte nach einer Stuhllehne . . . ſie war aſchfahl geworden. Gella ſprang zu und brachte ſie auf's Sofa. Eine Zeit lang blieb ſie ohnmächtig liegen. Nachdem ſie ſich erholt hatte, gingen Mutter und Tochter in das Wohnzimmer hinüber. Die Henne ſprach kein Wort, ſie ſchluchzte nur leiſe. Der Poltzer flüſterte Gella zu:

— Sieh doch, daß ſie ein bißchen ſchläft, das wird ihr jut thun . . .

Damit ſchlich er ſich davon. Er konnte Ohnmachten, Weinen und Wehklagen nun einmal nicht vertragen.

Draußen traf er Chriſti, der ſich gleichfalls entfernt hatte, und vom gleichen Gedanken beſeelt, griffen ſie nach ihren Hüten, die im Flur am Kleidergeſtell hingen und traten ins Freie.

Ohne ein Wort zu ſprechen, ſchritten Vater und Sohn

nebeneinander her, endlich sagte der Poltzer, der wie immer das Schweigen nicht mehr aushalten konnte:

— Christi, und nu jeht jrade die Jagd so recht los, und ich hatte 'n kapitalen Bock für dich reserviert, wahrhaft'jen Gott: für dich eigens reserviert!

Der Leutnant machte ein betrübtes Gesicht. Er wagte nicht, zu gestehen, daß er gern die kurze Zeit, die er noch in Poltze blieb, dazu benutzt hätte, das Tier zur Strecke zu bringen. Nach einiger Zeit wiederholte der Vater:

— Christi, 'n kapitaler Bock!

— Wirklich für mich, Papa?

— Weiß Gott, für dich! Ich will dir mal zeigen, wo er immer aus dem Stangenholz austritt.

Und sie folgten einem Feldwege, dessen holperiger Boden sich in einem seichten Tümpel verlor. Auf der anderen Seite standen rotrindige Kiefern mit knorrigen Ästen, tiefer hinunterreichend als sonst, als bögen sich die Zweige herab, um zu trinken.

— Dort, dort! — sagte der Poltzer flüsternd wie in der Befürchtung, der Bock könnte in der Nähe äsen und flüchtig werden beim Klange der Stimmen. Sie blieben stehen, und Christi blickte hinüber.

— Ist dort immer Wasser? Papa, ich dächte sonst nicht! — antwortete Christi, jetzt schon ganz Nerv und Aufmerksamkeit.

— Nein, vom Regen. Er ist auch nur herübergewechselt vom Bösendorfer . . .

— Aber . . . aber . . . hm . . . da könnte er am Ende auch wieder wegbleiben.

— Das denke ich auch, Christi.

— Dann bringt ihn der Bösendorfer zur Strecke.

— Leider.

— Das sollte nicht sein. Papa, das geht nicht. Wie wär's, wenn du . . . ? . . .

— Nein, mein Junge . . . aber wir wollen erst ein Stück weiter zurück . . .

Sie verließen den Platz, behutsam, fast schleichend, und als sie sich ein paar hundert Schritt entfernt hatten, fuhr der Poltzer fort:

— Mein Junge . . . der Jäger hat eigens jesagt: det wäre was für'n Herrn Leutnant.

Schweigend schritten sie den Weg zum Herrnhause zurück. Sie dachten beide dasselbe. Um einhalb zwölf Uhr mittags ging der Zug nach Hamburg. Da wäre vollauf Zeit gewesen, morgen früh zum Abschied noch den Bock heimzubringen. Der Vater gönnte es, der Sohn wünschte es glühend, aber beide hatten das Gefühl, als wäre es nicht passend, in den paar Stunden, die Christi noch unter dem väterlichen Dache verweilte, auf die Jagd zu gehen.

Der innerliche Kampf darüber verhinderte sie beide zu sprechen. Doch in dem Augenblicke, wo sie ins Haus traten, gab sich der Poltzer einen Ruck und rief laut und rauh, als müsse er durch das Grobe im Ton die väterliche Schwäche bemänteln:

— Christi, du bist doch keen bestrafter Schuljunge. Ich sehe doch jar nich ein . . . willste morjen früh noch schnell den Bock schießen?

— Jawoll Papa! Danke Papa! — klang es lustig zurück, dann gingen sie ins Haus, und als sie die Mutter im Wohnzimmer gewahrten, machten sie beide sofort das pflichtschuldige zerknirschte und bekümmerte Gesicht.

Und richtig, am anderen Morgen erlegte Christi den Bock.

Er war zeitig am Morgen hinausgegangen und kehrte schon um acht Uhr zum Frühstück mit seiner Siegesbeute heim.

Die Henne wollte es gar nicht glauben, daß es wirklich Ernst sein sollte und sie in wenigen Stunden ihren Ältesten zum letzten Mal vielleicht in diesem Leben, ans Herz drücken würde. Sie versuchte allerlei, um den Termin noch hinauszuschieben, aber der Poltzer nahm ihr jede Hoffnung; Christobald war nicht zu halten.

Als die Stunde des Abschiedes immer näher rückte, zog sie in ihrer letzten Verzweiflung ihren Mann bei Seite, packte ihn bei beiden Armen und fragte:

— Hast du denn an Onkel Heinrich gedacht? Vielleicht hülfe er noch einmal?

— Christi ist selbst bei ihm jewesen, ehe er zu uns kam. Das muß ihn wat jekostet haben! Deubel noch mal!

— Christi selbst?

Sie bewunderte seinen Mut, doch alle Hoffnung ließ sie fahren, als sie vernahm, daß der Onkel seinem Großneffen einfach die Thür gewiesen. Sie war empört über den Minister, aber ihre Wut half nichts — Christi mußte fort. Und wie nun der Wagen vorfuhr mit den alten Tieren, die recht klapperig geworden waren im Laufe der Jahre, da brach die arme Frau fast zusammen.

Der Abschied mußte auf Anordnung des Poltzers im Hause stattfinden, Mutter und Schwester sollten gar nicht mit hinaus: den Leuten konnte man es doch noch nicht sagen und was sollten die sonst denken.

Christi war ganz gefaßt bis zum letzten Moment. Als er aber die Mutter umarmte, war es plötzlich mit seiner Haltung zu Ende, und er warf sich an ihr Herz mit dem einzigen Worte „Mama", das aber herauskam wie ein gequälter, wilder Schrei.

Dann küßte er Gella, der die Thränen unaufhaltsam aus den Augen stürzten, darauf kehrte er wieder in die Arme der Mutter zurück. Er konnte sich nicht losreißen, er war ganz feige und schlapp geworden, und er ruhte am Herzen derer, die ihm das Leben geschenkt, schluchzend, tief erschüttert, ohne die Kraft, ein Ende zu machen.

Da rief der Poltzer im Kommandoton, um die Heiserkeit zu überwinden, die ihm in der zusammengeschnürten Kehle steckte:

— Christi, der Zug wartet nich!

Plötzlich ließ der Leutnant los und rannte zum Zimmer hinaus. Trotz des Verbotes wollte die Henne nach, doch Ernst sagte nachdrücklich:

— Adelheid, wir wollen den Leuten kein Schauspiel geben . . .

Die beiden Herren stiegen ein. Der kleine Koffer stand schon auf dem Bock und nun drehte sich Christi, während die Pferde anzogen, noch einmal um, dorthin zu blicken, wo er am Fenster Mutter und Schwester vermutete. Doch er sah nichts, seine Augen standen voll Wasser. So gewahrte er auch nicht, daß im Eßzimmer der alte Jochen stand und sich schnaubte, während ihm unausgesetzt die dicken Thränen über die Wangen liefen, und in der Küche die Mädchen, denn natürlich wußte das ganze Haus, was da vor sich ging.

Es war ein milder, schöner Herbsttag, lachend schien die Sonne auf den väterlichen Besitz nieder, das alte Poltze, das seit vielen hundert Jahren in der Familie gewesen, das Christi einst hätte übernehmen sollen, wie es seit Geschlechtern vom Vater auf den Sohn überging.

Christi betrachtete den Grund und Boden, die alten Laubbäume, die knorrigen, kahlen Kiefern, das den Blicken ent-

schwindende Herrnhaus, all die Felder und Hutungen, die Waldparzellen und Wiesen, Tümpel und Teiche, die kahlen Äcker, die den Eysen Jahrhunderte lang, wenn auch kein glänzendes Schloßdasein ermöglicht, so doch ein Ort gewesen, das müde Haupt niederzulegen, ein Besitz, des Lebens Notdurft daraus zu ziehen. Und in die Seele schlich sich ihm ein Gefühl, als bräche sein Leben mitten auseinander. Der ganze tiefe Reiz, der mystische Zauber der eigenen Scholle, der Duft des Heimatbodens ließ sein Herz zusammenkrampfen.

Sie kamen am ‚Urner Loch' vorüber und am ‚Toten Meer'. Er blickte hinüber und lächelte. Scherze und kleine Erlebnisse aus der Kinderzeit fielen ihm ein. Hier knüpfte sich an jeden Baum, an jeden Busch, an jeden Stein fast, eine Geschichte.

Am Walde lag über dem Boden ein Nebelschleier; dort hatte er als Knabe seinen ersten Hasen geschossen. Dann kamen sie an einem Feldrain vorüber, auf dem noch frischeres Grün wuchs, in einer langen, endlosen, geraden Linie, wie mit dem Lineal gezogen, zwischen den braunen, umgebrochenen Äckern hin: die Gutsgrenze von Poltze. Wie oft hatte ihm der Vater erzählt, daß erst zu des Urgroßvaters Zeiten dieses die Grenze geworden, denn früher habe das ganze Stück bis an den Poltzebach, von dem das Gut den Namen trug, dazugehört.

Urgroßvater selig war ein lustiges Haus gewesen . . . Christobald hatte auch er geheißen . . .!

Als sie sich der kleinen Station näherten und noch einmal an einer Wegebiegung zurückschauten, weil man von dort aus den letzten Blick auf das Herrnhaus hatte, das nun ganz in der Ferne mit seinem riesigen, roten Ziegeldach durch die Bäume lugte, sah sich Christi noch einmal um. Der Poltzer hatte bis dahin kein Wort gesagt: er war zu weich, zu

niedergeschlagen. Nun wollte er die schwere Stimmung von sich abschütteln, raffte sich zu einem Scherze auf, aber es kam doch nicht recht dazu, Bitterkeit, Leid, Kümmernis klang daraus:

— Du bist schön dumm jewesen, mein Junge . . .

Dieser wandte sich zum letzten Mal herum, faltete die Hände, neigte den Kopf, blickte zu Boden, und der Vater, der ihn traurig sah, fügte noch hinzu:

— 's ist zwar nich mehr viel dran an der alten Klitsche . . .

— Die arme, arme Mama! — stammelte Christi nur. Dann mußten sie aussteigen. Christis Koffer wurde aufgegeben. Der Zug kam angebraust. Der Boden zitterte unter der Last der Lokomotive und schnell stiegen sie ein. Mit abgezogenem Hut trat der Kutscher noch an den jungen Offizier heran, und sie gaben sich die Hand, fest und lange. Der Mann, der auch schon seit fast zwanzig Jahren im Dienste der Familie stand, brauchte zum ersten Male, seitdem Christi erwachsen war, in der Erregung keine förmliche Anrede, sondern nannte ihn „Sie":

— Lassen Sie sichs man jut jehen, Herr Leutnant . . . und . . . . und schreiben Sie mal, jawoll . . .

Dann ließ Christi seine Hand los und mit der alten Livree und dem altersschwachen struppigen Cylinder des Kutschers entschwand ihm das letzte aus den Augen, das zum Vaterhaus gehörte.

Die Fahrt war stumm, eintönig. Beide hingen Gedanken nach. Als sie in Hamburg ausstiegen, war es erst Nachmittag, drei Uhr. Sie gingen sofort zum Bureau der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Aktien-Gesellschaft, wo sie durch Zufall noch einen Kabinenplatz für den Nachts abgehenden Steamer bekamen. Dann bummelten sie an den Hafen.

Von weitem schon klang ihnen das Heulen der Sirenen entgegen, dazwischen Glockenläuten und wieder der schrille oder langgedehnte Pfiff der Dampfpfeifen. Die Luft war neblig, dunstig, wassergetränkt, in den Straßen am Hafen schoben und stießen sich die Menschen. Alles schien grau in grau zu sein: die alten, hohen Häuser, das schmutzige Wasser in den Fleets, die Gesichter der Hafenarbeiter, Trimmer und Kohlenzieher, die von der Arbeit kamen oder zur Arbeit zurückkehrten. Keiner hatte Zeit, alles war in Eile, alles arbeitete und schaffte, und alles schien Christi eine neue Welt!

Da kamen sie um eine Ecke, und mit einem Male erschien wie ein Zauberbild ein Wald von Masten vor ihnen. Ein Schiff lag neben dem andern, ein Schornstein, ein Mast, eine Takelage, ein hoher Bug, eine gewaltige Breitseite neben der andern — alles für die beiden eine neue Welt!

Sie gingen starr vor Staunen am Quai ein Stück hinaus, und nun that sich ihnen plötzlich nach links und rechts ein wunderbares Bild auf: gewaltige Ostindienfahrer in hellem Anstrich, mächtige Transportschiffe, überseeische Dampfer, deren Schlote qualmten, sei es, daß sie eben heimgekehrt, sei es, daß sie Dampf aufgemacht, um die Reise in ferne Weltteile anzutreten zu Ehren deutschen Fleißes, deutschen Könnens, deutscher Arbeit — alles für Vater und Sohn eine neue Welt!

Auf dem Strom schossen unablässig die Dampffähren hin, glitten die Barkassen auf und nieder, kreuzten Arbeiterboote, liefen Schiffe aus und ein, machten kleine Dampfer, die den Hafenverkehr besorgten, ihre Rundfahrt. Unablässig tönten Pfiffe und Rufe, jagten Dampfer, Jollen, Boote und Kähne aneinander vorbei, so schnell, so nahe, so knapp vor- und nebeneinander, wie der Wagenverkehr an belebten Plätzen einer Großstadt: ein Gewimmel, daß der Poltzer und Christi nicht

begriffen, wie es ohne Unfall abgehen könne — alles ihnen eine neue Welt!

Da kamen Hafenarbeiter an, um Arbeit zu suchen, ein Teil wurde angenommen, andere mußten weiter. Ein Wagen brachte Gepäck, ganze Berge türmten sich auf und wurden in große, breite Schuten verladen, um nach den Dampfern hinübergeschickt zu werden, die noch heute oder morgen auslaufen sollten. Die Leute, die die schweren Gepäckstücke besorgten, arbeiteten, daß ihnen der Schweiß herablief. Wieder kamen neue Wagen an, neue Boote: einen Augenblick durch Zufall traf alles zusammen, Ankunft, Abfahrt, und ein Geheul der Dampfpfeifen erhob sich in dem gewaltigen, neblig dunstigen Hafen, daß man hätte meinen können, es sollte ein Signal sein. Die Arbeit schien verdoppelt. Drüben, ganz drüben regte es sich mit einem Mal: ein paar Schiffskolosse bewegten sich, kleine, winzige Schlepper zogen die Riesen. Fast lächerlich sah es aus, die Nußschalen vor den gewaltigen Dreimastern, den imposanten Dampfern von Haushöhe zu sehen. Es schien, als müßten sie sich abmühen, um das gewaltige Schiff überhaupt erzittern zu machen oder einen Meter vom Fleck zu bringen. Aber sie brachten es vorwärts: sie wühlten mit ihren Schrauben das gelbbraune Wasser auf, daß es hoch emporspritzte, die Drahtseile, an denen der Riese hing, strafften sich, das Holz ächzte und stöhnte — das Schiff ging vorwärts. Nun that sich plötzlich in der Lücke, die entstanden war, ein neues Bild auf: in der Ferne ein zweites Hafenbecken, wieder mit ungezählten Masten und Schloten, gewaltigen Schiffsrumpfen, Raaen, horizontal die Luft durchschneidend, hinaufkletternd zu schlankesten, höchsten, bewimpelten Spitzen.

Eine Brise kam, trug Teerdünste daher, den Klang von

Hämmern und Schmieden, Petroleumgestank und wieder den frischen Atem des Meeres; sie kräuselte die Flut, daß sich weiße Schaumkappen zeigten, es überall klitschte und klatschte, plätscherte, gluckste und anschlug. Der Himmel war grau, schien schwer herabzuhängen, aber das Ernste, Düstere paßte zu diesem Bilde menschlicher Thatkraft, menschlichen Fleißes, menschlicher Geschicklichkeit, menschlicher, zäher, ehrlicher, unausgesetzter Arbeit von früh bis abends und vom Einbruch der Nacht wieder bis zum lichten Morgen. Er paßte zu Hamburg, zu der Stadt, wo so intensiv gearbeitet ward, wo der Unthätige, der Faule über die Achsel angesehen wurde.

Dieses ernste Bild angestrengtesten Fleißes überall staunten Vater und Sohn an wie eine neue Welt, sie, die beide nie recht sich klar gemacht, daß es noch andere Kreise, anderes Wollen, anderes Denken gab, als die Kreise, das Wollen, das Denken, das sie kannten; das ihre Väter gekannt und ihre Söhne und Enkel einst kennen würden.

Sie waren beide wie betäubt und wandten sich ab in die Stadt zurück. Der Dampfer lichtete abends elf Uhr die Anker. Die Passagiere sollten um neun Uhr an Bord sein. So hatten sie noch Zeit. Und Vater und Sohn bummelten durch die Straßen.

Plötzlich sagte der Leutnant:

— Es wäre doch eigen, wenn wir Onkel Ludwig träfen.

— Daran denke ich schon die ganze Zeit!

— Wirst du ihn denn besuchen, wenn ich .... wenn ich ... fort bin ....

Das „fort bin" wurde ihm sauer.

Der Poltzer hatte einen Augenblick nachgedacht, dann antwortete er schnell:

— Nein . . . nein . . . er . . er soll nicht wissen, weshalb ich die Ehre habe, in Hamburg zu sein.

— Aber er erfährt es doch . . . alle werden es ja erfahren . .

Eine Zeit lang überlegte der Vater, ein Gedanke ging ihm im Kopf herum, eine letzte Rettung für seinen geliebten Sohn: wenn er nun dem Bruder das Unglück doch beichtete? Ludwig war reich, sehr reich. Vielleicht hätte er geholfen. Aber wie er kaum den Gedanken gehabt, schämte er sich auch eigentlich schon dessen. Erfolg versprach die Sache auch nicht: der Bruder würde antworten: „Habt ihr mir damals geholfen? Bin ich, dein Bruder, nicht, ohne daß einer von euch einen Finger gerührt hätte, denselben Weg gegangen, den heut abend dein Sohn geht?"

Aber doch ließ es ihm keine Ruhe. Er hätte sich für Christi allen Demütigungen ausgesetzt, allen bösen Worten, allem — falls er ihn um diesen Preis hätte retten können. Dann fragte er plötzlich Christi, als sie an den Jungfernstieg kamen:

— Mein Junge, wat meinst du, wenn wir mal Onkel Ludwig 'n Besuch machten!

— Onkel Ludwig?

— Na ja, wat is denn da so wunderbar? Mein eigener Bruder.

— Aber heute?

— Jrade heute.

Christi begriff nicht. Der Poltzer faßte ihn plötzlich zärtlich unter den Arm, drückte ihn an sich und flüsterte ihm ins Ohr, als fürchte er sich, die Worte, deren er sich eigentlich doch schämte, möchte ein Unberufener hören:

— Sieh mal, Christi, am Ende ist der Onkel keen Un-

menſch. Ich jloobe, er iſt wirklich, ſeitdem die . . . ſeine Frau geſtorben iſt, janz weich. Und am Ende, nu mein Bruder is er doch, und wir haben uns doch wieder verſöhnt . . . da dachte ich . . .

Chriſti ließ des Vaters Arm los. Das, was an Offizierserziehung, an Standesbewußtſein und Ehrgefühl in ihm lag, wenn auch davon durch üblen Umgang, böſe Gewohnheit, Geldnot und Umſtände manches abgebröckelt war, kam zum Durchbruch. Er ſagte mit größtem Nachdruck:

— Nein, Papa, das leide ich nicht, daß du zum Onkel gehſt und er dir womöglich die Thür weiſt. Du haſt ſelbſt immer geſagt: Onkel Ludwig trägt nach, vergißt nie. Das wäre ja ein Triumph für ihn. Nein, dafür danke ich; dann lieber Steine kloppen! Ich habe mein Schickſal verdient. Ich werde mich ſchon damit abfinden. Demütigungen ſoll mein guter Papa dafür, daß ich euch ſoviel Kummer gemacht habe, nicht auch noch einſtecken.

Damit war die Sache erledigt und eigentlich ſchämte ſich der Poltzer vor ſeinem Sohn. Von Onkel Ludwig wurde nicht mehr geſprochen, ſtatt deſſen meinte er:

— Die Seeluft macht Hunger, Chriſti! Was meinſt du, wenn wir was futterten?

— Ich bin dabei, Papa.

Sie hatten beide hölliſchen Appetit von Reiſe, Aufregung und langem Umherirren am Hafen und in den Straßen. Aber ſie wußten nicht wohin.

Der Poltzer hielt den nächſten Vorübergehenden an und fragte nach einem Reſtaurant. Der, ein gutgekleideter Herr, eine lederne Aktenmappe unter dem Arme, wahrſcheinlich ein Juriſt, merkte ihnen an, daß ſie Fremde waren und fragte:

— Wollen Sie gut essen?

— Na, schlecht will ick nu nich jrade essen, wenn's sonst jleich ist! — gab der Poltzer zurück. Nun deutete der Fremde rechts in eine Straße hinein:

— Dann sind Sie gerade an der Quelle, meine Herren, dort an der Ecke ist „Pfordte".

Damit grüßte er leicht und ging weiter, während Christi meinte:

— Hier in Hamburg scheinen sie's alle eilig zu haben!

Den Namen „Pfordte" hatte der Poltzer schon öfters gehört. Der Bösendorfer, der ein großer Feinschmecker war und sich gern damit aufspielte, pflegte zu sagen:

— Wenn ich mal wirklich gut dinieren will, nehme ich 'ne Rückfahrtkarte nach Hamburg und esse bei Pfordte.

Das hatte dem Poltzer immer Eindruck gemacht. Nun waren sie da, standen daneben, „an der Quelle", wie es der Herr genannt, der das Lokal doch auch sofort empfohlen. Das machte ihm Lust, sich dafür zu entscheiden. Dazu kam der Hunger: er mochte nicht noch lange herumsuchen, der dicke Mann war ein starker Esser, und wenn er nicht regelmäßig seine Mahlzeiten bekam, konnte er geradezu krank werden. Dazu kam noch eine Art weiches Gefühl über ihn: es war das letzte Mal, daß er mit seinem Sohne zusammensitzen konnte, vielleicht das letzte Mal für's ganze Leben. Da sollte es der Bengel noch gut haben, noch die väterliche Liebe fühlen, als letzte Erinnerung hinauszunehmen in die Fremde. Auf die paar Mark kam es nun auch nicht mehr an, und das Geld hatte er ja in der Tasche, tausend Mark, die er seinem Sohne noch mit auf den Weg geben wollte.

Darum sagte er kurz entschlossen:

— Junge komm, es ist das letzte Mal, daß du mit

deinem alten Vater bei Tisch sitzest. Wir wollen zu Pfordte gehen.

Christi kannte das Lokal. Er hatte einmal, wovon sein Vater nichts wußte, in Hamburg ein Rennen bestritten. Er war gekommen, hatte geritten, nichts von der Stadt gesehen, nur bei Pfordte gegessen und war mit dem Nachtzuge zurückgefahren. Stillschweigend ging er nun mit.

An einem kleinen Tischchen nahmen sie einander gegenüber Platz. Der Poltzer hatte eine Auseinandersetzung mit dem Kellner über das, was sie essen wollten, verstand ihn nicht und willigte schließlich ein — nur um bald etwas zu bekommen — daß zwei Couverts zu hohem Preise serviert würden.

Nun kam die Weinfrage. Sekt war des Poltzers erster Gedanke, aber er fand das doch der Lage nicht angemessen und bestellte schließlich eine andere Sorte. Aber einen Schloßabzug. Es war ja doch eine Abschiedsfeier.

Zuerst ging es freilich ziemlich traurig zu. Sie konnten nicht in Stimmung geraten: der Ernst der Umstände drückte sie zu sehr nieder. Aber allmählich stieg im umgekehrten Verhältnis zum Sinken des Weinspiegels die Laune, und als die Seezunge vom Tische kam, wurde eine zweite Flasche nötig. Bis gegen Ende des Menus störte sie die Anwesenheit verschiedener Gäste an den Nebentischen. Als die endlich aufstanden, waren Vater und Sohn allein, und der Poltzer nahm über den Tisch hinüber Christis Hand und sagte weich:

— Mein Junge, mein lieber, lieber Junge, nu . . nu ist's Matthäi am Letzten . . .

— Papa, nicht schlapp werden.

— Ja aber . . aber es is doch so.

— Jawoll, aber . . . aber ich werde schon wieder hoch kommen, Papa, paß mal auf.

Und die Zunge löste sich ihm. Er erzählte, er habe bereits allerlei Pläne gemacht, was er drüben anfangen wolle. Nur verraten mochte er nichts. Er würde es schreiben. Er würde überhaupt jede Woche einmal schreiben. Darauf gab er sein Wort.

Das beruhigte den Poltzer, darüber war er glückselig. So hörte doch wenigstens nicht die Verbindung auf, und vielleicht . . vielleicht . . einmal nach Jahren der Trennung käme er überhaupt wieder. Die Hoffnung gaben die beiden nicht auf. Darauf leerten sie ihr Glas.

Der Kaffee wurde serviert, zwei kleine Tassen. Dazu ließ sich der Poltzer Cigarren geben, und diesmal tauschte sie Christi nicht gegen eigene um, sondern rauchte sie wirklich. Während er den Rauch von sich blies, sagte er leise zu seinem Vater:

— Papa, ich möchte dir noch was mitteilen. Ich habe nämlich meine Schulden an kleine Leute abgezahlt. Da brauchst du keine Angst zu haben. Ich habe alles vereinigt auf so'n paar große Schweinhunde. Du mußt auf keinen Fall zahlen. Hörst du, Papa? Auf keinen Fall. Anständige Leute kommen gar nicht in Frage. Es sind nur Halsabschneider, die was zu verlangen haben, und denen braucht ihr nicht einen Pfennig zu zahlen. Weißt du Papa? Ihr müßt euch kein Gewissen draus machen, wenn sie dich etwa treten sollten. Wie kommst du dazu? Es sind alles Oberschufte, die für tausend Mark nicht hundert geben. Also keinesfalls zahlen. Was denen in den Rachen geworfen wird, ist — rein zum Fenster hinaus.

Der Poltzer nickte, und nun redeten sie von der Überfahrt, wann die „Altona" in New-York einliefe, was Christi zuerst drüben zu unternehmen gedächte.

Der Kellner fragte, ob die Herren einen Schnaps trinken wollten.

— Natürlich! — sagte der Poltzer. Der Kellner schlug ein Dutzend Namen vor. Cognac fine champagne wurde auf's Geratewohl bestellt.

— So nobel, Papa! — meinte der junge Offizier und schüttete das Gläschen zu zwei Mark hinab. Dann wurde alles besprochen, was noch notwendig schien: wie beim Regiment der Abschied geordnet werden müsse; denn was Christi heute that, war nicht viel anders als eine Fahnenflucht, und schließlich gab der Vater Christi das Geld — tausend Mark — den Zehrpfennig für sein Fortkommen drüben. Dabei blickte er nach der Uhr:

— Um Jotteswillen, du mußt fort.

Christi fuhr zusammen. Es war ihm wie dem zum Tode Verurteilten, dem angekündigt wird: „Es ist soweit!" Er stand auf. Ja, sie hatten es beim Schwatzen verpaßt. Es war Zeit, sogar höchste Zeit. Da machte Christi einen Vorschlag: sie wollten schon hier Abschied nehmen. Bis die Rechnung kam, vergingen wieder einige Minuten, und von den paar Augenblicken in der Droschke hatten sie nichts, denn auf's Schiff sollte der Vater nicht mit.

Christi gab sich einen Ruck. Er hatte alle Energie, mit der er im Sattel an Nerv, an Herz und Arm seinem Namen Ehre gemacht, wiedergefunden. Nichts Weiches war an ihm, nichts Sentimentales. Er sagte wie einer, der entschlossen ist, seinem Schicksale nun auch ohne Zucken in's Auge zu sehen:

— Adieu Papa. Ich danke dir für alles, was du an mir Gutes gethan hast, solange ich denken kann. Ich bitte dich und die arme Mama um Verzeihung. Küsse sie alle noch einmal von mir — auch die Brüder und Gella. — Habt keine Bange, ich gehe schon nicht kaput, ich werde schon auf

die Beine kommen drüben. Adieu Papa .... Nicht weinen! Adieu, mein lieber ... lieber .. guter Papa.

Sie hielten sich lange, fest umschlungen. Dann ließ Christi seinen Vater auf einen Stuhl nieder. Der Poltzer versteckte sein Gesicht in der Serviette, und als der Ansturm der Gefühle nachgelassen hatte und er aufblickte, war er allein im Zimmer.

Nach einer Weile kam der Kellner mit der Rechnung. Sie war sehr hoch. Der Poltzer zahlte ohne ein Wort zu sagen. Es war ja das Letzte für seinen Sohn. Dann blieb er brütend sitzen. Er überlegte noch, daß er ja die Nacht in Hamburg bleiben mußte, denn der Frühzug ging erst um vier Uhr. Aber plötzlich kam Entschlossenheit über ihn. Nein, in's Hôtel ging er nicht, er wollte einfach auf dem Bahnhof im Wartesaal die Abfahrt des Zuges erwarten: von jetzt ab wurde gespart.

Und der einsame Mann erhob sich. Heimlich nahm er seinen Überzieher vom Nagel, um nicht einen Bediensteten herbeizulocken, dem er etwa noch hätte ein Trinkgeld geben müssen. Leise schlich er sich hinaus. Er überlegte, daß er noch viele Stunden zu warten hatte. Da kam ihm ein Gedanke in seiner Einsamkeit und Trauer: er wollte an den Hafen, um wenigstens von weitem noch einmal seines Christi Schiff zu erblicken.

Er fragte sich bis hin. Um keinen Preis der Welt hätte er eine Droschke genommen. Es war schon längst dunkel.

Der Hafen lag im Lichterglanze da. Ganze Strecken waren düster, schwarz, undurchdringlich im Schatten. An anderen glitzerte das Wasser im Schein der Lichter von den Quais und Molen, aus den Schiffen. Und immer noch, wenn auch viel schwächer, klang der Hafenlärm. Man hörte Rufe,

Glocken, Dampfpfeifen, dann hämmern und arbeiten, das Rauſchen eines nahenden Dampfers, Eintauchen der Räder in's Waſſer, Stampfen Zittern, Wirbeln der Schraube.

Klatſchend fiel irgendwo ein Tau in die Flut. Geſang der Matroſen klang herüber, eine Ankerwinde klirrte. Aus einer Kneipe an Land tönte Lachen und Rufen, und überall blinkten in der ſtockfinſtern Nacht Lichter aus Luken und Laternen, flimmerten, flirrten, bebten in Wellenlinien, gebrochen in einer Feuerſaat irrender Punkte im Waſſer, das unten irgendwo gluckſte, plätſcherte, anſchlug.

Der Poltzer fragte einen Vorbeigehenden, der einen Südweſter trug, hohe Stiefel und eine Laterne in der Hand:

— Wo liegt die Altona?

— Wer?

— Altona. Hamburg-Amerikaniſche Paketfahrt-Aktien-Geſellſchaft.

— Mitten in' Strom. Nich to ſehn . . . .

Der Mann ging weiter.

Schon nicht mehr zu ſehn? Sein Chriſti ſchon verſchwunden? Ganz fort? Er konnte es noch nicht glauben. Und er nahm irgend einen großen Dampfer in's Auge, auf dem Leben und Treiben war, aus deſſen Keſſeln ziſchend Dampf ausgelaſſen wurde, der erleuchtet war, und deſſen Lichter breite Feuerkegel in's Waſſer warfen. Das mußte die Altona ſein. Dort war ſein Chriſti. Dort . . . dort . . . Sein Chriſti, der noch in Poltze heute früh auf der Jagd geweſen, der noch eben mit ihm gegeſſen und getrunken, den er geküßt und umarmt, und der fort war und nie wiederkehrte . . . nie . . . nein . . . nie wiederkehrte . . .

Dem Poltzer ſchwankten die Kniee, er ſuchte nach einem Halt. Eine mächtige eiſerne Kette lag aufgerollt in der Nähe.

Er setzte sich darauf ganz im Dunklen, wo ihn niemand sah, und fing an zu weinen.

---

## 14.

In diesen Herbst fiel der alle fünf Jahre fällige Familientag, und die Eysen warteten auf die Einladung des Ministers. Aber es war schon Dezember geworden und noch immer erging sie nicht. In Poltze kümmerten sie sich nicht darum: die Henne konnte Onkel Heinrich nicht verzeihen, daß er ihren Christi nicht gerettet, und der Poltzer selbst lebte so stumpfsinnig dahin, daß er kaum mehr ein Wort sprach, sich um nichts kümmerte, das Gut nicht verließ, die Jagden, zu denen er bei den Nachbarn eingeladen war, absagte und sich einmauerte, um von keinem fremden Auge gesehen zu werden. Es hieß er sei krank.

Und er war es, nicht bloß seelisch, sondern auch körperlich. Wenn auch der Poltzin berühmter Doktor Müller kein eigentliches Leiden hätte nachweisen können, so fühlte er sich doch schlecht. Das Essen schmeckte ihm nicht mehr, nur sein gewohntes Quantum Flüssigkeit nahm er zu sich. Ja, er hatte angefangen, es zu erhöhen, denn er pflegte, seit Christi fort war, immer noch abends einige Gläschen Kümmel zu sich zu nehmen. Sonst könne er nicht einschlafen, klagte er.

Die anderen Zweige Eysen rührten sich auch nicht wegen des Familientages: die beiden jüngeren Professorssöhne dachten nicht daran, Fedor war mit der Familie zerfallen. Graf Eysen

hatte den Minister fragen wollen, doch Eva, die sich gar nichts aus diesen Zusammenkünften machte, bat ihn, ja nicht davon anzufangen. Von der Hofscheflinie hatten die übrigen lange nichts gehört. Die Stiftsdame schämte sich wegen ihres Neffen Christi und wollte den Bruder nicht in Verlegenheit setzen, vor der Familie ohne den verlorenen Sohn erscheinen zu müssen. Cäsar hatte nie von selbst in Familientagen eine Initiative ergriffen. Ludwig schwieg wie immer. Die Aufschläger waren zu bescheiden, um mit irgend etwas hervorzutreten.

Nur Rudolf dachte an den Familientag. Er schrieb dem Minister. Gegen Onkel Heinrichs sonstige Gepflogenheit bekam er längere Zeit keine Antwort, dann lief ein Brief ein, der nicht mehr die energischen Schriftzüge aufwies wie sonst, sondern in zittrigen Buchstaben zum ersten Mal das hohe Alter seines Verfassers verriet.

Er lautete:

Mein lieber Rudolf,

sei mir nicht böse, wenn ich Dir erst jetzt antworte, aber es war mir bisher nicht möglich, denn ich fühlte mich in letzter Zeit gar nicht recht wohl. Du weißt, ich lasse mich nicht so leicht werfen und es ist keine Redensart, wenn ich Dir sage, mein lieber Neffe, daß der Sensenmann doch wohl nächstens an mein Lager treten wird. Ich bin ja auch alt genug, habe meine Zeit auf dieser Erde gehabt und muß nun wohl Anderen Platz machen, die jünger und kräftiger sind wie ich. Ich danke Gott für das, was ich habe erleben und genießen dürfen täglich. Nun ist es aber genug. Man muß auch nicht unbescheiden sein. An den Familientag habe ich wohl gedacht, aber ich wollte gern dabei sein und verschob es so von Tag zu Tag, die Einladungen er-

gehen zu lassen. Jetzt ist es mir aber immer ungewisser geworden, ob ich überhaupt noch dabei sein werde; ich glaube es beinahe nicht und dann muß ein Anderer die Sorge an meiner Stelle übernehmen, die Familie zusammenzuhalten. Ich habe darüber so meine Gedanken und habe auch meine Bestimmungen getroffen. Doch das müßte ich Dir persönlich sagen und dazu müßtest Du einmal mich besuchen. Das würde mir eine sehr große Freude sein, mein lieber Neffe. Aber ich glaube, Du solltest Dich beeilen, sonst möchtest Du am Ende nicht mehr finden

Deinen

alten, recht müde und klapprig gewordenen Oheim

Heinrich Freiherr von Eysen.

Was dem Oberstleutnant eigentlich am meisten an dem Briefe auffiel, war das Fehlen eines Datums. Der Onkel hatte früher nicht genug über solche Nachlässigkeit sich ereifern können, die er eine Unart gegen den Empfänger, einen Leichtsinn des Absenders nannte. Rudolf hatte zwar bei seiner letzten Anwesenheit in Berlin Onkel Heinrich gealtert gefunden, doch nicht so, daß ihm der Gesundheitszustand des alten Herrn irgendwelche Besorgnisse eingeflößt hätte.

Nach diesem Briefe gab es aber nur eins: sobald es dienstlich irgend möglich war, nach Berlin fahren. Hermine blieb in Danzig: sie wollte den Christl, wenn er auch nun schon sieben Jahre zählte, doch nicht auf mehrere Tage mit den Dienstboten allein lassen.

Der Oberstleutnant hatte seine Ankunft angemeldet und wurde erwartet. Er hatte sich darauf gefaßt gemacht, den Oheim gealtert vorzufinden, aber doch immer noch rüstig ge-

nug, gehen und stehen zu können. Doch als er ankam, bereitete ihn schon der Diener vor und sagte flüsternd im Flur:

— Excellenz liegen auf dem Sofa, Herr Oberstleutnant.

— So — aber es geht ihm doch nicht schlecht?

— Nicht schlechter, seit dem Schlaganfall, aber Excellenz kann doch eben nicht aufstehen.

— Was, davon habe ich ja keine Ahnung gehabt!

— Excellenz hat befohlen, die Herren Neffen nicht zu ängstigen. Es ist nur der Arzt dagewesen und eine Wärterin jetzt schon vierzehn Tage lang. Aber von Montag ab, wenn's so weitergeht, braucht sie nicht mehr zu kommen.

Der Oberstleutnant war erschrocken. Er schüttelte, während der alte Diener sprach, unausgesetzt den Kopf, doch als er ins Zimmer trat, faßte er sich und that möglichst unbefangen, um den alten Herrn nicht zu ängstigen:

— Aber Onkel, was machst du denn für Geschichten!

— Ja ja, Rudolf, der Sensenmann hat ausgeholt, diesmal nur noch nicht richtig getroffen.

— Aber sage doch sowas nicht, Onkel!

— Warum nicht, wenn's so ist? Es ist links. Linke Seite. Also kommts von der rechten Gehirnhälfte. Das Bein hat er tüchtig getroffen, der Arm, da ist die Sense bloß so über die Haut gestrichen. Der Arm kommt wieder, sagt der Doktor, aber das Bein, dazu bin ich zu alt — — dreiundachtzig! Dreiundachtzig Jahre! Ja! Ja! Na, es ist nur gut, daß es nicht die rechte Seite war, damit ich noch schreiben kann . . .

Nun erzählte er, wie ihm plötzlich in der Nacht unwohl geworden und er die Besinnung verloren. Der Arzt habe wohl auch gedacht, es würde zu Ende gehen, aber es sei eben diesmal noch nichts daraus geworden. Und dabei lachte der

Minister, nur nicht tönend und herzlich wie früher, sondern wie einer, dem die Erschütterung Schmerzen verursacht, und der deshalb seine Freude dämpft.

Die Excellenz war in der That sehr gealtert, doch vielleicht mehr, weil er bisher eben viel jünger ausgesehen, wie seine Jahre. Nur etwas Steifes, Hohles hatte er durch die Lähmung bekommen, und es schien, als könne die linke Gesichtshälfte nicht mehr mit der rechten im Wechsel des Mienenspiels mit, sodaß seine Züge etwas Unbewegtes, Hölzernes hatten. Nur die Augen leuchteten in jugendlichem Glanze wie früher.

Rudolf nahm an seinem Lager Platz. Man hatte einen Tisch an das Sofa gerückt, und dort standen in peinlichster Ordnung eine Anzahl Gegenstände neben einander, die der Kranke zur Hand haben wollte: eine kleine goldene Standuhr, Abschiedsgeschenk der Beamten seines Ministerressorts, wie der Oberstleutnant wußte, ein Falzbein, Bleistifte, Federhalter, Tintenfaß, ein Glas Wasser mit einer Medizinschachtel daneben, ein Miniaturbild seiner verstorbenen Frau, eine Cigarrentasche mit dem Eysenschen Wappen, die Brille, ein paar Memoirenwerke, ‚die göttliche Komödie' und eine kleine Marmorplatte als Briefbeschwerer, unter der allerlei Zeitungen und Papiere lagen.

Sie redeten noch eine Weile von des Onkels Gesundheit, dann aber wechselte er das Gespräch, fragte nach Hermine und des kleinen Christls Wohlergehen, ging darauf, wie er es immer gern gethan, die ganzen Eysen der Reihe nach durch, um bei Christobalds Schicksal stehen zu bleiben. Er wurde sehr erregt, wie er davon sprach: es kränkte ihn, daß ein Glied seiner Familie ein böses Ende genommen, aber es war nur des Eindruckes bei den Menschen wegen, der Thatsache

halber, daß ein junger Eysen nichts getaugt, nicht aber persönliches Mitleid mit dem jungen Offizier:

— Soll man so einen nun groß bedauern? Nein — schade ist's nicht um ihn. Mann über Bord. Fertig. Aus. Das Schiff geht deswegen seinen Kurs weiter. Er konnte kein nützliches Mitglied unserer Gesellschaft werden, also fort mit ihm. Und nun bloß kein Jammergeschrei.

— Ich ahnte, was kommen würde, und habe Ernst gewarnt! — meinte der Oberstleutnant. Der Minister fragte:

— Aber es war wohl schon zu spät?

— Es war kurz vor dem Ende.

— Christobald war bei mir. Ich sollte zahlen. Der junge Mann war gar nicht etwa klein. Er fragte mich ganz einfach: „Lieber Onkel, ich habe über hunderttausend Mark Außenstände. Ich bin ein unverantwortlich leichtsinniger Mensch. Das weiß ich. Aber nun ist es zu spät. Die Eltern können nicht zahlen. Ich würde das auch nicht annehmen, denn ich würde sie ruinieren. Aber Onkel du bist reich. Du bist immer für die Familie eingetreten. Kannst oder willst du für mich zahlen?" Ich war zuerst ganz starr. Ich hatte dem jungen Mann wie er kam, eine Cigarre gegeben, die war während der Erklärung ausgegangen und denke dir, er steckte sie, meine Antwort abwartend, so ruhig an, als ob er ganz allein gewesen wäre. Eigentlich gefiel mir diese Nervenprobe aber doch nicht genug, um die hunderttausend Mark zu rechtfertigen. Aber weißt du, ehe einer in Schanden untergeht, der meinen Namen trägt! Mein Gott, ich brauche das Geld ja nicht mehr. Hätte ich die Gewißheit gehabt, daß er auf andere Wege kommen würde — ich hätte es vielleicht seiner Eltern, seines Namens willen bezahlt. Da dachte ich, du wirst ihn einfach fragen. Und ich habe ihn gefragt: „Kannst du mir

dein Wort darauf geben, daß du nie wieder Schulden machst?" Er hat überlegt und gefragt: „Ehrenwort, Onkel?" — „Jawohl." — „Nein." — Aber ich habe es noch einmal versucht und habe ihm gesagt: „Wenn du mir dein Wort giebst — bezahle ich." Der Kampf wurde ihm schwer, aber er hat doch zum zweiten Mal gesagt: „Nein." — Nun bitte ich dich: seine Zukunft steht auf dem Spiel, sein ehrlicher Name, sein Offizierscharakter, Ruhe und Glück seiner Eltern, und er ist so schwach, so haltlos, so . . . so . . so feige zu sagen, nein, er kann nicht versprechen, nicht wieder Schulden zu machen. Dafür habe ich kein Verständnis. Um einen solchen Menschen ist's eben nicht schade. Fort damit. Und da habe ich ihm gesagt, mit einem Manne, der nur vergeuden könne, nicht aber gewinnen, der nur von anderer Leistung leben könne, und nicht einmal die Kraft habe, zu versprechen, es solle anders werden, — mit solch einem Manne hätte ich nichts mehr zu schaffen. — Aber lieber Rudolf, ich kann versichern, so ein Erlebnis zehrt an der Lebenskraft. Da möchte man ja an der Rasse verzweifeln, angst und bange werden, ob das noch das Blut ist, das in den Adern unserer Vorfahren floß, die, weiß Gott, alle tüchtige Menschen gewesen sind. Alle. Unsere Familiengeschichte beweist es. Und das . . . und das . . . ging mir immer im Kopf herum, und wie ich da in der Zeitung eine Annonce lese: ein Rechtsanwalt beruft eine Versammlung ein der Schuldner des „flüchtigen Leutnants Freiherrn von Eysen und Ley" behufs gemeinsamen Vorgehens, bekam ich . . . in der Nacht den — Schlaganfall.

Der Minister lehnte sich erschöpft zurück. Die lange Rede war über seine Kraft gewesen.

Ein paar Augenblicke darauf that sich leise die Thür des Nebenzimmers auf, und eine Diakonissin erschien. Sie verneigte

sich ein wenig gegen den Besucher und sagte mit weicher, ruhiger und beruhigender Stimme:

— Aber Excellenz darf sich nicht aufregen, hat der Herr Doktor gesagt.

Lautlos ging Schwester Irma wieder hinaus.

Der Oberstleutnant erhob sich. Er blieb noch einen Tag in Berlin. Am nächsten Morgen wollte er wiederkommen, denn er fühlte, daß der Minister zu sehr ermüdet war, als daß er heute mit ihm noch hätte sprechen können von dem, was er in seinem Briefe erwähnt. Der alte Herr bat auch nicht den Neffen zu bleiben.

Rudolf benutzte den Vormittag, ein paar Besuche bei ehemaligen Vorgesetzten und Kameraden aus dem Generalstabe zu machen, dann blieb ihm noch der Abend für die Verwandten. Joseph und Robert sollte er zum Abendessen bei Aufschlägers treffen.

Die Gräfin, die er zuerst besuchte, war nicht zu sprechen: sie machte Toilette für eine Soiree in der englischen Botschaft. So konnte Rudolf die Reise zu Elisabeth nach der Motzstraße antreten, draußen im Westen über dem Nollendorfplatze.

Die Stiftsdame wohnte ganz am Ende der Straße. „Das letzte Haus von Berlin", wie sie es nannte. In der That lag hinter dem hohen, vierstöckigen, alleinstehenden Ziegelkasten, in dem sie eine Wohnung im dritten Stock inne hatte, freies Feld.

Die Cousine war zu Haus. Sie empfing ihn mit den Worten:

— Hast du dich wieder mal herjefunden, wo die Füchse sich Gute Nacht sagen? Es ist ein Jammer hier draußen, und ziehen thuts durch die Wände, daß die Bilder immer wackeln. Ich könnte mir gleich 'n Patent aufs perpetuum mobile jeben lassen.

Rudolf fand es nicht so schlimm. Er habe noch nie ein Bild wackeln sehen bei Elisabeth, meinte er. Er hatte ein wenig gestockt bei der Wendung, wie jedes Mal, wenn er einen Scherz machen wollte, der ihm nie so recht gelang. Dazu war der ganze Mann zu schwer und zu ernst. Die Stiftsdame dagegen hatte alle möglichen scherzhaften Gedanken, wenn sie „aufjezogen" war. Durch den unerwarteten Besuch wurde sie lebhaft und etwas wie Verlegenheit trug dazu bei, ihre Lebhaftigkeit beinahe bis zur Unruhe zu steigern. Befangen fühlte sie sich wegen ihres Anzuges: sie hatte nämlich geschlafen und war durch Rudolfs Klingeln erst aufgestört worden. Nun zog sie aber, wenn sie ihr Nachmittagsschläfchen hielt, immer das Korsett aus und Hausschuhe an. So hatte er sie überrascht, und während er sich auf das Sofa setzte, wo sie eben noch geruht, entdeckte sie zu starrem Entsetzen, daß der Herr Vetter gerade auf ihrem Panzer Platz genommen, ohne dessen Schutz sie gewiß ein Dritteil an Umfang gewann.

Um ihren Toilettenfehler zu verbergen, saß sie nun immer mit gekreuzten Armen und angezogenen Füßen da. So etwas in ihrer Bewegungsfreiheit gestört, suchte sie durch Schwatzen darüber hinwegzukommen:

— Na lieber Rolf, was führt dich denn zu deinem alten Reff von Cousine? Du bist wirklich ein famoser Kerl: Du denkst immer an so 'ne alte Schatulle wie mich, beinahe so oft wie Eva. Die ladet mich nämlich immer ein, wenn 'ne neue Prinzessin bei ihr Mode ist — weißt du wegen meiner Elejanz, meiner Sylphidenjestalt. — Sie renommiert mit mir .... Das heißt, daß um Himmels Willen kein Mißverständnis obwaltet: ich werde zwar am gleichen Tage einjeladen, wie die neue Prinzeß, nur eine Stunde früher. Nämlich bloß um die Kledage zu sehen, die sie des Abends anzieht. — Übrigens

Rudolf — um Rat werde ich nich jefragt, daß das nur auch klar ist. — Ich bin lediglich Zuschauer und muß alles schön finden. Fände ich's nich, würde ich höchstens 'rausjeschmissen, wie Christi, der verfluchte Bengel, von Onkel Heinrich . . . .

Darauf sprachen sie sich über Christis Schicksal aus. Die Stiftsdame fand es richtig, daß der Minister nicht die Schulden bezahlt, ward aber ganz kleinlaut, als sie von Poltze berichtete. Ihr Bruder sei vollkommen gebrochen: Christi habe längst nicht alles genannt, was er schuldig geworden, täglich liefen neue Rechnungen und Forderungen in Poltze ein, Leute meldeten sich und verlangten stürmisch ihr Geld, denen zum Teil habe nachgewiesen werden können, daß sie entweder längst bezahlt wären oder gar nichts zu fordern hätten. Die ganze Geschichte wäre ein Rattenkönig von Betrug, Unverschämtheit, Niedrigkeit und Gemeinheit, einfach fürchterlich, gar nicht herauszufinden. Christi habe selbst offenbar gar keine Ahnung mehr gehabt, was, wem, wo er schuldig geworden sei, und nun suchten die betrogensten Halsabschneider, Wucherer und ordinärsten Menschen an sich zu reißen, was sich nur erbeuten ließe.

Die Henne hätte auch schon ganz den Kopf verloren, und das schlimmste wäre, daß Ernst es sich neuerdings in den Kopf gesetzt, alles auf Heller und Pfennig zu zahlen, damit am Namen, an der Familie nichts hängen bliebe. Dadurch würden sie noch alle ruiniert. Fabian könne unter solchen Verhältnissen nicht weiterdienen, Georg erst gar nicht in die Armee eintreten, und der armen Gella Schicksal sei damit natürlich besiegelt, nämlich als alte Jungfer zu sterben, denn wer solle denn so'n armes Wesen nehmen, das nichts weiter ihrem Manne mitbrächte, als das Hemd auf dem Leibe und als Anhang eine ganze ruinierte Familie.

Schweigend hörte der Oberstleutnant zu: Ingrimm im Herzen. Ein paar Mal ballte er die Fäuste und knirschte mit den Zähnen. Aber er konnte ja nichts, nichts dagegen thun. Und doch ging es ihm im Kopfe herum, als er den Weg zu seiner Schwester antrat, ob es nicht seine Pflicht sei, Ernst aufzusuchen, ihm klar zu machen, daß gar keine Veranlassung vorliege, ja nicht einmal der Schatten einer moralischen Verpflichtung, den Leuten, die Christi bewuchert, Vermögen, Besitz, Glück, Fortkommen der ganzen Familie zu opfern.

Es war nicht seines Amtes, sich in die internen Familienangelegenheiten seines Vetters zu mischen, aber der Minister, der es wohl sonst gethan, schien eben leider nicht mehr der Mann, sich wie früher um das Wohl und Wehe der Eysen zu kümmern. Dem Kranken konnten neue Aufregungen vielleicht sogar den Tod bringen.

Doch Rudolf hatte die Verstimmung noch nicht ganz überwunden von damals, wo er den Poltzer gewarnt und so wenig Entgegenkommen gefunden, daß er mit Hermine Poltze früher verlassen, als zuerst beabsichtigt gewesen. In allen Eysen lag eine Spur Übelnehmerei. Alle trugen sie leicht nach und hatten Mühe zu vergessen, wenn ihnen einmal auf ihrem Gange einer in den Weg getreten. Das Herz von Eisen schlug ihnen noch immer in der Brust.

So ließ es denn der Oberstleutnant vor der Hand dabei bewenden. Vielleicht brachte ihm das Gespräch morgen mit dem Minister Klarheit.

Hauptmann von Aufschläger wohnte in einer ganz anderen Stadtgegend: in der Gitschinerstraße, und der Weg dorthin vom Nollendorfplatze aus war weit. So hatte Rudolf Mühe, pünktlich um acht Uhr zum Abendessen zu erscheinen.

Es war ein hohes, altes Mietshaus. Die Stockwerke

waren in je zwei Wohnungen geteilt, eine größere und eine kleinere. Die größere mit sechs, die kleinere nur mit drei Fenstern Front, die noch dazu eng aneinander lagen, sodaß die Räume nach der Straße zu winzig waren. Aufschlägers hatten eine der kleinen Hälften inne. Das größere Zimmer, das der Entreethür des Korridors gegenüberlag, diente dem Versicherungsagenten als Bureau. Er hätte es gern als Wohnzimmer benutzt, doch das einfenstrige war so schmal, daß er fürchtete, es möchte die Besucher abschrecken und ihnen einen schlechten Eindruck von dem Geschäftsgange der Gesellschaft „Witwenschutz" beibringen. Das mußte aber unter allen Umständen vermieden werden, denn in der That ging das Unternehmen nicht besonders, vielleicht weil die Unternehmer über kein großes Betriebskapital verfügten, die Mittel zu energischer Propaganda scheuten und zu „anständig" waren, als daß sie hätten auf einen grünen Zweig kommen können.

Genau so wie Engelbert, der am liebsten in Fällen, wo ohne Zweifel die Versicherten keine Ansprüche hatten, noch eine besondere Prämie bewilligt haben würde.

Das Berliner Zimmer diente als Wohnzimmer und Eßzimmer zugleich: der Platz war beschränkt, da zwei unverheiratete Tanten des Hauptmanns auch noch bei ihm wohnten. Sie wurden mit durchgebracht; Vermögen besaßen sie nicht einen Pfennig.

— Wir haben ja keine Kinder, da geht es ganz gut! — pflegte Luise zu sagen.

Gut ging es nun freilich nicht, aber das Ehepaar verlor nie ein Wort über die Ausgabe, die ihnen durch die beiden alten Jungfern erwuchs. Engelbert fühlte auch eine Verpflichtung gegen sie, nicht nur weil es Schwestern seines Vaters waren, sondern weil sie, die verhältnismäßig wohlhabend ge-

wesen, all ihr Besitztum dem einzigen Bruder geopfert hatten. Denn des Hauptmanns Vater war ein Rittergutsbesitzer, der mit seinem schon von den Vätern her Hypotheken-belasteten Besitz Bankerott gemacht. Am Tage der Subhastation hatte er sich im Teich vor dem Herrenhause ertränkt.

Der Oberstleutnant trat in's Berliner Zimmer, küßte seine Schwester und reichte seinem Schwager die Hand, wie den beiden alten Damen, die einen altmodisch tiefen Knix machten. Sie freuten sich jedesmal, wenn Rudolf kam, denn eine Uniform sahen sie kaum mehr im Hause, seitdem Engelbert den bunten Rock ausgezogen. Nur einmal im Jahre pflegte er ihn anzulegen: zu Königs Geburtstag.

Als sie Rudolfs Achselstücke glänzen sahen auf dem Infanterieüberrocke, der dem großen, schlanken Manne so gut stand, ging unwillkürlich eine Bewegung in ihnen vor. Erinnerungen kamen ihnen wieder, aus seligen Jugendtagen, wo auch sie, die jetzt in ihren abgetragenen, alten Kleidern so kümmerlichen beiden alten Fräuleins von Auffschläger, einmal leuchtendere Farben angehabt, einmal an den Quellen „Jugend und Lebensfreude" gesessen. Schatten zogen herauf, der Jubel, den die erste Einquartierung auf dem väterlichen Besitz erweckt, Tanzabende in der Gesellschaft des kleinen Nachbarstädtchens, wo zarte Bande sich geknüpft, denen doch nie ein goldener Reif gefolgt. Und die alten Damen suchten sich in Liebenswürdigkeit, in sogar leise schämigem, unschuldigem Hofmachen zu überbieten.

Tante Mine war das eine Augenlid seit Jahren gelähmt. Das gab ihrem lieben, alten Kindergesicht nun etwas Schläfriges. Aber sie riß die Augen auf, soweit sie konnte, als sie nach Hermine, ihrer Namensschwester, fragte.

Tante Line wollte Tante Mine ausstechen und rief:

— Aber Herr von Eysen, was macht denn vor allem der süße, kleine Christl?

Sie hatte etwas geschrieen, denn sie hörte schlecht. Tante Mine drängte sich dazwischen:

— Ja, der kleine Christl!

Luise kam nun auch dazu:

— Ist er denn schon ganz groß geworden, Rudolf?

— Er ist über sieben Jahre! Am vierundzwanzigsten Oktober geworden — meinte Engelbert, der die Geburts-, Sterbe-, Tauf-, Hochzeitstage der ganzen Familie auswendig wußte.

Da kamen die beiden Neffen Joseph und Robert.

Der Ältere war modern gekleidet, man sah, daß er Wert auf seinen Anzug legte, er war sicher geworden, hatte einen sehr deutlich ausgeprägten Schnurrbart, an dem er unausgesetzt zupfte, und ging sofort zu den Damen, ihnen die Hand zu küssen. Robert hielt sich mehr zurück. Er war noch immer Gymnasiast, und da er zu Ostern sitzen geblieben, stand ihm das Maturitätsexamen erst übers Jahr bevor.

Bald setzte man sich zu einem sehr einfachen Abendessen. Es gab nur Bier und kalte Platte, nachdem Rührei den Anfang gemacht, von dem jedoch alle nur einmal nahmen, teils in der Befürchtung, es möchte nicht reichen, teils weil offenbar ein paar Eier darunter gewesen, die nicht ganz frisch waren.

Nach Tisch zog Engelbert seine Frau bei Seite und flüsterte ihr ängstlich zu:

— Um Gottes Willen Luischen, ich glaube sie haben es gemerkt!

— Was denn, was denn?

— Die Eier!

Luischen war außer sich:

— Ich kanns nicht ändern.

— Konnteſt du nicht andere Eier nehmen?

— Sie ſind ſo furchtbar teuer.

— So!

— Die verlangen jetzt im Winter zwölf Pfennig für ein friſches!

— Zwölf Pfennig! So ein Unfug.

Der Hauptmann war faſt böſe. Er, der auf dem Lande aufgewachſen, begriff es nicht.

Das Eſſen wurde abgeräumt. Sie hielten nur ein Mädchen, das in der Küche zu thun gehabt, deshalb griffen die Damen zu. Nachdem dann die Decke über den Tiſch gebreitet, wobei Luiſe vorſorglich einen Aſchenbecher auf ein Loch ſetzte, das vor ein paar Jahren Engelbert mit der Cigarre hineingebrannt, fingen die Herren an zu rauchen und zu erzählen.

Der Oberſtleutnant mußte von ſeinem Regiment berichten, vom Offiziercorps, von der Geſelligkeit, kurz von allerhand dienſtlichen und außerdienſtlichen Verhältniſſen. Er war ſehr zufrieden. Danzig, das Garniſons- und Feſtungsleben gefiel ihm ausgezeichnet.

Die Aufſchlägers hatten nichts zu erzählen, ihr kleines Daſein verlief immer im ſelben Gleiſe, aber gerade darum hörten ſie gern von größerem Machtbereich, größerer Lebensführung. Und ſie waren ſtolz auf Rudolf, von dem ſie überzeugt ſchienen, er werde noch einmal Kriegsminiſter oder Chef des Generalſtabes werden.

Die beiden Tanten ſaßen neben dem Erzähler, wie Maria und Magdalena, bewundernd, ganz vertieft, überzeugt, es wäre alles groß, recht, edel, was dieſer Mann that. Tante Line horchte, die Hand am Ohr, mit offenem Munde; Tante Mine

war bestrebt, das widerspenstige Lid offen zu halten, um ja keine Bewegung zu verlieren.

Doch der Oberstleutnant erwähnte nur noch kurz die Marienkirche, Handel und Wandel, Seefahrt, Schiffswerften. Darum hatte er sich nicht viel gekümmert: er war ganz Soldat.

Nun schwieg er. Er wollte auch von den Neffen etwas erfahren. Sowohl der Student als auch der Gymnasiast erklärten, ungeheuer fleißig zu sein. Damit war es aus, sie verstummten bald. Auch von Fedor wußten sie nichts, machten nur beide ziemlich verächtliche Gesichter, als der Oberstleutnant nach ihm fragte. Mehr war nicht aus ihnen herauszubekommen.

Rudolf ging mit den beiden Neffen. Sie brachten Robert bis an die Pferdebahn, die ihn zu dem Professor seines Gymnasiums führen sollte, bei dem er in Pension war. Der Oberstleutnant blieb mit Joseph allein und nahm ihn in's Gebet: wie er mit dem Zuschuß des Ministers auskäme, ob er bald sein juristisches Examen zu machen hoffe, Freude an seinem Studium fände. Bei allem bekam er eine zufriedenstellende Antwort.

Joseph war der Normalmensch, wie er im Buche stand: sehr vernünftig, sehr korrekt, sehr im Gleichgewicht, alles über seine Jahre tadellos.

Sie sprachen von des jungen Studenten seligem Vater. Joseph hatte ein paar sehr passende Worte der Erinnerung und Anhänglichkeit.

Der Oberstleutnant sagte ihm, daß der Minister so krank wäre — es kam heraus, daß Joseph der einzige der Verwandten war, der davon gehört und den Großonkel sogar schon zwei Mal besucht hatte — ein Musterjüngling.

Aber Rudolf hatte die Empfindung, das alles wäre zu vernünftig, zu glatt, zu korrekt. Es fehlte offenbar an Tem-

perament. Doch da dessen älterer Bruder Fedor ein solches Sorgenkind geworden und ein anderer junger Eysen: Christi, beinahe drohte, die Familie zu ruinieren, freute sich der Oberstleutnant, seinen Neffen wenigstens auf guter Bahn zu sehen. Und ein Wort fiel ihm ein, das ihm Fedor einmal kurz vor dem Tode des Vaters über den jüngeren Bruder gesagt:

— Joseph? — Der ist ein kalter Dutzendmensch. Der hat euer berühmtes Herz von Eisen. Der wird seinen Weg machen. In einer Republik würde er Präsident. Ein moralinsaures Gemenge von . . . . .

Der Oberstleutnant entsann sich nicht mehr genau, wie es gelautet: es war eine chemische Formel gewesen, in der HO vorkam. Aber nun sagte er sich: mochte er sein, wie er wollte, — wenn er nur eben seinen Weg machte, denn Berufsverfehler und Nullen konnten sie unter den jungen Eysen nicht brauchen — jeder seines Namens sollte vorwärts kommen in der Welt.

Er sprach noch weiter mit Joseph von der Krankheit des Ministers, der vielleicht nicht mehr lange leben würde, dann von Christis Ende, von all den Schwierigkeiten in Poltze, endlich auch von Fedor, ob Joseph wirklich nichts von ihm wisse. Es sei doch traurig, wenn der Neffe ganz verloren gehen, ganz abtrünnig werden sollte.

Wie er dabei war, kam ihm der Gedanke an seinen Christl daheim, und der sonst starke Soldat wurde ganz weich, in der Idee, sein kleiner Sohn könne etwa auch ein schlechtes Ende nehmen, wie die beiden. Nein, das durfte nicht geschehen. Er sprach nun von Christl, setzte allerlei Erziehungsgrundsätze auseinander, welche Eigenschaften in die Kindesseele gepflanzt werden müßten, damit ein Knabe von Jugend an herangebildet würde, einmal ein tüchtiger Mann zu sein.

Sie hatten auf der Potsdamerstraße schon mehrmal kehrt gemacht, weil Rudolf kein Ende finden konnte.

Joseph aber interessierte Leid oder Glück anderer Menschen nicht. Aus Wohlerzogenheit hörte er zu, aber in Gedanken war er anderwärts, und als der Onkel in seinem Ideenfluß inne hielt und fertig zu sein schien, fragte sein Neffe plötzlich unvermittelt, nach einer kleinen Höflichkeitspause:

— Bitte Onkel, eine Frage. Glaubst du, daß Onkel Heinrich in der Verwaltung noch irgendwelche Verbindungen hat? Ich könnte eventuell, wo es angängig oder angebracht wäre, einen Besuch machen.

Der Oberstleutnant fiel wie aus den Wolken. Er blickte seinen Neffen prüfend an, erstaunt, plötzlich begreifend:

Ja, der würde in der Welt schon seinen Weg machen!

## 15.

Der Minister hatte Rudolf nichts von dem gesagt, was er in seinem Briefe angedeutet. Es ging ihm wesentlich besser, die schwarzen Gedanken waren gewichen, und nun wollte er offenbar nicht mehr an das Drohen des Sensenmannes erinnert sein und meinte, die Eröffnungen würden noch Zeit haben, bis es wirklich einmal an's letzte Stündlein ging. Auch vom Familientage war nicht die Rede, als könne er gar nicht stattfinden ohne Onkel Heinrichs Willen und Leitung. Im stillen hoffte der Kranke unbedingt, das Bein würde doch wieder

beweglich werden, jedenfalls so, um vielleicht nächstes Jahr den Familientag doch noch abzuhalten.

So brach das Jahr 1886 an, und in der That erholte sich der alte Herr zusehends, sodaß er, als die ersten warmen Frühlingstage kamen, wenigstens im Rollstuhle ausfahren konnte. Allerdings war keine Rede davon, zum Sommeraufenthalt nach Krohberg zu gehen. Die schöne, frische Landluft hätte ihm gut gethan, aber der Arzt verbot die Reise mit größter Entschiedenheit.

Der Minister mußte sich also darauf beschränken, täglich, wenn es schönes Wetter war, sich das kleine Stück von der Voßstraße über die Königgrätzerstraße nach dem Tiergarten fahren zu lassen. Allmählich war es zur Gewohnheit geworden, daß ihn dabei irgend ein Mitglied seiner Familie begleitete. Einmal die Stiftsdame, dann Luise oder ihr Mann, ab und zu auch Eva oder Graf Eysen. Ja, die Gräfin suchte etwas wie eine Koketterie darin, in wundervoller Toilette neben dem Rollstuhle des alten Herrn herzuschreiten. Sie legte dabei die eine Hand auf die Lehne des Rollstuhles, als schöbe sie mit oder sei besorgt, der Wagen könne durch die Unachtsamkeit des Fahrers anstoßen.

Ihre Equipage ließ sie im Schritt folgen, einige Meter rückwärts, der Diener die Arme auf den Knieen, der Kutscher die Peitsche auf dem rechten Schenkel aufgestemmt. Die beiden waren wirklich tadellos, nur ab und zu flüsterten sie sich eine Bemerkung zu und lächelten sich verständnisinnig an.

Das Ganze paßte ihr: sie gab ein gutes Bild, wurde gesehen und bewundert, schlug einige Zeit tot und machte sich Liebkind bei Onkel Heinrich. Vielleicht kam ihr das noch ein Mal zugute. Und nun trat, als das Frühjahr fortschritt, noch etwas hinzu: der gräfliche Zweig Eysen bekam Trauer

um eine Schwester der verstorbenen Mutter des Grafen. Diese Trauer bedeutete aber: Aufgabe eines großen Teiles der Geselligkeit und Unterhaltung und damit ein entsetzlicher Überfluß an müßigen Stunden.

Nun erschien sie beinahe täglich zur Ausfahrt des Onkels, vielfach von ihrem Manne begleitet, der sich fast ebenso langweilte wie sie, denn auch der Besuch der Rennen fiel jetzt natürlich fort.

Im allgemeinen war ihnen dies allerdings so sehr unangenehm nicht, denn der Niederbruch Christis war ihnen gerade dort draußen auf dem grünen Rasen in Charlottenburg-Westend wie in Hoppegarten sehr peinlich. Der brave Christi hatte es auch wirklich ein wenig arg getrieben. Es kamen die ungeheuerlichsten Sachen heraus, und unausgesetzt wurde der Name Eysen durch die Zeitungen gezogen, als könne die Presse aller Parteien sich gar nicht beruhigen über den Fall.

Einzelnen Skandalblättern war der ganze Eysen-Handel mit all seinen halb sozial traurigen, halb fast komischen Folgen eine Fundgrube an Stoff, die Spalten zu füllen. Eine Art „Seeschlange" das ganze Jahr hindurch.

Ja, ein Blatt gemeinster Sorte, allein von den niedrigen Instinkten der Menge, von Neugierde und Sensation lebend: „Das scharfe Auge" geheißen, das seinen Hauptabsatz abends auf der Friedrichstraße fand, hatte eine eigene Rubrik eingerichtet mit der ständigen Überschrift: „Leutnant Christis Nachlaß". Da wurde alles aufgetischt, was nur irgend sich mit der Angelegenheit in Verbindung bringen ließ: er habe achtundsiebzig Reitpeitschen besessen, habe für einen Wechsel von zwanzigtausend Mark bekommen: elf Kisten Cigarren, siebenhundertsechzehn Lose der Braunschweiger Lotterie, drei-

undzwanzig Foxterriers, ein Dutzend Luftkissen, ein Eselsgespann, vierhundert Exemplare Knigges Umgang mit Menschen und zweihundertsiebzig Mark bar.

Alles wurde im Publikum geglaubt.

Dem Minister, der sich die Zeitungen vorlesen ließ, verheimlichte man alle Erwähnungen der Sache, damit er nicht wieder vor Herzeleid einen neuen Anfall bekommen sollte. Nur einmal fing Eva, die nicht daran gedacht, an, etwas davon zu erwähnen, aber sie brach sofort ab, denn Onkel Heinrich sagte, so erregt, daß sich die Leute auf der Straße umwandten:

— Jawohl! Jawohl! Alles Futter für die Sozialdemokraten. Macht nur so weiter, dann wird Bebels großer Kladderadatsch bald losgehen.

Eines Tages trafen Graf und Gräfin Eysen am Fahrstuhl des Kranken mit Joseph zusammen. Er sah so korrekt und gut aus, in dem halben Jahre noch viel mehr entwickelt, jetzt schon mit ganz deutlichem Schnurrbart, als hätte der Frühling, der allem Kraft zum Sprießen und Wachsen gab, auch ihm geholfen. Eva erkannte ihn zuerst gar nicht.

Das war der Pennäler mit den zu kurzen Hosen? Sie wollte es nicht glauben.

Joseph gefiel ihnen außerordentlich in seinem bescheidenen, dabei doch ganz sicheren Auftreten, und Graf Leo sagte, als er gegangen war:

— Das hätte ich dem Professorssohne gar nicht zugetraut: der sieht ja famos aus. So einen Neffen lasse ich mir gefallen.

Ein paar Tage darauf trafen sie ihn wieder, und diesmal fragte Eva, als er sich empfahl:

— Warum läßt du dich nicht bei uns sehen?

— Ich wußte nicht, ob es paßte, gnädigste Tante . . . antwortete Joseph bescheiden.

Es paßte ihnen, paßte um so mehr, als sie jetzt in der durch die Trauer bedingten Zurückgezogenheit sehr gern „en famille“ jemanden bei sich sahen.

Intime Freunde besaßen sie nicht, Freunde, deren Freundschaft darin beruhte, in Zeiten der Bedrängnis, in trüben Stunden, in Tagen der Sammlung, der Zurückhaltung da zu sein. Ihre „Freunde“ waren Genuß-, Lebe-, Gesellschaftsmenschen wie sie, die das Vergnügen nahmen, wo sie es fanden, die verraten und verloren gewesen wären, eine Zeit lang keine Massenansammlungen, sei es Konzert, Ball, Theater, Soiree, Rennen, Corso, Ausstellung, besuchen zu können, Herdenmenschen mit Herdentrieben, zu feige, zu dumm, zu schwach, allein zu gehen.

Kam von diesen nun durch irgendwelche Umstände einer heraus aus dem Getriebe, so suchten sie ihn nicht in der gezwungenen und gewollten Einsamkeit. Sich mit ihm langweilen? Nein. Kehrte er wieder, war er von neuem der gute Gefährte, wenn nicht inzwischen neue Sterne aufgegangen waren. Blieb er fort — so ging eben das Leben weiter — ohne ihn, und ein anderer Geselle saß lustig an seinem Platz.

So war es jetzt Graf und Gräfin Eysen mit Prinz und Prinzessin Bruck-Bruckstein ergangen, die nicht mit trauern wollten, sondern sich inzwischen anderen Gestirnen zugewandt.

Das verstimmte Eva. Sie hörte, daß das prinzliche Paar hier gewesen und dort, zu ihnen war es seit zwei Wochen nicht gekommen. Eine ganze Reihe von „Freunden“ that desgleichen. Von dieser und jener Dame kamen ein paar Zeilen: „Meine liebe Evi, täglich haben wir was vor, ich bin schon drei Mal auf dem Wege zu euch gewesen, aber immer wieder

kam etwas dazwischen. Du weißt ja selbst, wie das ist. Ich habe solche Sehnsucht nach Dir. Ich habe Dir so unendlich viel zu sagen .... Sei nicht böse. Eben mahnt mein Mann, wir dürfen nicht zu spät kommen! Es küßt Dich von Herzen Deine Anny.

Sonntag in Charlottenburg war es wieder wundervoll. Schade, daß ihr nicht da waret."

In dieser Stimmung hatte sie Joseph aufgefordert, sie zu besuchen, und plötzlich dachte sie an ihre Nichte Gella. Die war doch eigentlich ein sehr nettes und auch nicht schlecht aussehendes Mädchen. Sie kümmerte sich im Grunde genommen doch recht wenig um sie. Das machte sie sich jetzt klar, weil es ihr ganz gut gepaßt hätte, Gella vielleicht einmal auf acht Tage bei sich zu sehen. Jetzt störte sie sie nicht, leistete ihr Gesellschaft, und sie that damit Adelheid am Ende auch einen Gefallen.

Gewohnt, allen Stimmungen sofort nachzugeben, setzte sie sich an ihren kleinen Rokokoschreibtisch, auf dem soviel Dinge lagen und standen, daß man sah, wie er nie ernstlich benutzt wurde, und schrieb:

Meine liebe Adelheid,

ich komme heute mit einer Anfrage zu Dir. Würdest Du mir wohl Deine Gella einmal auf acht Tage anvertrauen? Deine Tochter ist ein so braves, nettes Mädchen, das ich herzlich lieb gewonnen habe, daß es mir eine Freude sein würde, ihr einmal einen Spaß zu machen. Ich frage also an, ob Du Dich wohl eine Woche von ihr trennen kannst und sie mir nach Berlin schicken würdest?

Leider sind wir allerdings — das fällt mir eben ein — in tiefer Trauer um die Tante meines Mannes. Du

weißt, Baronin Bekkem. Ich kann Deiner Tochter also leider kein Theater oder dergleichen bieten, hoffe jedoch, sie wird uns trotzdem die Freude machen, uns zu besuchen.

Deine

Dich herzlich umarmende Cousine

Evi Eysen.

Sage Ernst viel Schönes.
Auch von meinem Mann.

Eva hatte zuerst geschrieben . . . „also leider kein Theater, Rennen oder dergleichen," dann fiel ihr Christi ein, und sie entschloß sich, einen anderen Bogen zu nehmen. Die Erwähnung des Rennens schien ihr nicht passend.

Als der Brief in Poltze ankam, war Ernst nicht zu Hause. Wo er sich befand, wußte die Henne nicht. Er hatte, wie er es jetzt oft that, einen Stock genommen und war fortgelaufen. Jagd gab es für ihn nicht mehr, als hätte er, seit Christi am letzten Tage den Bock erlegt, den Geschmack daran verloren.

Die Henne wußte nicht recht, was sie dazu sagen sollte. Ihr erster Gedanke war: annehmen auf jeden Fall. Aber sie mußte natürlich mit ihrem Manne sprechen. Gella zu fragen, daran dachte sie nicht. Ihre Tochter pflegte ja doch allem zuzustimmen, was die Mutter wünschte. So wartete denn die Poltzin, bis ihr Mann zurückkehrte.

Er war sehr verändert, sein grauer Bummelanzug, den er zu Haus seit Jahren nicht vom Leibe bekam, hing schlotternd an ihm herum, seine dicken Wangen waren schlaff geworden, und dadurch sah die geschwungene Nase größer und schärfer aus und gab seinem müden Gesicht mit den hängenden Wangen etwas Raubvogelartiges.

Als die Henne ihm ohne ein Wort zu erklären mit triumphierendem Ausdruck den Brief hinhielt, wurde er sofort erregt und rief, an allerlei Droh-, Mahn-, Bettel-, Advokatenbriefe seit Christis Niederbruch gewohnt:

— Adelheid, du weißt, ich mag mit dem Schwindel nichts zu thun haben!

— Aber so lies doch nur.

— Wenn ich sage, ich lese nich'! Kenne dat alles auswendig. Ich kann nich den janzen Tag berappen. Wo soll ichs denn schließlich hernehmen? Ich kann mir's doch nicht aus den Rippen schneiden!

Als ihm nun die Sache auseinandergesetzt wurde, hörte er wider Erwarten ruhig zu. Er sagte sogar ganz milde:

— Dat arme Mächen, die Gella, ist um ihr Lebensglück jekommen, ihre Jugend. Nichts hat sie jehabt, nichts, und nie hat sie wat jesagt. Nu wollen wir für sie thun, was noch möglich ist.

— Aber Papa, mir ist's doch ganz gut gegangen! — warf Gella ablehnend ein. Doch der Vater fand es nicht. Er hatte sich immer weiter in die Anschauung hineingeredet und gedacht, daß seine Tochter Christis wegen zu kurz gekommen sei. Die Henne dagegen war nicht dieser Ansicht. Während der Poltzer es für ausgemacht hielt, daß ein Mädchen aus einer solchen Familie, über die ein Sohn solche Schande, solches Unglück gebracht, verdammt sei, als alte Jungfer zu sterben, war die Henne mehr als je entschlossen, alles Mögliche zu unternehmen, um Gella unter die Haube zu bringen. Nur ihr Ehrgeiz für ihr Kind war gesunken: aus dem Garde du Corps — Kavallerist — Großgrundbesitzer war bei Christis Niederbruch die Möglichkeit geworden, auch einen Infanteristen in's Auge zu fassen, wenn er nur von guter Familie war.

Als sich nun die Schulden und üblen „Nachlässe“ des Ältesten immer mehr häuften und der Poltzer eines Tages davon sprach, Poltze zu verkaufen, rang die ehemalige Hofdame ihrem Herzen die Anschauung ab, Gellas Zukünftiger könne auch ein Bürgerlicher sein, sofern er nur Offizier wäre. Ja bei fortschreitender Entwicklung abwärts würde sie wohl noch dahin gelangt sein, einen Reserveoffizier zuzulassen.

Ein Vizefeldwebel oder Wachtmeister der Reserve war dagegen ohne Zweifel ausgeschlossen.

So kamen sie also überein, Gella sollte Evas Aufforderung Folge leisten, aber erst in einigen Tagen, denn erst sollte durch die Jungfer die Toilette etwas modernisiert, beziehungsweise-großstädtisch gemacht werden. Mit Hülfe der „Großen Modenwelt“, zu der die Henne ein unbegrenztes Vertrauen hatte, gelang dies denn auch einigermaßen. Vorher ward aber ein Brief an Eva vom Stapel gelassen, der danken und durchblicken lassen sollte: sie hätten es nicht nötig und betrachteten Gellas Entsendung eigentlich mehr als einen Gefallen, den sie thäten, nicht aber empfingen.

Der Brief, auf den die Henne stolz war, lautete:

Meine liebe Eva!

Wir waren sehr überrascht durch Deine liebenswürdigen Zeilen, die ich in aller Eile beantworte. Gern wollen wir Dir unsere Tochter auf einige Tage anvertrauen, um Dir die Trauerzeit, die Euch von allem fernhält, zu erleichtern. Es wird Ernst schwer, Gella gerade jetzt im Frühjahr herzugeben, wo es auf dem Lande doch immer am schönsten ist, aber abgesehen von Deinem Wunsche, ist es ja auch für unsere Tochter nur vorteilhaft, wenn sie wieder einmal einen Eindruck von der großen Stadt bekommt, den wir

ihr doch kaum so schnell würden verschaffen können, weil sich Ernst von Jahr zu Jahr schwerer entschließt, sein Gut zu verlassen. Es ist auch wirklich herrlich jetzt hier, es blüht und sprießt von allen Seiten. Die Luft ist so milde, daß man förmlich wieder jung wird. Wir haben in der letzten Zeit sehr zurückgezogen gelebt, aber nun wird es wohl bald wieder anfangen, denn die Nachbarschaft plant schon allerlei, worin Gella natürlich manche Rolle zugedacht ist. Ja, ohne das Kind geht's eben nicht. Man darf es nur nicht zu sehr merken lassen. Gott hat uns mit dieser Tochter sichtbarlich gesegnet und wird sie also Donnerstag bei Euch ankommen. Wofür Dir sehr vielmals dankt

Deine

Dich herzlich umarmende Cousine

Adelheid.

Sage Leo viel Schönes. Auch von meinem Mann.

Es regnet. — Schade. Übrigens scheint es schon wieder aufzuhören.

Das war entschieden diplomatisch. Alles gesagt und doch nichts. Ja, die Henne war nicht umsonst Hofdame gewesen und hatte als solche für die Erbgroßherzogin vielfach Briefe schreiben müssen!

Wie angekündigt, kam denn Gella am Donnerstag nachmittag in Berlin an. Sie sah wohl etwas nach Provinz, aber doch nicht übel aus, ihre kräftige, ebenmäßige Gestalt und ihre gesunden Farben ersetzten viel. Die Tante Eva empfing sie sehr herzlich und Graf Leo nicht minder. Wenn Eva wollte, konnte sie reizend sein, und heute wollte sie. Die Nichte gab ihr Zerstreuung, war ein neuer Mensch, der in ihr

Leben trat. Neue Erscheinungen liebte sie aber, wie ein Kind sich auf ein neues Spielzeug stürzt, bis es auseinandergenommen, untersucht und kaput gemacht ist, reif, wieder einem neuen Platz zu machen.

Die Gräfin fand die kleine Poltzerin sogar nicht übel gekleidet, nur der Hut war einfach unmöglich, und so ließ sie denn gegen Abend anspannen und fuhr mit Gella Besorgungen machen, ihre Lieblingsbeschäftigung. Sie kaufte der Nichte einen neuen Hut und einen leichten Umhang, daß sich das beglückte junge Mädchen vorkam wie eine Prinzessin. Solch schöne Sachen hatte sie nie besessen. Dafür war sie nun ihrerseits so nett als möglich, indem sie sich einfach gab, wie sie war, natürlich und heiter, sodaß an diesem Abend der Graf beim Schlafengehen zu seiner Frau sagte:

— Gella ist wahrhaftig ein nettes Mädchen.

— Sie erinnert in manchem ungeheuer an ihren Bruder, finde ich.

— Aber im Guten.

— Gewiß im Guten. —

Der angenehme Eindruck blieb, und die ersten Tage vergingen, als flöge die Zeit davon. Gella mußte sich an verschiedene Dinge erst gewöhnen, die anders waren als in Poltze: an das späte Aufstehen früh und das späte Zubettgehen abends, an eine große Förmlichkeit bei Tisch, wo die vier Söhne Franz-Karl, Georg-Heinrich, Wolfgang und Horst zwar beim Essen erschienen, aber nicht ein Wort reden durften, obwohl der Älteste schon vierzehn Jahre alt war.

Auch der Hauslehrer sprach kein Wort, wurde nicht gefragt, antwortete nicht, war Luft. Und das Servieren, wobei für die acht Personen der Haushofmeister mit drei Dienern aufwartete, ging so tadellos von statten, daß bei der all-

gemeinen Steifheit Gella auch kaum wagte, in dem Rieseneßsaal etwas zu sprechen.

Sie war von zu Hause her Lärm und Lachen gewöhnt, wo der Poltzer ab und zu einmal auf den Tisch donnerte, daß die Teller sprangen, dann wieder den Hunden einen Knochen zuwarf, oder — seine Spezialität — mit dem alten Jochen einen Witz riß.

Eigentlich fürchtete sich Gella etwas vor diesen stummen, vornehmen Mahlzeiten und war erlöst, als der Vetter Joseph eines Tages eingeladen war und Leben hineinbrachte. Er erzählte ganz nett, immer bescheiden und doch nicht duckmäuserisch. Er hatte eine Art und Weise zu sprechen, halblaut mit leichtem Neigen des Kopfes, die den Eindruck machte, als wollte er immerfort alles zurücknehmen, was er etwa zu Scharfes gesagt, obwohl überhaupt das Scharfe gar nicht in seiner Art lag. Er zog unausgesetzt zurück: für den Fall, daß .... Er entschuldigte gewissermaßen von vorn herein all und jedes Mißverständnis, daß etwa hätte eintreten können, schon ehe es nur ausgesprochen.

Als er gegangen war und auch Graf Leo sich entfernt hatte zu einer Partie Whist drüben im Kasino, sagte Eva zu ihrer Nichte:

— Der Joseph ist wirklich ein reizender Mensch geworden.

— Jawohl Tante.

— Nicht wahr, so sympathisch . . .

— Ja, sehr sympathisch.

Dann zog sich Gella zurück. Sie dachte über Joseph nach. Ja — er war wirklich sehr sympathisch.

## 16.

Während Gellas Aufenthalt in Berlin lud die Stiftsdame sie einmal ein und zwar ins Restaurant, denn ihr Mädchen war krank. Auch da fügte es der Zufall, daß sie mit dem Vetter Joseph zusammentraf, den Elisabeth, um einmal etwas für ihn zu thun, gleichfalls gebeten hatte. Es wurde sogar eine Flasche Champagner getrunken, wenn auch die Stiftsdame hinterher meinte, sie werde für diese Extravaganz acht Tage „krumm liegen" müssen.

Joseph war gegen die alte Jungfer von einer Zuvorkommenheit, fast größer noch als gegen Eva, sodaß Gella sich im stillen sagte: wenn er gegen die alte Jungfer so ist, von der er nie etwas zu erwarten hat, muß es echt sein. Das freute sie, sie wußte nicht warum.

Das Gespräch kam, wie immer, wenn jetzt Eysen zusammen waren, auf Christi. Gella erwartete, daß in Anbetracht früherer Spannung Joseph ein hartes Urteil fällen werde. Nichts dergleichen. Im Gegenteil: er begriff, entschuldigte alles, erklärte mit einer Psychologie, Menschen- und Lebens-Kenntnis, die über sein Alter ging, aus den Verhältnissen heraus seines Vetters Verstrickung und Zusammenbruch, so milde, so vernünftig und dabei doch so umschrieben, daß sie ihm dankbar war.

Er erkundigte sich nach Onkel Ernsts und Tante Adelheids Wohlergehen, rührend wie ein guter Sohn. Dann wußte er von des Ministers Zustand in einer Art zu sprechen, daß die beiden Damen den Eindruck gewannen, die Familie könne beruhigt sein, wenn sie den alten gelähmten Herren in seiner Sorge wisse.

Das alles war so reif, so sicher, so selbstverständlich, daß man weder begriff, wie der junge Mann, auf sich selbst

angewiesen, sich so hatte entwickeln können, noch wie es möglich sei, daß er erst zweiundzwanzig Lenze zählte.

Die Stiftsdame brachte nach ihrem kleinen Frühstück Gella allein zum Eysenschen Palais zurück. Sie fragte:

— Wie gefällt dir Joseph?

— Ganz gut.

— Na, ich denke doch, du könntest ihm 'ne bessere Censur jeben, Kindchen. Der Junge ist mir, weiß Gott, von den janzen Eysen der Liebste. Das heißt von dem Jungvolk, wat so nach achtzehnhundertsechzig jeboren ist.

— O ja.

— O ja? Nee ja. Du bist ja der reine Konditionalis, oder wie's in der Schule hieß. Ist der Bengel nicht weiß der Teufel sehr sympathisch?

Da war das Wort wieder! Und Gella wiederholte nachdenklich:

— Ja, sehr sympathisch, Tante!

Natürlich mußte sich Gella auch bei Onkel Heinrich melden. Sie sollte sofort hin, hatte ihr noch die Mutter eingeschärft, aber es wurde immer verschoben; zwei Tage war schlechtes Wetter gewesen, die anderen paßte es Eva nicht, denn das junge Mädchen, das in Poltze, wenn es sein mußte, stundenweit allein über Land ging, durfte nicht den Weg vom Brandenburger Thor bis zur Voßstraße ohne besondere Wache zurücklegen. Das wäre höchst unpassend gewesen!

So waren die acht Tage, auf die sie Eva eingeladen, verflogen und noch immer hatte sie den Großonkel nicht aufgesucht. Sie packte schon ihr Köfferchen, als die Gräfin auf ihr Zimmer kam und ganz erstaunt fragte, was sie denn da vorhabe. Gella erklärte mit vielem Dank für die Einladung, die acht Tage wären vorüber. Aber Eva wollte nichts davon

wissen. Sie hätte nicht gezählt, wie sie sagte, und die Einladung auch gar nicht so gemeint. Gella möchte bei ihnen bleiben, so lange sie nur wolle.

Und sie wollte bleiben, obwohl sie eigentlich die Stadt nicht mochte und sich, wenn sie sich abends auf ihr Zimmer zurückgezogen hatte, das nach dem Hofe hinaus lag, manchmal totunglücklich fühlte. Sie wollte bleiben, wie sie sich zur Erklärung einredete, um ihren Besuch bei Onkel Heinrich nachzuholen, über dessen bisherige Versäumnis sie ganz erschrocken war.

Am nächsten Tage kam der Vetter Joseph wieder zu Tisch. Er gefiel dem gräflichen Ehepaar außerordentlich, abgesehen von seiner Art und Weise, nicht zum wenigsten, weil er sich so gut anzog.

Als sie nach dem Essen in einem der Salons saßen, die nach dem Pariser Platz zu lagen, nur zu großer Geselligkeit dienten und in ihrer Empireausstattung etwas Ungemütliches und Unbewohntes hatten, wurde Besuch gemeldet: irgend ein Diplomat einer fremden Großmacht mit seiner Frau. Eva bat die beiden, sitzen zu bleiben. Es wären langweilige Leute, die da gekommen und würden den ganzen Abend sitzen bleiben, wenn sie noch jemand fänden.

Darauf verschwand das Ehepaar, nachdem Eva noch beim Fortgehen im Scherz gesagt:

— Ihr werdet euch doch nicht zanken?

Gella und Joseph blieben. Und seltsam: sie hatte eine Empfindung, die sie bisher noch nie gekannt — eine Art Beklemmung, mit dem Vetter allein bleiben zu sollen. Am liebsten wäre sie der Tante nachgelaufen mit der Bitte, ja so schnell als möglich wiederzukommen. Einen Augenblick dachte sie daran, unter irgend einem Vorwand sich auf ihr Zimmer zurück-

zuziehen. Dann wieder empfand sie das Bedürfnis, dazubleiben, zu hören, was Joseph erzählen würde.

Der blieb unbeweglich in seinem großen Empirestuhl mit dem alten Seidenbezuge sitzen und rauchte eine Cigarette. Die goldene Lehne ragte gerade über seinen Kopf hinaus, und die Schnitzerei wob ihm bei der Beleuchtung von oben, die Einzelheiten verschluckte und nur glitzernd aufgesetzte Lichter von der Vergoldung sehen ließ, etwas wie einen Heiligenschein um den Kopf.

Er sagte gar nichts. Gella arbeitete an einer Stickerei, die ihr Eva zum Fertigmachen auf ihre Bitten überlassen. Es war ein wundervoller Brokat, schwer, alt, prachtvoll, der überstickt wurde, um ein Relief herzustellen. Die Gräfin arbeitete seit Jahren daran, wurde aber nie fertig, was nicht weiter erstaunlich schien, da sie nur dann die Stickerei vornahm, wenn es jemand sah und sie sonst über eine Stuhllehne hing, um auf den Geschmack, die Thätigkeit, künstlerische Neigung, kostbare Vorliebe der Hausfrau schließen zu lassen.

Einen flüchtigen Blick warf Gella von ihrer Arbeit hinüber, weil das lange Schweigen ihr peinlich ward. Da rief er plötzlich:

— Ich wollte nur mal sehen, wer zuerst aufblickte . . .

Sie begriff nicht.

— Ja, ich meine, ich wollte so lange warten, bis einer von uns beiden den andern ansähe. Und du hast es gethan.

— Nein, nein . . . — antwortete sie verlegen.

Er lachte:

— Doch, doch, übrigens ist ja nichts dabei. Ich kann doch einen Scherz machen. Ich finde in unserer so entsetzlich ernsten Zeit wirkt ein Scherz manchmal geradezu wie eine Erlösung!

— Ernst genug ist es jetzt! — gab Gella zurück. Er fuhr fort, immer in dem weichen, schmeichelnden Ton mit seiner so unendlich vernünftigen Beredsamkeit, mit Worten, die immer einen Anklang an höchste und tiefste Dinge hatten und doch im Grunde genommen kaum die Oberfläche verließen:

— Ja ernst genug wahrhaftig ist es. So ernst, daß man manchmal nicht begreift, wie man noch lachen kann. Alle unsere Verhältnisse sind so, im wirtschaftlichen Leben wie im politischen, im Leben der Völker, wie im Dasein des einzelnen Menschen. Es ist in unserer heutigen Welt alles aufs Höchste geschraubt, von jedem wird Anspannung der Kräfte bis auf's Äußerste gefordert. Oder jeder fordert es von sich selbst, um mitschwimmen zu können im allgemeinen Strome. Ich finde das nicht gesund, wie soll denn das enden? Ein Rückschlag muß folgen, denn eine sehr große Steigerung kann die menschliche Leistungsfähigkeit kaum noch erfahren. Ich meine die des einzelnen Menschen im Kampfe ums Dasein. Das geht jetzt kurz vor der Jahrhundertwende mit Dampf, mit Elektrizität, mit allen Hilfskräften der Natur vorwärts, und wo kommen wir denn dabei eigentlich hin? Sind wir wirklich weitergelangt? Ist der einfache Landbewohner in Hinterpommern auf seiner von den Vätern ererbten Scholle, der den Kulturmenschen der Großstadt rückständig erscheinen muß — wirklich rückständig? . . . .

Er blickte seine Cousine an mit so schmerzlichem Ausdruck, als laste das ganze Leid der Menschheit auf ihm. Eine Antwort verlangte er nicht. Sie hätte auch keine zu geben gewußt: mit Bangen war sie seinen Worten gefolgt, hing an seinen Lippen und wartete auf neue Erklärungen, die sie bereit war, entgegenzunehmen, wie alles, was er sagte, als Bekenntnis eines Menschen, bei dem jedes aus tiefstem Herzen kam.

Er sprach weiter, aber in anderem Ton. Er drückte seine Sehnsucht aus nach der Stille des Landes, er der Stadtgeborene, der eigentlich niemals Berlin verlassen. Er malte sich etwas aus, eine jugendliche Phantasie, als müsse draußen auf dem Lande eigentlich der Garten Eden blühen: ein Zufluchtsort vor dem Getriebe des Verkehrs, des Lernens, des Vorwärtsstrebens, des Streites mit den Konkurrenten.

Seine Schilderung hatte etwas Unwirkliches: der Traum eines Menschen, der sich etwas köstlich denkt, dessen Wirklichkeit er niemals nahe getreten. Aber diese Schilderung, die Gella vorzauberte, wie das Land und Landleben sein könnte, nur eben nicht war, machte ihr Eindruck.

Eine tiefe Sehnsucht schlummerte in ihr nach Traum, Einbildung, Phantasterei, Wunsch und Wille, sich das Leben in höherer, hellerer Beleuchtung darzustellen, als sie es in Poltze anzusehen gewöhnt war . . . die Nüchternheit der Lebensauffassung zu Hause verleitete das junge Mädchen zum Schwärmen.

In Poltze stiegen die Gespräche mit Herren nicht hoch hinauf. Was sie zu Haus hörte oder auf den Nachbargütern, befriedigte ihre Sehnsucht nicht. Von Ernte wurde gesprochen, von Jagd, von der neuen projektierten Bahnlinie, von der Probepredigt des Pfarrers am verflossenen Sonntage, über ein monströses Geweih konnten sich die Leute stundenlang nicht beruhigen; dann erschien Berlin am Himmel, halb als Verderben, als Bedenkliches, halb als lockender Zaubergarten, mit seinem An-Hof-gehen und den Theatern und Vergnügungen, bei welchem Thema sich die Herren in's Herrenzimmer zurückzuziehen pflegten; ab und zu ward Interesse rege für fremde Länder und Völker, für Forschungsreisen, bei deren Erwähnung die Männer stolzer wurden, als hätten sie selbst teil; von

Wissenschaft und Kunst, von Fortschritt — soweit es nicht Landwirtschaft betraf, war nie die Rede.

Das empfand Gella immer als Rückständigkeit, als eine Vernachlässigung, die etwas nicht auslöste, das doch in ihrer Natur schlief: jene unbestimmte Sehnsucht, jener Aufschwung, jener Auftrieb, jener Drang nach oben, nach Interessensphären, nach Gebieten menschlichen Könnens und Schaffens, deren Existenz ihre Herren nicht einmal ahnten.

Sie hatte sich nie gesagt, daß die Landedelleute um sie herum, Durchschnitt wie Durchschnitt, im großen Ganzen alleiniges Interesse hatten für ihren Beruf und was er mit sich brachte. Genau so, wie es die Männer in anderen Ständen und Berufen hielten: die Maler für ihre Kunst, während ihnen der Chilisalpeter gleichgiltig war; die Tuchfabrikanten für ihr Geschäft, wobei sie von Drainage nichts wußten; die Juristen für ihre Spitzfindigkeiten, von Sorge und Zweifel über Rotlaufverheerungen nicht gequält; die Ärzte für neue Behandlungen, Verhütungen, Operationen, der Treberverwendung kein Interesse zuwendend.

Immer weiter sprach Joseph, immer intimer, leiser, näher zu ihr geneigt, die ihm angespannt lauschend Ohr und Auge zuwandte, die den Händen entsunkene Arbeit auf den Knieen.

Er hörte sich gern und hatte gern ein Publikum, das ihm sonst nicht zuteil ward.

Wo er verkehrte, geschickt die besten, vornehmsten Kreise sich aussuchend, oder die günstigsten, für seine Carriere, mußte er immer der bescheidene, junge Mann sein, der gern gesehen wurde.

Aber sprechen konnte er dabei nicht. Doch drängte so vieles in seinem Innern nach Luft, ein brennender Ehrgeiz, die feste Absicht, nicht umzustürzen wie der thörichte Fedor,

nicht aufzubauen, weil er dazu die Kraft nicht spürte, aber zu erhalten, was war.

Kein Bismarck zwar, auch kein Bebel, unbedingt aber einer, der nicht viele mehr über sich hatte.

Nun sprach er sich aus, nun öffnete er gegen das Cousinchen die Schleusen seiner Beredsamkeit, daß alles hervorquoll, was er gelesen und in den Hörsälen vernommen. Sie aber hing wie ein ergebener Jünger an seinen Lippen.

Joseph entzündete sich selbst an den eigenen Worten. Die Sucht des Mannes, zu gefallen, kam über ihn, der Instinkt, sich zu pfauen und zu blähen, dem Weibchen zu gefallen. Dabei bekam er etwas Schwärmerisches, Sentimentales, das ihm sonst gar nicht zu eigen war, etwas fast Poetisches. Er redete von der Stille draußen in der Natur, an deren Busen er zurückkehren wollte wie Rousseau, von der Eitelkeit alles Treibens und Strebens, das doch nur sei, um sich die letzte Grube zu verdienen, sprach von Frieden und Vergeben, vom heimlichen Glück der Einsamkeit, als wäre er Semilasso, der Halbmüde.

Es war nicht Pose, kein reines Theater, das er Gella vormachte: es war eine Stimmung, ein Jugendduſel, die Weltabkehr dessen, der eigentlich die Welt noch kaum kennt, das Frühreife, das in diesem Eysen-Zweige steckte, und auch viel von dem Schwunge, der Fedor trieb. In solchem Augenblick waren sich die Brüder ähnlich. Ihre Stimme klang sogar ganz gleich, nur daß der eine auszog, die Weltordnung umzustoßen, der andere bereit war, sich thränenden Auges aus dem Kampfe zu flüchten, den er noch gar nicht gekämpft, den er auch in anderer Stimmung niemals begonnen, denn er blickte die Schöpfung nur an mit dem Worte des Herrn: „Und siehe da, sie war sehr gut!“

Solche Worte hatte Gella noch nie in ihrem Leben ge-

hört. Sie war wie gelähmt, gebannt, sie hing an seinen Lippen, sie spannte alle Sinne an, um auch nichts zu verlieren, um alles aufzunehmen in ihr armes, leeres, nahrungbedürftiges Landfräuleinherz. Sie spürte nichts davon, daß der Vetter ja doch eigentlich ein Kind bei seinen zweiundzwanzig Jahren war, gegen ihre vierundzwanzig, die noch dazu mehr zählten, denn ein Mädchen ist sogar dem gleichaltrigen Manne an Entwicklung um Jahre voraus.

Beide merkten es im Eifer nicht, daß Eva wieder eintrat, da Graf Leo eben den Besuch bis zur Treppe geleitete. Gerade als sie hereinkam, predigte Joseph:

— Das ist es ja gerade — dann erscheint einem all der Tand der Welt, alles was man für unentbehrlich gehalten, so klein! Arme kleine Menschenschwachheit und Thorheit. . . . Siehst du, Gella, manchmal denke ich wirklich, wozu sitzen wir nun hier ... hier im Treiben der großen Stadt. . . . Wozu quält man sich um Vorwärtskommen und Ansehen und Stellung. . . .

Eva war nahe herangetreten. Sie lachte plötzlich laut auf:

— Na, na . . . so pathetisch?

Die beiden fuhren auseinander, wie ertappte Sünder.

— Was redet ihr denn da so schrecklich laut?

Joseph stand auf. Er hatte nach einer Sekunde seine Haltung und Sicherheit wiedergewonnen:

— Nichts von Bedeutung, gnädigste Tante. Das sind so Stimmungen.

Und Eva erzählte sofort, was sie längst auf der Zunge gehabt, in größter Aufregung:

— Der Herzog von Birmingham kommt nächste Woche nach Berlin, da werden wir unsere Trauer natürlich etwas früher ablegen . . . . .

Gella sprach nicht mehr ein Wort.

## 17.

Durch die Ankunft des Herzoglich Birminghamschen Paares war Gellas Abreise nun doch notwendig geworden. Von dem „Bleiben, solange sie wollte" war keine Rede mehr. Die tote Zeit hatte sie überwinden helfen und wenn der Herzog und die Herzogin von Birmingham kamen, eine der größten englischen Familien, die mit dem Königshause verwandt war, so paßte die kleine Landpommeranze nicht mehr gut in's Haus.

Übrigens mußte man gerecht sein: Eva sowohl wie ihr Mann waren gegen Gella die ganze Zeit ihrer Abwesenheit hindurch sehr liebenswürdig.

Das junge Mädchen wurde bei der Ankunft in Poltze empfangen, als wäre es Jahre fort gewesen. Die Henne weinte dicke Thränen und der Poltzer sagte zu seiner Tochter, indem er sie in die Arme schloß und an die eingefallenen Wangen drückte:

— Na, das thut aber not, daß du wiederjekommen bist. Man hat ja nischt mehr von seinen Kindern, man is janz verlassen, ich habe jestern Abend jeheult wie'n Schloßhund.

Die Tochter war erschrocken, wie er aussah. Jetzt nach der Abwesenheit ward ihr mit einem Male klar, daß der Vater ein gänzlich veränderter Mann war seit Christis Ende. Sie strich ihm ängstlich die Wange:

— Aber Papachen, Mama war doch da.

— Ach die nützt mir nichts mein Kind . . .

Er blickte sich nach der Henne um, doch sie war nachsehen gegangen, ob Gellas Zimmer in Ordnung wäre, und er fuhr fort:

— Die Mama betet nur immer. Weißt du Gella, Frömmigkeit in Ehren, aber se hätte nur lieber vorher für

Christin beten sollen, oder wir hätten ihn wohl lieber anders erziehen sollen, dat wäre das allerbeste jewesen. Aber nu denke du: Christi ist fort, und ich muß es einjestehn, da hilft mal kein Sträuben und Stemmen: in Schanden ist er fort. Fabian, der gute Kerl, schlägt sich so übel und böse . . na . . nein . . nein . . janz ehrlich durch, . . . aber er hat ja zu wenig Zuschuß für die Kavallerie . . 's ist ja 's reine Elend . . . . und . . . du warst weg . . . . und . . . .

Der Poltzer suchte plötzlich in der Brusttasche. Er wollte noch Georg, seinen Jüngsten, erwähnen, der jetzt glücklich Selektaner in Lichterfelde war; aber inzwischen hatte er gefunden, was er gesucht: den ersten Brief von Christi. Bis dahin hatte er, trotz feierlichen Versprechens beim Abschiede in Hamburg, nie eine Zeile von sich hören lassen.

— Christi hat jeschrieben! — sagte nur der Poltzer und hielt ihr den Brief hin. Sie machte ein freudiges Gesicht, denn die Eltern warteten ja nun seit länger denn einem halben Jahre voller Sehnsucht auf eine Nachricht. Jeden Morgen griff der Vater hastig nach der Post, um nach der bekannten Schrift zu spähen. Jedesmal legte er ergebnislos mit einem Seufzer die Zeitungen fort, die er jetzt nicht einmal mehr lesen mochte. Da sah sie des Vaters finstere Züge, und auch sie ward nun ernst.

— Lies ihn auf deinem Zimmer, Kind. Aber sprich nicht davon. Verstehste . . . kein Wort will ich hören . . .

Erschrocken ging Gella mit dem Brief hinauf und las:

Chicago, den 9. April 1886.

Liebe Eltern,

ich hatte versprochen, Euch zu schreiben, sobald ich drüben wäre. Leider war es mir nicht möglich, denn ich wollte

Euch nicht gleich einen Schrecken einjagen. Ich lernte nämlich auf dem Dampfer einen sehr netten Herrn kennen, mit dem ich bald näher bekannt wurde. Er schlug mir vor, mich an einem Pferdegeschäft zu beteiligen in Chicago, das ausgezeichnet gehe, aber wesentlich verbessert und vergrößert werden könnte, wenn jemand eintrete, der die Sache verstünde. Mit anderen Worten, ich sah bald, daß die Leute von Pferden natürlich keinen Dunst hatten, und versuchte die Geschichte auf den Damm zu bringen. Aber Goddam, es ging schief, und ich verlor mein ganzes Geld, das Du, lieber Papa, mir noch mitgegeben hattest. Ihr könnt Euch denken, daß ich da nicht geschrieben habe. Dann habe ich alles Mögliche versucht, jedenfalls Dinge, an die ich in Deutschland nie gedacht haben würde, und die ich Euch gar nicht nennen mag — nichts ist mir geglückt, aber auch nichts. Endlich habe ich im Hause eines Petroleumkönigs — furchtbares Rauhbein — eine Stelle gefunden. Der Kerl säße bei uns längst im Zuchthause. Ich bleibe auch nur noch bis zum ersten Mai bei ihm. Denn ich werde mich nämlich verheiraten. Meine Alte — sie zählt leider schon vierundvierzig Lenze — würde zwar nicht gerade in Berlin auf'n Hofball Figur machen, denn sie ist in reichlich gutem Futterzustande, aber sie hat, was man so sagt, „Pinke-Pinke". — Leider hat sie 'nen kleinen Fehler im Pedigree: irgendwo muß da mal schwarzes Blut dazwischengekommen sein, aber man sieht's nur um die Augen rum. — Ihr seht, ich mache Euch nichts vor, sondern Ihr erfahrt die reine Wahrheit. Mir bot sich die Partie — na für mich ist ja nun doch alles gleich — und ich schlug ein. Ich werde mir auf die Art Pferde halten können; daß ich nicht mehr reiten konnte — war mir doch der größte Kummer. Alles

kann man nicht haben. Ne Prinzessin kann ich nicht bekommen, und hier gilt doch bloß der Dollar. Das habe ich eingesehen. Wer ihn hat — all right. Am besten wäre es, Ihr behieltet das alles für Euch. Die Geschwister können's ja hören, aber auf keinen Fall Onkel Heinrich und vor allen Dingen nicht die ††† Professorssöhne. Und nun liebe Eltern, habt keine Angst, sehen werdet Ihr die neue Schwiegertochter ja nicht; nach dem alten, lieben Poltze kommt sie nicht, das will ich Euch nicht anthun, sie kommt ebensowenig wie ich, denn sonst würden mich ja gleich die Häscher in Bande schlagen.

Ihr werdet sobald nicht wieder von mir hören; ich will Euch nicht wehe thun, indem ich Euch immer an all den Kummer erinnere, den ich Euch bereitet habe.

Lebt wohl, liebe Eltern. Mama darf nicht weinen, Papa nicht böse sein. Mir geht's ja nun ganz gut. Einen Kuß Schwesterchen. Ich umarme die Brüder, sie sollen vernünftig sein, daß es ihnen nicht geht wie

Eurem verlorenen Sohn

Christi.

Gella ließ den Brief sinken und starrte vor sich hin. Die Thränen waren ihr in die Augen getreten schon bei den ersten Zeilen, dann wieder, als sie las, daß es dem Bruder schlecht ginge. Wie sie zu der halb cynischen, halb wie Galgenhumor klingenden Ankündigung seiner in Aussicht genommenen Ehe kam, ward sie, obwohl sie sich in ihrem Zimmer allein eingeschlossen hatte, dunkelrot. Am Schluß kam wieder große Weichheit über sie, und sie sagte ganz laut mehrmals vor sich hin:

— Der arme Christi! Der arme Christi!

Nun las sie den Brief noch einmal durch. Als sie aber dieses Mal an die Stelle kam, wo der Bruder sagte, die Professorssöhne sollten es nicht erfahren, und ihr Blick auf den drei Kreuzen ruhte, ärgerte sie sich über Christi. Er war ungerecht. Was hatte er gegen die! Und ihr fielen die vernünftigen, milden, versöhnlichen Worte Josephs ein über das Verfehlen seines Vetters.

Dabei dachte sie unwillkürlich nach über Joseph. Sein Ton, seine Stimme klang ihr in den Ohren, schmeichelnd, angenehm — sympathisch. Sie fand alles, was er ihr gesagt, so wahr und richtig.

Plötzlich stand der Vetter vor ihrer Erinnerung, sie sah ihn zum Greifen nahe — und er gefiel ihr. Ja, er gefiel ihr, gefiel ihr, wie ihr noch niemals ein Mann gefallen. Aber seine Jugend und ihr Alter — daran dachte sie sofort, denn sie fand sich immer so entsetzlich alt. Unwillkürlich pflegte sie Vergleiche anzustellen. Sie war gesetzter als Mädchen ihrer Jahre sonst. Doch sonderbar, er erschien ihr nicht zu jung. Sonst hatte sie die Empfindung, bei den Söhnen der Nachbargüter, auch wenn sie schon die zwanzig hinter sich hatten: Gott, seid ihr junge Dächse, fahrig und unentwickelt, unreif und so, daß ich euch weit übersehe. Bei keinem dieser Herren war ihr jemals der Gedanke gekommen, der könnte um dich anhalten. Danach hatte sie ihr Benehmen eingerichtet, und das mochte vielleicht mit ein Grund sein, warum ihr nie einer auch nur den Hof gemacht.

Aber Joseph — Joseph — nein, der war nicht zu jung . . .

Es klopfte an der Thür, und Gella fuhr zusammen.

— Was ist denn?

Die Jungfer rief draußen:

— Das gnädige Fräulein möchten doch herunterkommen. Gnädiges Fräulein werden längst erwartet.

Gella lief schnell zum Waschtisch, drückte den Schwamm an die Augen, dann eilte sie hinab, Christis Brief in der Tasche. Sie wollte ihn dem Vater einhändigen, ohne ein Wort zu sagen, wie er es gewünscht. Doch die Henne konnte es nicht lassen und begann, nachdem Gella ein paar Minuten vom Berliner Aufenthalte erzählt:

— Aber was sagst du denn zu Christi?

Gella schwieg. Die Mutter gab selbst die Antwort:

— Ist das nicht unerhört?

— Was, Mama?

— Der Ton von dem Brief! Das ist ja . . ist ja . . und was heiratet er denn da? Um Gotteswillen, ich bitte dich, was ist denn das für eine Person! Denke dir doch bloß! Das schneidet ja alles ab.

Der Poltzer that nicht, als ob er etwas hörte. Gella hatte ein anderes Gefühl als die Mutter, sie meinte, daß sie sich, wie die Dinge nun einmal standen, für Christi freuen müßten. Er kam jetzt wenigstens in eine gesicherte Lebenslage, und wenn er sonst damit zufrieden war, ihnen konnte es ja ganz gleich sein, wen er dort drüben heimführte, und wenn sie zwanzig Jahre mehr zählte als er und sogar Negerblut in den Adern hatte.

Das sagte Gella! Die Henne war starr. Nun kam es heraus, daß die Eltern im stillen die Hoffnung genährt, ihr geliebter Ältester würde doch einmal in die Heimat zurückkehren.

— Das könnte er doch gar nicht! Wie er es ja auch schreibt. Niemals! — gab das junge Mädchen zurück.

Da erhob sich plötzlich der Poltzer und pflanzte sich vor seiner Tochter auf:

— Warum könnte er das niemals?

— Ich denke wegen der Schulden!

Einen Augenblick zögerte der Poltzer, dann blickte er seine Frau an, suchte ihr Auge, und als die Henne nickte, sagte er:

— Seine Schulden . . . seine Schulden — sind bezahlt!

— Sind bezahlt? — stammelte nun das junge Mädchen, tödlich erschrocken. Er nickte. Sie fragte noch einmal:

— Sind wirklich bezahlt?

— Wirklich bezahlt!

— A . . . a . . . alle?

— Alle.

— Aber . . . wie kann denn das sein?

Der Poltzer fühlte, daß er eine Erklärung geben mußte. Er nahm seine Tochter beim Arm, zog sie zum Sofa, setzte sich neben sie, dann fing er an mit leiser, gebrochener Stimme zu erzählen. Seine Worte hatten etwas Unsicheres, als habe er schlechtes Gewissen, als müsse er sich entschuldigen. Er sah auch dabei Gella nicht an, schaute zur Seite, zu Boden, oder holte sich ab und zu durch einen Blick des Einverständnisses Mut bei der Henne, die dann jedesmal nickte, worauf er neue Kraft gewann und etwas energischer sprach.

Er setzte genau die Vermögensverhältnisse auseinander, wieviel Hypotheken bisher auf Poltze gestanden und auf wieviel Einkommen er infolgedessen wohl habe rechnen können.

Dann nannte er die Höhe der Schuldenlast Christis. Nach der ersten Berechnung des Rechtsanwaltes: zweihundertsiebenunddreißigtausend Mark — nach der zweiten sogar über dreihunderttausend Mark. Nachdem dann aber alle unzweifelhaft unberechtigten Forderungen zurückgewiesen, mit den Halsabschneidern, Krawattenfabrikanten und Wucherern akkordiert worden sei, wären noch sechsundneunzigtausend Mark übrig geblieben.

Die Berechnungen waren gemacht. Nun stand der Poltzer plötzlich auf:

— So Gella. Also sechsundneunzigtausend Mark. Denke dir mal sechsundneunzigtausend Mark! Ein Vermögen — jedenfalls unser Vermögen! Aber was bedeutet das gegen den ehrlichen Namen? Ich sollte mir von jedem Saublatt, das auf dem Junkertum 'rumhackt, sagen lassen: „Der Herr Freiherr von Eysen und Ley, auf Poltze, Prignitz, Mark Brandenburg, Leutnant außer Dienst, Ehrenritter des Johanniterordens, Kreisdeputierter, lebt herrlich und in Freuden, während hundert arme Leute, die sein berüchtigter Sohn Christi um ihr Geld betrogen hat, nicht wissen, wo sie am anderen Tage das Essen hernehmen sollen!" Das hat in so'n Schweineblatt jestanden! Thatsache. Dat soll ich mir sagen lassen, daß die Leute, wenn ich in Perleberg oder sonst wo zu thun habe, auf der Straße mit Fingern auf mich weisen? Nee, wenn ich Meyer hieße oder so wat, wär's schon schlimm, aber wenn ich Eysen heiße — nee — nee — lieber hungern!

Er lief in hastigen Schritten im Zimmer auf und nieder, ballte die Fäuste und streckte dann wieder energisch die ausgespreizten Finger der Hand aus, während er mehrmals rief:

— Niemals! Niemals! Niemals! Ein Hundsfott, der mir das zutraut.

Während er so hin und herschritt, die Kleider um ihn hingen und schlotterten, und er, der einst dick, rund gewesen, jetzt fast hager aussah, war es Gella, als könnte dieser gänzlich veränderte Mann gar nicht ihr Vater sein. Sie verstand ja nun schon, sie wußte, was noch kam: der Vater hatte zu Gunsten des Ältesten soviel ausgegeben, daß den Anderen nicht viel mehr blieb und es jedenfalls für die Familie schwer wurde, sich durchzuschlagen.

So war es auch. Der Poltzer sagte es endlich nach all den Erklärungen und Einleitungen mit dürren Worten: ja er hatte alles geopfert, was an Barvermögen da war, und auf Poltze noch zu den übrigen eine neue Hypothek aufgenommen.

Er erwartete wohl, Gella würde sich um ihr Erbteil betrogen fühlen, zetern, jammern, weinen und schreien. Doch sie verlor kein Wort. Es schnürte ihr zwar das Herz zusammen, aber sie sagte nichts, sondern stand nur auf und fiel dem Vater um den Hals. Ein unsäglich bitteres Gefühl quälte sie: die Erkenntnis des Niederganges. Ja, sie gingen zurück. Wer weiß, was das noch für ein Ende nahm, wohin sie schließlich gelangen würden! Sie gingen zurück, sie verloren Geld und Stellung und Ansehen. Und es gab keine Möglichkeit, wieder in die Höhe zu kommen. Die Brüder kosteten nur und verdienten nichts. Das Gut war verschuldet, trug weniger von Jahr zu Jahr. Die Landwirte, die Nachbarn klagten ja alle, sie hatte es tausendmal gehört.

Während sie an des Vaters Brust lag und sie beide weinten, erschien plötzlich wieder, ganz unvermittelt, Joseph vor ihrer Phantasie. Sie wollte dies Gedenken zurückdrängen. Was hatte er damit zu thun? Doch mit den Gedanken an ihn kam ihr die Überlegung, daß sie nun wohl gar nichts bekommen würde, daß ihr Anteil, an den die bescheidene Mädchenseele wirklich niemals gedacht, nun verschlungen sei von dem Zusammenbruch, und sie nichts mehr besäße, einem Mann ins Haus zu bringen.

Sie fühlte sich geopfert, wie es das Schicksal der Mädchen ihrer Familien häufig war: die Brüder mußten Carriere machen, sie und die Ehre mußten gerettet werden.

Es wäre Gella sonst gleichgiltig gewesen. Sie hatte

keine Hoffnungen, keine Erwartungen, sie hatte keine Forderungen ans Leben gestellt.

Aber heute empfand sie plötzlich etwas im tiefsten Herzen, wie eine Kränkung, eine Zurücksetzung, eine Ungerechtigkeit. Sie wollte nicht zurückstehen, sie wollte dasselbe Recht haben wie der Bruder, und als der Vater sie küßte, empfand sie zum ersten Mal in ihrem Leben gegen ihn etwas wie eine Abkehr. Als nun die Mutter auf sie zukam, die Arme öffnete, die Tochter ans Herz zu drücken, kam sie ihr nicht entgegen sondern ließ sich nur umschließen, und ihre Lippen waren kalt und tot, ihr Auge trocken, ihre Gedanken abwesend.

Da wußte sie es mit einem Male, für wen sie etwas besitzen, für wen sie aufsparen wollte, für wen gleiches Recht haben, wie der Bruder, dessentwillen alles geopfert ward: für ihren jungen Vetter Joseph. — Zugleich aber ward ihr klar in schmerzender Erkenntnis, mit einer Empfindung, wie ein Stich ins Herz: das erste Mal, wo sie egoistisch sein und auch ihren Anteil an der Welt haben wollte — versank alles vor ihr wie eine Feerie im Theater, Dunst, Sinnentäuschung. Sie hatte nichts — er besaß nichts.

Und nach kurzen Augenblicken stürmte sie auf ihr Zimmer und warf sich mit brennendroten Wangen weinend an ihrem schmalen, eisernen, kleinen Bettchen nieder. —

---

## 18.

In Poltze wurde es einsam. Die Familie sah keinen Menschen mehr bei sich, nur zu Weihnachten war wie immer

die Stiftsdame gekommen und hatte Nachrichten aus der Welt gebracht, die die Poltzer alle gar nicht mehr kannten.

Onkel Heinrich ging es nicht schlechter und nicht besser. Eine neue Lähmung war nicht erfolgt, aber das linke Bein war auch nicht wieder beweglich geworden, wie der hoffnungsstarke alte Herr erwartet. Schwester Irma war jetzt ganz in der Voßstraße stationiert, denn der alte Diener, so gut er es auch meinte, genügte zur Krankenpflege nicht.

Joseph hatte sein Staatsexamen gemacht und war nun glücklich Referendar. Der Minister, wie es schien, zahlte für ihn.

Gella wurde lebhaft, als die Tante es erzählte, aber sie senkte den Kopf, als sie vernahm, er sei nach Breslau versetzt worden. —

Von Fedor hatte kein Mitglied der Familie etwas gehört. Robert sollte zu Ostern die Reifeprüfung ablegen.

Eva ließ schön grüßen, besonders Gella. Von erneuter Einladung war nicht die Rede gewesen.

Rudolf war Oberst geworden, das ließ er dem Vetter in Poltze offiziell melden.

Mehr wußte die Stiftsdame nicht zu berichten, und auch Fabian und Georg, die zum Fest zu Besuch waren, erzählten nicht viel, als laste auf ihnen allen mit Centnerschwere Christis Schicksal.

Es ruhte auch wie ein Verhängnis auf allen: es bedrückte Fabians Laufbahn, der nichts in seinem Regiment mitthun konnte, was die anderen machten, aus Furcht, nicht auszukommen. Er war ein braver Junge, ein ausgezeichneter Wirt, und wie man hörte, ein ganz außerordentlich brauchbarer Offizier. Vielleicht besonders brauchbar, weil ihm seine pekuniären Verhältnisse verboten, an anderes als den Dienst zu denken.

Auch auf Georgs Zukunft warf es seine Schatten voraus. Er wußte, daß er bei der Infanterie eintreten sollte, und er, der als Junge sonst immer in Poltze, wenn es nur irgend ging, die Wagenpferde blank auf dem Hofe geritten, sah nun keinen Gaul mehr an. Es gab auch keine mehr, denn sie waren als unnütze Fresser abgeschafft. In die Nachbarschaft fuhr man nicht, und den nötigen Verkehr zum Bahnhof konnte einer der Ackergäule mit besorgen.

So war denn auch der alte Kutscher fort, der Christi noch zum letzten Mal zur Bahn gefahren. Er hatte sich von den Ersparnissen seiner siebenunddreißig Jahre als herrschaftlicher Kutscher, in seinem Geburtsorte Dievenow ein Bauerngütchen gekauft.

Auf Poltze wurde es stiller und stiller: Gella war schweigsam geworden gleich dem Vater, und die Mutter wie sie. Bei Tisch, wo es viel einfacher zuging als früher, fiel kaum mehr ein Wort.

Der Poltzer brütete gewöhnlich vor sich hin.

Er sprach nichts mehr, und Mahlzeiten vergingen, bei denen überhaupt keines ein Wort sagte, denn auch die Poltzin hatte sich verändert. Sie war im letzten Jahre sehr grau geworden und immer frömmer. Doch es war mehr Lippenwerk. Sie las die Bibel nicht zur Erbauung, zur Erhebung, zur Aufrichtung in Not und Leid, sondern wie eine alte Gewohnheit, weil sie es immer so gehalten, oft sogar beinahe wie einen Roman. Und dann hatte sich etwas Neues entwickelt, das schon immer in ihr geschlummert: die Sucht zu heilen und geheilt zu werden. Eine Schwärmerin für allerlei natürliche Heilmethoden, Kaltwasserkuren, Veränderung der Lebensweise. Einmal war es Baunscheidismus, dann Kneippkur, einmal Magnetismus, dann Hypnose, einmal

Abhärtung, dann wieder Warmhalten; wollene Unterkleidung wechselte mit „in bloßem Kopf und Hals gehen", kalte Abwaschungen mit warmen Bädern. Zuletzt war der Vegetarismus an die Reihe gekommen, und dabei befand sie sich jetzt.

Sie hielt es auch für billiger, wenn kein Fleisch mehr auf den Tisch kam, denn unter dem Gesichtswinkel der Billigkeit wurde in Poltze jetzt alles beurteilt. Die ganze Lebenshaltung war vereinfacht worden; auch sonst wurden Einschränkungen gemacht; für die Blumenbeete vor dem Herrenhause wurde nichts mehr verausgabt. Sie verwilderten und hatten schon im Sommer wie Komposthaufen ausgesehen. Nun im Winter ebnete alles der Schnee und äußerlich verriet Poltze nichts davon, daß für Garten und Park keine Unterhaltungssummen mehr erübrigt werden konnten.

Eine notwendige Schornsteinreparatur war aufgeschoben worden, da bei der Gelegenheit sich ein Essenumbau als dringlich herausstellte. Um die kostspielige Veränderung nicht machen zu müssen, verlegte man Gellas Zimmer, wie das Schlafzimmer der Eltern, in die Fremdenstuben des linken Flügels, und schloß die ganze rechte Hälfte des Herrnhauses überhaupt ab. Nun brauchte dort nicht mehr geheizt zu werden, die Läden wurden zugemacht und der Schornstein oben mit Stroh verstopft.

Einen traurigen Eindruck machte Poltze jetzt mit dem nur halbbewohnten Hause. Der Stiftsdame gab es zu Weihnachten Veranlassung zu einem bitter-schwermütigen Scherz, indem sie auf Tante Mine anspielte, die alle kannten:

— Das Haus sieht jetzt aus, wie die älteste Aufschläger: ein Auge offen, ein Lid jeschlossen!

Das Elend rührte und bekümmerte das alte Fräulein, aber sie konnte auch nicht helfen, denn viel mehr, als sie brauchte, besaß sie selber nicht, und im stillen hatte sie einen Gedanken:

was sie etwa einmal hätte entbehren können, sollte ihrer Nichte Gella zugute kommen, um ihr eine Ehe zu ermöglichen. Denn es empörte Elisabeth nicht bloß, daß der Bruder dem leichtsinnigen Sohn noch soviel Geld „nachgeschmissen", sondern auch, daß bei ihnen die Mädchen immer zu kurz kamen, die Mädchen, die doch dasselbe Recht hatten, und nur, weil sie bei der Heirat den Namen ablegten, erst in zweiter Linie berücksichtigt wurden.

Jetzt, wo es so knapp herging, wünschte die Henne mehr als je eine Hofdamenstellung für ihre Tochter, aber bei dem Leben, das sie geführt, waren ihre Verbindungen mit Höfen allmählich abgestorben, und da ihre einstige Herrin, die Großherzogin von Sexten, das Zeitliche gesegnet, so blieb ihr nur noch eine Hoffnung: ihr Schwager Fabian.

An den schrieb sie im Januar 1887, ganz im stillen, ohne jemandem etwas davon zu sagen. Doch dieselbe Antwort erfolgte, wie schon vor nun fast drei Jahren. Wieder behandelte der Hofchef die Angelegenheit höchst geheimnisvoll, versprach, sich unter der Hand umzusehen und schwieg.

Von Christi war kein Brief wieder gekommen. Die Poltzer wußten nicht einmal seine Adresse, und all das Geld an die Gläubiger war thatsächlich umsonst ausgegeben. Wer immer davon gehört, welche Summe der Poltzer für seinen Sohn geopfert, fand das Bezahlen dieser Wucherschulden falsch, zum mindesten ganz unnötig. Und allgemein sagte man in der Gegend von Ernst selbst das, was er zu seinem Sohne gesagt, er wäre „schön dumm gewesen". Sogar die Nachbarn, die aus der guten, alten Zeit noch stammten und an adeligen Namen und adeliges Handeln den schärfsten Maßstab legten, waren der Ansicht, der Poltzer habe damit Christi nicht rein gewaschen, seine Familie unglücklich gemacht, seinem Namen keine

schuldige That gethan. Kurz, allgemein wurde er verurteilt und die Familie bedauert.

Das vernahm der Poltzer, zuerst direkt aus Gesprächen, dann als er sich ganz vom Verkehr zurückgezogen hatte, auf allerlei Umwegen.

Meistens brachte es ihm der alte Jochen bei, aber auch auf andere Weise wurde es ihm gesteckt. Die Stiftsdame vor allem hielt nicht hinter dem Berge, sondern versetzte es ihm bei jeder Gelegenheit.

Das kränkte ihn jedesmal, das machte ihn immer verschlossener, unglücklicher. Es war, als läge ein Gewicht auf ihm, das ihn allmählich, ohne Rettung zermalmte.

Am Anfang des Winters hatte er sich erkältet und hustete. Er hütete das Zimmer, bis es besser wurde. Doch er, der an das Leben in Feld und Wald und Heide gewöhnt war, hatte sich durch die immer überheizte Zimmerluft verwöhnt. Bei seinem ersten Ausgange — natürlich zu dünn gekleidet — erkältete er sich derartig, daß er bis zum Frühjahr seinen Husten nicht los ward und auch nicht wieder an die Luft kam.

Allmählich hatte er die Temperatur im Zimmer gesteigert. Ihn fror immer, er ließ heizen, und je höher die Temperatur stieg, je weniger für Luftwechsel gesorgt wurde, desto mehr fror ihn, desto häufiger wurde nun wieder nachgelegt.

Und immer mehr umschattete ihn die Einsamkeit. — Zuerst hatte ihn der Bösendorfer noch besucht, dann die aus Triptis und Wanke, die Gellers aus Hoheneschen und sein alter Freund Justus, ein Graf Wilmerode, der mit ihm im Kadettencorps zusammen erzogen und dann im gleichen Regiment Offizier geworden war. Aber er konnte die Vorwürfe nicht vertragen, die sie ihm mehr oder weniger alle machten, und schließlich

verzankte er sich mit den meisten, während andere nicht mehr erschienen, weil ihre Besuche nie erwidert wurden.

Es wurde still in Poltze.

Doch der Poltzer fand die Zeit nicht zu lang: er sorgte für seine Gesundheit, beobachtete sich fortwährend, führte Buch, wie oft er am Tage gehustet, brütete stundenlang über seinen landwirtschaftlichen wie Haushaltsabrechnungen, mit denen er nie zu stande kam, und an deren schlechten Ergebnissen sich doch nichts ändern ließ.

Den alten Fellkoffer, den er einst nach Berlin in die „Reitbahn" sich nachschicken ließ, hatte er vom Boden heruntergeholt, arbeitete die Rechnungen durch ohne Sinn und Zweck. Seitdem er das Zimmer hütete, las er außerdem landwirtschaftliche Werke, über Aufforstung, Maschinen, Körnerbau, Düngung, Stallfütterung und dergleichen, Bücher, die er sich einst angeschafft, aber nie auch nur aufgeschnitten, weil er von Theorieen nichts hielt.

Nun kamen ihm plötzlich allerlei Ideen. Er wollte Änderungen machen, neue Maschinen kommen lassen. — Eine Sämaschine hatte es ihm vor allem angethan und ein amerikanischer Pflug, doch mußten sie elektrisch betrieben werden und die Kraftquelle fehlte, ganz abgesehen von den enormen Anschaffungskosten, die er doch nicht mehr hätte erschwingen können.

Er träumte, spintisierte und sann. Oft schlief er allerdings dabei ein, und noch öfter las er nebenbei andere Sachen: alte Jahrgänge „Daheim" und „Gartenlaube", die in Stößen in der Obstkammer gelegen hatten. Sein Zimmer, dem früher Schreiberei und Bücher grundsätzlich fern geblieben, da der Poltzer lieber Viere lang gefahren ‚heidi' und über die Hecken gesprungen, bekam nun mit einem Male das Aussehen einer

Gelehrtenstube mit all den Werken, die wüst herumlagen, denn aus Furcht, das Fenster könnte zu lange aufbleiben, verbot er das gründliche Aufräumen.

Gella hatte ein paar Mal die Mutter gefragt, ob es nicht besser sei, des Vaters wegen einen Arzt aus Berlin kommen zu lassen, denn der berühmte Doktor Müller hatte inzwischen den Normalweg seiner Patienten zum Kirchhofe antreten müssen, und zu seinem Nachfolger, einem tüchtigen, energischen Manne, hatte die Henne kein Vertrauen. Aber die Mutter wollte nicht. Sie vertraute auch anderen nicht, sie meinte, das beste wäre eine „rationelle Lebensweise". Damit traf sie zwar den Nagel auf den Kopf, that aber nichts, um ihren Mann seinem jetzigen ungesunden Dasein zu entreißen.

Es wäre auch schwer gewesen, denn der Poltzer litt keinen Widerspruch mehr, wollte seinen Kopf durchsetzen und war so menschenscheu geworden, so versunken in Kummer wie Brüten, daß er sich in seinem Zimmer am wohlsten fühlte.

Als die Henne ihn einmal bat, es mit Massage zu versuchen, worunter sie augenblicklich in erster Linie „rationelle Lebensweise" verstand, wurde er fuchswild. Etwas von seinem alten polternden Poltzerwesen, seinem einstigen Humor, seiner Urwüchsigkeit kam wieder zum Durchbruch. Er rief, indem er einen Jahrgang „Über Land und Meer" durchs Zimmer schleuderte, daß er wie eine Bombe einschlug:

— Adelheid, als ich noch 'n Wanst hatte, da wär's so wat jewesen, um dünne zu werden wie'n Pfeifenstiel, aber massieren, wenn man nich 'n Lot zuviel hat, tip-top-fit — nee, det kommt mir vor wie 'n zu dünner Spargel, der à la Beefsteak jeklopft werden soll, weil die Köchin im Dusel zuviel runterjeschnitzt hat!

Er hatte zu laut gesprochen, bekam einen Erstickungs-

anfall und fing jämmerlich an zu husten. Doch die Henne fand es nicht so schlimm. Sie hatte sich nun den ganzen Winter hindurch so daran gewöhnt, daß sie nicht mehr besonders darauf achtete. Vieles von dem Krächzen hörten die beiden Damen auch nicht, denn sie suchten ihn jetzt möglichst in seinem Zimmer allein zu lassen, da sie die neunzehn Grad Réaumur bei ihm auf die Dauer nicht aushalten konnten.

Dazu erhoffte die Henne alles Günstige vom Frühjahr. Wenn es erst einmal wieder warm würde, ging auch der Husten so schnell vorbei, wie er gekommen. Ihr Ernst hatte ja eigentlich immer eine Bärennatur gehabt. — Solange er rund und dick gewesen, hatte sie einen frühen Tod befürchtet, jetzt, wo es ihm vielleicht doch schlecht ging, war sie voller Hoffnung.

Und der Frühling, der ersehnte Frühling zog in Polze ein.

Er kam spät in der Prignitz, aber, als wollte er sein langes Zögern nachholen, brach er mit einem Male ins Land. Noch war alles grau und neblig gewesen, noch lagen die Äcker schmutzig schwarz da, die Wiesen mit Schmelzwasser bestanden, noch streckten die Birken ihre Äste gleich struppigen Besen in den grauen wolkenverhangenen Himmel, noch schwieg alles ringsum in der Weite, kein Vogel sang, keine Rufe der Arbeitenden auf dem Felde klangen — alles schien noch zu schlummern, und wenn ein leiser Windhauch dahergezogen kam, und in die Weiden fuhr, so war es, als zitterten die dürren, kahlen Ruten wie im Frost.

Die Sonne ging unter hinter düsteren Nebelschleiern, mattrot, fast wie im Herbst, wenn die Erde schlafen geht, und es schien, als sollte der Lenz dieses Jahr nicht mehr kommen.

Da lachte am anderen Morgen ein wolkenloser, warmer,

blauer Himmel auf die Prignitz herab. Die Sonne schien strahlend, fast sengend, als wäre sie über Nacht größer und kräftiger geworden. Sie sog Pfützen und Wassertümpel auf, sie trocknete Wiesen und Äcker. Der Wind half, ein lauer Süd-, ein Frühlingswind.

Jetzt erwachte die Erde. Sie besann sich, daß es Zeit sei. Mit einem Male waren die Vögel da, man wußte nicht woher, mit einem Male begann es in Flur und Heide, in Bruch, Feld und Unterholz sich zu regen. Der Saft schoß in die Zweige, es knackte im Walde, es quakte leise an den Teichen, es begann auf den Wiesen zu zirpen und zu springen. In wenigen Tagen, wie über Nacht, ging ein Grünen und Keimen und Sprießen über den Laubwald. Die Birken umkleideten sich mit mattem, grünlichem Flaum, als hätte eine grüne Wolke, die der Erde zu nahe gekommen, die Zweige gestreift.

Und nun begann es sich auch auf dem Boden zu färben, einzelne Sprossen lugten heraus, Halme wuchsen. Droben entfalteten sich winzige, kleine Blütchen, gezackt, oder rund und glänzend, als wären sie lackiert. Und die Fransen und Spitzen der Blüten, zusammengerollt, schrumplig wie alte Haut, bogen sich nach außen, streckten sich, wurden glatt.

Die Wiesen waren noch zurück. Aber sie folgten bald und bekamen einen frischen, leuchtenden Schein. Jetzt zwitscherte es von den Bäumen, hoch oben in blauer Luft klang Lerchentrillern. Raubvogelschreie dazwischen, hell quiekend, fast wie ein Kind, das vor Freude jauchzt. Hasen wechselten über die jungen Hälmchen der Äcker, aus dem Walde tönte Axtschlag von der Arbeit, vom Wege das Kreischen und Knarren der Räder, Peitschenschlag, ein Anruf, ein „Hüh"! ein „Heh"! Die Pflüge gingen. Der Sämann lief.

Tagelang blieb der Himmel blau, wolkenlos. Es war warm, wie im hohen Sommer. Köstliche Luft voll Seime und Keime, voll Erdgeruch, Dung, frisch umgebrochener Scholle, voll Waldduft zog mit dem leichten, lauen Winde in den Park, wehte um das alte Herrnhaus, mit der Hälfte geschlossener Läden, zu verkünden: Der Frühling ist da, die Erde ist erwacht, kommt heraus aus den Mauern, badet euch gesund in Luft, Licht und Sonne!

Der Poltzer öffnete sein Fenster und steckte zuerst die Hand, dann den Kopf hinaus. Es war köstlich. Köstlich! Sogar ihm nicht zu kühl. Und nun strömte der Duft vom Lande, den er eingesogen sein Leben lang, mit dem er groß geworden, in dem er zu sterben hoffte, hinein in seine dumpfige, muffige Stube. Und mit dem Hauche von Waldesfrische und junger Saat zog auch in seine arme kopfhängerische Seele wieder etwas hinein aus alten Tagen, wieder die Sehnsucht nach der Büchse, um zu Schuß zu kommen im Dämmerlicht, wieder etwas aus alter Reiterzeit, aus längst vergessener, sich auf den Gaul zu schwingen und querfeldein zu jagen wie besessen, um nur Kraft zu zeigen und jung zu sein.

Mit einem Male hielt er es im Zimmer nicht mehr aus. Es wurde ihm zu schwül und zu eng. Er warf die alten Scharteken bei Seite, nahm den Hut von der Wand und verließ das Haus.

Er dachte nicht daran, wie es ihm bekommen würde, nicht, daß er nicht einmal einen Kragen anhatte, den er sich im Zimmer jetzt aus Bequemlichkeit abknöpfte, da er längst keinen festen mehr trug, wie in seinen besten Tagen. Er machte sich keine Sorgen, daß er dünne Stiefel an hatte. Er vergaß Frau und Tochter und eilte nur spornstreichs in den alten, lieben Wald hinaus.

Jochen sah ihn forteilen. Er rief ihm noch nach:

— Herr Baron werden sich ja erkälten.

Aber der Poltzer hörte ihn nicht. Er eilte davon, als würde er verfolgt, und die warme, süße Luft des Frühlings that auch seiner kranken Brust wohl: er sog sie tief ein, er atmete, wie er meinte, noch nie geatmet zu haben. Sie war so köstlich, so über die Maßen wundervoll! Und sie schadete ihm ja auch nichts: er hustete nicht, nicht ein einziges Mal!

An einem Feldrain hielt er inne. Er war müde geworden, das machte die zehrende, junge Frühlingsluft. Die Beine wurden ihm plötzlich schwer, wie abgeschlagen, und er überlegte, ob er sich nicht setzen sollte; wenn er nur ein wenig innehielt, würde ihm schon besser werden. Wirklich es half. Nachdem er sich ein paar Augenblicke verschnauft, fühlte er sich wieder ganz frisch und ging nun langsam weiter.

Während er dem Feldweg folgte, den er am vorletzten Tage der Anwesenheit Christis mit ihm gegangen, ließ er seinen Gedanken freien Lauf. Sie irrten wie durch magnetische Anziehungskraft immer wieder zu seinem Ältesten zurück. Der Poltzer überlegte, was der wohl jetzt dort drüben triebe. Ob der Frühling in Amerika auch so köstlich und gesund war, wie hier in der Mark? Nun war er ja längst Ehemann! Christi Ehemann! Sein Christi, sein Junge, sein Fleisch und Blut, sein Bester! Er ward ganz weich. Und die Frau, die vierundvierzigjährige Frau fiel ihm ein, die etwas Negerblut in den Adern hatte.

Plötzlich dachte er an das Gespräch, das er vor nun sechseinhalb Jahren mit Onkel Heinrich gehabt auf dem Balkon im Café Bauer, als sie über Paz gesprochen, Paz, die nun auch längst unter der Erde ruhte, die er damals eine „Bunte" genannt. Hatte er da nicht seinen Söhnen auch

solche Bunte im Scherze zugedacht, und wenn sie Tohuwabohu hieße? — Christi hatte die Bunte jetzt zur Frau. Aber wie war sein Scherz zur Wahrheit geworden!

Wenn das der Minister wüßte! Der Poltzer war böse auf ihn. Er hätte damals seinen Christi noch retten können. Er, der so reich war. . . . Ja, es hatte eben nicht sollen sein, und nun war es zu spät, denn ihnen brauchte ja der Onkel nicht zu helfen. Sie hatten ja zu leben, wenn es auch eigentlich das reine Elend war. Das Elend zu Haus — um die beiden Jungen knapp durchzubringen.

Georg war nun glücklich seit Ostern Infanterist. Infanterist in einem braven, netten, wenn auch bescheidenen Offiziercorps. Der Poltzer hätte ihn lieber zu Pferde gesehen, das gehörte nun mal eigentlich dazu bei einem Landjunkersohn, aber wenn es eben nicht ging . . . . Er konnte nicht Geld machen mit nichts, wie die Börsianer — konnte es eben nicht. Jeder nach seinem Vermögen. Es mußte eben auch so gehen, und würde auch gehen, wenn es ihm nur gelang, einen Teil seiner Pläne zu verwirklichen, die er diesen Winter in monatelangem Brüten ausgeheckt. Dem alten Boden wollte er schon noch tausendfältige Frucht abtrotzen. Er hatte die Eysen viele hundert Jahre ernährt, und sie waren noch frisch und obenauf, Herzen von Eisen. Sollte er, der alte Besitz, schlechter schwächer sein als seine Herren?

Verbraucht, überarbeitet, aufgezehrt?

Nun war der Poltzer aber doch wieder müde geworden. Er wollte sich setzen, er mußte sich ausruhen. Hier ging es gut, hier führte der Weg direkt an den Wald heran, gerade an der Stelle, wo einstmals der kapitale Bock auszutreten pflegte, den Christi noch eine Stunde vor seiner Abreise geschossen. Nur das Wasser, das damals noch auf dem Wege stand als kleine

Pfütze, war verschwunden, ausgetrocknet. Desto besser, dort konnte er sich gerade setzen, den Rücken gegen die dicke Kiefer lehnen.

Er ließ sich schwer nieder. Die Beine waren ihm weich, schlapp wie Watte.

Wieder dachte er an seinen Christi. Ja, er wollte . . . was wollte er . . .

Ihm war unangenehm zumute. Abwechselnd kalt und heiß . . . Ein unbestimmtes, beklemmendes Gefühl. Er bekam nicht recht Atem. Sein Herz schlug. Er versuchte, sich aufzurichten. Gut, daß er wenigstens im Rücken eine Stütze fand.

Plötzlich riß er die Augen auf, versuchte zu sprechen, wischte sich über die Stirn, auf der Schweißperlen standen. Dann warf er angsterfüllte Blicke um sich, als suche er etwas Greifliches, wurde darauf wieder ruhiger, schloß die Lider und stammelte:

— Adelheid . . . mir . . . mir . . . ist so komisch . . .

Darauf sank der Körper plötzlich zusammen, die Schultern ließen in ihrer Spannung nach, die Finger öffneten sich, sein Kopf fiel schlaff auf die Brust.

Der Poltzer war nur einundfünfzig Jahre alt geworden.

---

## 19.

Zum Begräbnis in Poltze waren alle erwachsenen Eysen erschienen bis auf Onkel Heinrich, der es sich wegen seines Gesundheitszustandes versagen mußte, dem Neffen die letzte

Ehre zu erweisen. Der Minister war tief erschüttert über die Nachricht, daß Ernst ein Gehirnschlag getroffen. Schweigend ließ er sich den Freiherrnkalender geben und setzte mit der ihm eigenen peinlichen Sorgfalt vor den Namen seines Neffen ein Kreuz. Er behielt den Gotha noch eine Weile in der Hand, und sein Auge fiel auf den Namen: Christobald Heinrich (geb. 3. Juli 1860 zu Poltze), Sek.-Lt. im Dragonerregiment „von Oertzen". Es war kaum mehr zu lesen, denn der alte Herr hatte einen dicken Strich durch die Zeile gemacht. Christi existierte für ihn nicht mehr, war für ihn tot.

Und nun folgte der Vater dem Sohne.

Der Minister versank auf seinem Lager in Gedanken. Er überlegte: sollte er nun der Familie helfen? Er wußte es noch nicht. Jedenfalls mußten sie zu ihm kommen. Er mischte sich nicht ungerufen in die Verhältnisse der Verwandten. Es war auch ein ganz klein wenig Eitelkeit dabei: er fühlte sich als Chef des Hauses, so wollte er gebeten sein, umsomehr, als der Poltzer, geradezu gegen seine Ansicht, Fabian hatte bei der Kavallerie eintreten lassen. Danach hätte er seinen Neffen Ernst nur im äußersten Notfalle unterstützt, ganz abgesehen davon, daß der Poltzer zu stolz gewesen, um ein Wort zu sagen — vielleicht weil Christi ihm erzählt, daß Onkel Heinrich ihn abgewiesen.

Aber es lagen auch noch andere Gründe vor, über die der Minister selbst nicht im klaren war: er war wirklich alt geworden. Der Geldwert hatte sich seinem nicht mehr wie einst gespeisten Hirn der Beurteilung entzogen. Er rechnete, als ob die ganzen langen sechzig Jahre seines Lebens von der Jünglingszeit bis in's hohe Greisenalter nicht gewesen wären: in seinen Augen galten wieder die Summen und Preise der zwanziger Jahre des Jahrhunderts. Was er noch vor fünf

Jahren für nicht auskömmlich gehalten, erschien ihm jetzt plötzlich als Verschwendung. Alles fand er zu teuer und er, der immer eine offene Hand gehabt, bekam mit dem wirklich ehrlichen Diener jetzt oft Auseinandersetzungen über die Preise seiner Bedürfnisse, als werde er betrogen.

So fand er auch, nachdem er sich nochmals ausgerechnet, was die Poltzer wohl jetzt zu verzehren hätten, die Summe genügend. Jedenfalls wartete er ab.

Doch den Tod seines Neffen hatte er schon am zweiten Tage überwunden. In eigentümlicher Greisenstimmung ließ er nichts von sich hören, erst zum Begräbnis sandte er ein Telegramm an Adelheid:

„Bin im Geiste bei euch. Gott schenke dem lieben Verblichenen Frieden.

Onkel Heinrich."

Die Depesche kam gerade in dem Augenblicke an, als sich der Zug vom Herrnhause, wo der Sarg im Eßsaal aufgebahrt stand, in Bewegung setzte. Infolgedessen las sie die Henne nicht, sie wurde beiseite gelegt, kam durch einen Zufall fort, und niemand dachte mehr daran.

Es war noch immer herrliches Wetter in der Prignitz, ein Tag, wie der, an dem der Poltzer hinausgelaufen in seinen Wald. Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als die ersten schwarzen Gestalten aus der Thür des Herrenhauses traten, alle barhaupt. Immer neue Menschen, hauptsächlich Herren, drängten heraus. Man sah die bloßen Köpfe in jungem oder weißem Haar im Sonnenschein leuchten und in ganz regelmäßiger Bewegung setzte jeder, nach kurzem Zögern, als wollte er untersuchen, ob der Wind blies, ob man sich er-

kälten könnte, den Hut auf. Nicht alle waren im Cylinder, aber doch die meisten.

Draußen warteten schon die Dorfkinder, Bauern und Bäuerinnen, Tagelöhner, Arbeiter vom Gute.

Seitwärts stand der Kirchenchor: halbwüchsige Jungen mit struppigem Haar, das bei einzelnen mit Gewalt an die Schädel geklebt war; der Schullehrer vor ihnen, ein Stäbchen in der Hand, wartend, bis der Sarg erschiene.

Immer mehr Leidtragende sammelten sich und begrüßten sich draußen, was sie drinnen wegen Raummangels und des Ernstes des Augenblickes nicht gekonnt.

Da standen Joseph und Robert stumm nebeneinander, bis der Ältere sich an den Hofchef wandte mit der Bitte, ihn, wo es möglich sei, vorzustellen. Darauf gab er sehr viel. Doch der Onkel hatte keine Zeit. Er war heute der, der mit Leutnant Fabian, dem ältesten anwesenden Sohne des Toten, die Zeremonie leitete. Eigentlich allein, denn der junge Offizier war zu bescheiden, um dabei hervorzutreten, zu unerfahren und jung, um wirklich etwas ordnen zu können, zu erschüttert, um mit jemandem zu sprechen, denn immer mußte er sich verstohlen die Augen wischen.

Ludwig, dem Kaufmann, dem als Ältesten wohl die Aufgabe, die Leidtragenden zu empfangen, zugefallen wäre, kannte die Leute alle nicht und stand regungslos abseits, ohne mit den Wimpern zu zucken.

Jetzt ließ der Hofchef Leutnant Fabian mit seinem Bruder Georg, dem seine neue Infanterieuniform wie angegossen saß, stehen und verschwand noch einmal in der Hausthür.

Währenddessen fragte ein kleiner Herr mit hängendem Schnurrbarte und kastanienbraunen großen Augen, Herr von Geller auf Hoheneschen, seinen Nachbar, einen jovial aus-

sehenden Herrn, dem schon ein paar Mal verstohlen eine Thräne herabgetropft war: Graf Justus Wilmerode, indem er auf einen großen Oberst in Generalstabsuniform deutete:

— Sagen Sie mal, Justus, wer ist denn der Generalstäbler?

— Auch ein Eysen.

— Das sieht man, aber wer?

— Ein Vetter, Rudolf heißt er. Ist eben Abteilungschef geworden im . . . Großen Gen . . .

Weiter kam er nicht. Er mußte sich abwenden. Der Tod seines alten Freundes erschütterte ihn sehr . . .

Da ging eine Bewegung durch die Trauerversammlung. Aus der alten niederen Thür des Herrnhauses traten ein paar in schwarzen Sonntagsstaat gekleidete Gutsleute. Der ehemalige Kutscher und der alte Jochen waren darunter. Sie wollten ihren Herrn mit zu Grabe tragen.

Nun verließ der Polzer auf immer sein Haus: ein großer, schwarzer Kasten mit Metallgriffen tauchte auf. Eine schwarze Decke mit silbernem Kreuze darüber. Der Sarg neigte sich vorn, dann hinten und hob sich wieder, um durch die Thür zu kommen, in eigentümlicher Bewegung, und die schwarze Decke flatterte dabei auf, wie die Schwingen eines gewaltigen dunkeln Vogels.

Alle entblößten das Haupt.

Man setzte den Sarg nieder. Kränze wurden herausgebracht, in großer Fülle, zum Teil von weit hergeschickt, und ein Windhauch, ein ganz leiser, schmeichelnder, trug den betäubenden Duft der Blumen denen entgegen, die da warteten, um den Toten zu geleiten.

Der Chor hatte eingesetzt, überlaut, sodaß Georg, der dafür empfindlich war, die Augen schloß. Vom Dorf klang unausgesetzt das Läuten der Glocke herüber.

Nun bildete sich der Zug, voran der Chor mit dem Lehrer, dann der Sarg, der jetzt gehoben ward, und hinterdrein der Ortspfarrer, ein junger, erst vor Jahresfrist in das Amt gekommener Mann, der den Verstorbenen kaum gekannt, jedenfalls nicht mehr in seinen guten, gesunden Tagen.

Eigentlich sollte ein Ordens-Kissen hinterdrein getragen werden, wie es Sitte war; aber der Tote, der nur kurz Soldat gewesen, nie im Hofdienst gestanden, sich nirgends angedrängt, immer sein eigener Herr und Meister geblieben, auf alter, eigener Scholle, — den Nacken stets gerade gehalten, besaß nur eine Dekoration, und die hätte zu ärmlich ausgesehen. —

Man mußte noch auf die Damen warten. Sie traten erst im letzten Augenblick aus dem Hause. Die Henne ging voraus mit Fabian, der seine Mutter führte, weil ihre Kniee zu brechen drohten, und dem Geistlichen. Dann kam Gella mit Georg. Das junge Mädchen schritt starr, hoch aufgerichtet, dahin. Der lange, schwarze Schleier umhüllte sie vollkommen, daß man ihr Gesicht nicht erkennen konnte. Aber sie weinte nicht, denn sie hatte in den müden, geröteten Augen keine Thränen mehr.

Hinter ihr schritten die drei Geschwister des Toten: die Stiftsdame in der Mitte, rechts Ludwig, links Fabian, und hinterdrein kamen dann in bunter Reihe die übrigen Mitglieder der Familie Eysen: Graf und Gräfin, Rudolf mit seiner Frau, Luise, Hauptmann von Aufschläger, Cäsar, Joseph und Robert. Gutsnachbarn folgten, alte Freunde aus der Mark, einzelne aus Berlin, der Gutsinspektor, der Bahnhofsvorsteher, endlich die Dienerschaft und die Dorfleute.

Die letzteren schlossen sich, nachdem sie eine Weile dem Zuge nachgestarrt, an, halb unschlüssig, ob sie wirklich der Trauergesellschaft folgen sollten.

Der Zug kam nur langsam vorwärts. Ab und zu geriet er ins Stocken, wenn die Träger sich ablösten, denn sie mußten des besseren Weges halber einen großen Bogen machen.

Heiter schien die Sonne, die aus dem Winterschlaf erwachte Natur lachte, grünte und blühte, drängte dem Leben, der Entwicklung entgegen. Die Vögel zwitscherten. Eine Krähe flog mit lautem Krächzen beim Nahen der Menschen auf, dann war wieder alles still, nur der Sand knirschte unter den Füßen, grell sangen, dem Sarge voranschreitend, die Kinder einen Choral.

Die Verwandten schritten stumm dahin, aber in den hinteren Reihen begann man flüsternd zu sprechen. Vom Poltzer war die Rede, von dem lauten, lärmenden, fröhlichen Mann, der seit eineinhalb Jahren so still geworden und nun gänzlich verstummt war.

— Wie meinen Sie? — fragte Graf Genthin, der berühmte Bösendorfer, von dem der Verstorbene so oft gesprochen, ein großer, gewaltiger Mann mit buschigen, grauen Augenbrauen, dem man es am ganzen Auftreten anmerkte, daß er nicht gewohnt war, Rücksicht zu nehmen, zu schweigen und sich unterzuordnen.

Graf Justus Wilmerode brummte:

— Man kann ja nicht so laut reden.

Doch der Bösendorfer gab zurück:

— Das hätte man der Poltzer erleben sollen, Justus! Ich sage Ihnen, der alte brave Kerl hätte sich kein Blatt vor'n Mund jenommen! Wenn der kam, war doch immer jleich 'n Höllenskandal!

— Früher, ja früher!

— Da haben Sie recht, da haben Sie recht, Justus, denn

er war 'n ſtiller Mann jeworden. Der verfluchte Bengel, der Chriſti, hat die janze Familie auf 'm Jewiſſen!

— Ich habe Ernſt nicht verſtanden, wie er die Schulden zahlen konnte! Ich glaube, die Krawattenfabrikanten werden ganz erſtaunt geweſen ſein, über ſo'n brillantes Geſchäft.

— Mir hätte die Schweinebande mal ins Haus kommen ſollen! Aber zuerſt hätte ich meinem Jungen die Hoſen ſtraff jezogen und fünfundzwanzig aufjezählt.

— Aber er war doch Offizier!

— Deſto ſchlimmer!

Jetzt hatte aber der Böſendorfer ſo geſchrieen, daß ſich vorn die Leute umdrehten. Doch das ſtörte den rieſigen Mann nicht im geringſten, er blickte alle, die ſich zu ihm wandten, der Reihe nach an, als wollte er ſagen: „So habt ihr mich jeſehen! Ich bins. Graf Joachim Genthin, Erbherr auf Böſendorf, und wer was von mir will — 'ran!"

Der Zug machte einen Bogen, und der kleine Herr von Geller, deſſen Großvater erſt geadelt worden, ſagte bewundernd, indem er die hohen Geſtalten der Eyſen hinter dem Sarge betrachtete:

— Was das alles für große Leute ſind!

Sein Nachbar, ebenfalls groß, eine böſe Zunge, meinte, auf Herrn von Gellers kleine Geſtalt anſpielend:

— Ja, die alte Familie kommt darin zum Ausdruck Raſſe! Raſſe!

Doch nun näherten ſie ſich der Begräbnisſtätte.

In der Kirche hatten die Eyſen keine Gruft, nur eine „herrſchaftliche Loge" am Altar. Die Ahnen lagen in der Welt zerſtreut begraben: auf den Schlachtfeldern aller Herren Länder, andere, vor allem die Frauen des Geſchlechts, in Schwalbenkrug, einem Gute in der Prignitz, das aber ſchon

im vorigen Jahrhundert der Familie verloren gegangen war. Seit dieser Zeit waren mehrere Eysen in Krohberg, der schlesischen Herrschaft des Ministers, beigesetzt worden, obgleich diese Herrschaft erst seit hundert Jahren sich im Eysenschen Besitze befand.

Auf dem Kirchhof hatte aber des Poltzers Vater, der erste, der hier beerdigt werden sollte, nicht liegen wollen. Und so war auf einer Lichtung im Park, von mächtigen Kiefern umstanden, eine Begräbnisstätte errichtet worden. Dort ruhte er allein. Seine Frau war in Venedig auf der Reise am Typhus gestorben und dort begraben.

Es war ein stiller, schöner Platz: ein Viereck mit einer niedrigen Mauer umschlossen, über die eine Fichtenhecke wuchs. Das Weiß des Gemäuers leuchtete an einzelnen Stellen durch. In Reihen standen einzelne hohe Kiefern darum, deren Kronen erst ziemlich hoch über dem Boden sich auszubreiten begannen. Der Anblick war ernst, an sonnenlosen Tagen düster. Heute feierlich und wohlthuend.

Das Gitterthor stand offen und wartete auf den Poltzer. Ein frisches Grab war neben dem einzigen Hügel ausgeworfen.

Der Zug trat ein. Der Sarg mußte am Eingang niedergelassen werden, dann hob er sich wieder, und die acht Leute trugen ihn bis an die Sandgrube, die man, das Nachrutschen der Erde zu verhindern, mit Brettern ausgekleidet hatte.

Ganz dicht am Grabe standen die Frauen, die Kinder, die Eysen. Dann die Freunde, die Nachbarn. Hinten, zum Teil außerhalb der Umfriedung auf der Waldlichtung die Bauern und Gutsbesitzer, ein paar Bahnarbeiter und auch der Chor, der noch leise sang, während sich die Leidtragenden im Halbkreise ordneten.

Es war warm in der Mittagssonne, und mehrere der Herren knöpften die Überzieher auf. Nun sah man Landstandsuniformen, das Weiß des Frackhemdes leuchten, viele Johanniter-, einzelne rote Adler- oder Kronenorden. Der Bösendorfer hatte einige Comthure um den Hals und ein eisernes Kreuz erster Klasse, das zu seiner Erscheinung paßte, als traute man ihm zu, er würde ohne das aus einem Feldzuge nicht heimkehren.

Der Geistliche begann die Einsegnung, denn die Grabrede hatte er schon im Hause gehalten. Er sprach mit markigem Organ, ohne singenden Ton, ohne Manier, würdig, feierlich, schön. Als er mit dem: „. . . . und gebe dir seinen Frieden!“ schloß, brach die Witwe in lautes Schluchzen aus. Gella sprang zu, legte der Mutter Stirn an ihre Wange, ließ sie sich ausweinen, streichelte sie und hielt sie umschlungen.

Vom Sarg wurde die Decke abgenommen, die Stricke raschelten, etwas Sand rann nach, und der schwarze Kasten sank in die Tiefe.

Die am Grabe knieten nieder, der junge Geistliche sprach das Vaterunser. Die Häupter hatten sich entblößt. Die Gemeinde betete. Es war feierliche Stille.

Dann erhoben sich alle langsam und sandten dem Entschlafenen noch einen letzten Gruß, die drei Schollen Erde, nach; die Henne als erste. Sie konnte sich kaum bücken, vermochte sich nicht zu fassen, und Gella und Elisabeth führten sie ein Stück zur Seite, während in langer Reihe alle, die gekommen waren, ans Grab traten, die letzte Pflicht zu erweisen.

Die Söhne, die beiden jungen Offiziere, Fabian und Georg blieben, den Helm bei der Spitze haltend, am Kopfende unbeweglich stehen, wie zwei Wächter des Grabes.

Fabian starrte, wie aus Stein gehauen, mit verglastem Blicke, in die Grube hinab, in der sein Vater ruhte. Georg rannen unausgesetzt die Thränen herab, aber er rührte sich nicht, sie abzuwischen.

Während sich der kleine Begräbnisplatz langsam leerte, sang der Chor noch immer weiter, grell und ohne Gefühl, wie es die Dorfjungen nicht anders kannten. Gruppen bildeten sich, blickten noch einmal zurück, und dieser und jener trat an die Witwe heran, meist stumm, nur durch sein Nahen die Absicht andeutend, ein tröstendes Wort zu finden. Adelheid reichte mechanisch jedem, der da kam, die Hand und nickte, das Taschentuch vor Mund oder Augen gepreßt.

Dann führte Rudolf sie, indem er ihr den Arm reichte davon. Sie wollte durchaus noch bleiben, aber er litt es nicht, denn sie war am Morgen schon zwei Mal ohnmächtig geworden und die Kräfte hatten sie eben wieder verlassen.

— Ich muß doch meines armen Ernsts Grab schmücken! — klagte sie. Der Oberst versprach, wenn erst die Menschen sich verlaufen hätten, sie zurückzuführen, dann sollte die Familie die Kränze auf dem Hügel ordnen, und ein paar Blumen, sowie Epheu pflanzen, der schon bereit gestellt war.

Und es zeigte sich, daß Rudolf recht hatte, denn als Adelheid von weitem die Schollen, Sand und Steine auf den Sarg niederprasseln hörte, schrie sie plötzlich laut auf und wäre gefallen, hätte ihr Vetter sie nicht mit starkem Arm gehalten. Nun wurde die fast Ohnmächtige so gut es ging nach dem Herrnhause halb geführt, halb getragen, und da sie auf ihrem Zimmer in eine zehn Minuten anhaltende Ohnmacht sank, sofort zu Bett gebracht.

Inzwischen machte der Hofchef die Honneurs. Da die Hälfte des Hauses gesperrt war und der Eßsaal noch die

Spuren der Aufbahrung zeigte, war ein Frühstück in der Inspektorwohnung vorgesehen worden, die sich dazu eignete. Auf der geräumigen Diele hatte man Tische gedeckt. Wie sich nun herausstellte, viel zu viel, denn ein großer Teil der Trauerversammlung zeigte Eile, wieder fortzukommen. Die Feierlichkeit hatte nämlich wider Erwarten lange gedauert, da sie wegen Zugverspätung auf der Berliner Linie eine Stunde später anfangen mußte. Nun fürchteten die mit der Bahn Gekommenen den Zug zu versäumen, der sie zurückbringen sollte, etwas sehr Peinliches, da dann bis sechs ein halb Uhr abends kein Zug mehr in Poltze hielt.

So schütteten die meisten nur ein Glas Madeira hinunter und aßen ein paar belegte Butterbröte, dann empfahlen sie sich, oder drückten sich hinten herum, sodaß schließlich der Abschied beinahe in Flucht ausartete.

Fabian war empört, doch die Stiftsdame sagte verächtlich:

— Desto besser, dann sind wir allein.

Und sie waren es auch, nachdem nach einem halben Stündchen auch die Nachbarn, der Bösendorfer, Herr von Geller, Graf Justus Wilmerode, die Grekows aus Triptis, die Dortows aus Wanke in ihren Wagen, die solange im Hofe Schritt rundum fuhren, davongeeilt waren.

Die Familie war allein, nur noch Eysens, bis auf Engelbert, der sich aber immer fast mehr als Eysen wie als Aufschläger fühlte. Aber auch von ihnen waren mehrere mit dem Zuge fort: Graf Leo und Eva, Robert und Joseph, der fast wie ein Adjutant um das gräfliche Paar gewesen war. Um Gella hatte er sich gar nicht gekümmert, als hätte er ihr intimes Gespräch damals bei Eva ganz vergessen. Sie blickte nach ihm aus. Sie hatte sich so auf das Wiedersehen gefreut, und

obwohl sie es sich nicht eingestand, solche Sehnsucht danach empfunden. Sie hatte gemeint, es müsse kommen wie ihr Schicksal: sie müßten sich finden. So daß sie trotz des Schmerzes um den Vater in ihrem Herzen aufgejauchzt hatte bei dem Gedanken ihn wiederzusehen.

Nun hatte sie ihn gesehen. Als sie sich die Hand gegeben, hatte es sie durchzuckt, als wäre dieser Händedruck der einzige Lichtblick in diesen trüben Stunden, ein keimendes Glück, die stille Versicherung einer Zukunft, und ohne ein Wort weiterer Aussprache das Gelöbnis der Treue.

Sie war sich klar geworden über sich selbst, eben jetzt beim Tode des Vaters. Wäre es ihr nicht ernst, ein Gefühl aus tiefsten Tiefen, so hätte sie es in diesem einem der schwersten Augenblicke ihres Lebens gewiß nicht gehabt.

Und als die Mutter schlief, ging sie hinunter ins Inspektorhaus zur übrigen Familie. Das Herz klopfte ihr pulsend bis in den Hals. Unterwegs hielt sie noch einmal inne, unschlüssig geworden, als sei sie im Begriff, etwas Unweibliches zu thun und etwas Unkindliches zugleich, jetzt wo der arme Vater noch kaum zugedeckt lag mit seiner Poltzer Erde.

Doch sie verscheuchte die Gedanken: sie mußte fort aus den muffigen Zimmern, wo alles duftete nach Kränzen und Blumen, wo alles förmlich thränengetränkt war, wo die Trauer alles erdrückte, beherrschte, den Atem beklemmte, die Sinne benebelte, den Schlaf vertrieb. Sie mußte heraus aus dieser Atmosphäre, in der sie nun schon den vierten Tag zubrachte, die — kein Wunder — ihre Mutter krank gemacht. Sie mußte heraus.

Und mit jungfräulicher Zaghaftigkeit und Schüchternheit, mit Angst und Beklemmung, noch die Trauer im Herzen, mit seligem Schauer trotzdem, den ersten zu sprechen, der ihr Herz gerührt trat sie ein.

Sie suchte Joseph mit den Blicken und gewahrte ihn nicht. Zuerst war sie entrüstet, dann erschrak sie ein wenig, beruhigte sich aber wieder und nahm neben Tante Elisabeth Platz.

Wie sie dann vom Vater sprachen, blieb der frische Schmerz Sieger; sie dachte an nichts anderes mehr als an den Toten. Sie mußte noch einmal den Verwandten erzählen, wie man den Vater tot im Walde draußen gefunden, denn etwas Genaues hatte noch niemand gehört, da ja auch Fabian und Georg erst am nächsten Tage gekommen. Das ließ sie für Augenblicke alles vergessen. Sie versank wieder ganz in ihren Schmerz. Nachdem man ihre Erzählung angehört, und das Gespräch allgemein war, dachte sie mit einem Male auch wieder an Joseph.

Wo war er?

Eine Unruhe packte sie, zu ergründen, ob er vielleicht wiederkäme, etwa noch draußen irgend etwas besorge. Sie kam auf den Gedanken, er könne artig und zuvorkommend wie er war, einen der Erschienenen an die Bahn gebracht haben. Aber sie wagte, aus Scheu sich zu verraten, nicht zu fragen.

Da erhob man sich. Man wollte an's Grab hinausgehen, es noch einmal zu besuchen, zu bepflanzen, die Kränze zu ordnen, den letzten Abschied zu nehmen, da die Verwandten bis auf die Stiftsdame alle heute noch Polze verließen. Sogar die Söhne mußten fort. Es war in der wichtigsten Zeit der Frühjahrsausbildung, und sie hatten nicht mehr als drei Tage genommen, da sie zur Testamentseröffnung und Erbschaftsordnung doch sowieso noch öfters Urlaub in Anspruch nehmen mußten.

Sie gingen alle den gleichen Weg, den vor einer Stunde der Leichenzug geschritten. Der Hofchef mit dem Kaufmann;

es war, als hätte sie die unerbittliche Hand des Todes, die ihnen beiden den Bruder nahm, einander näher geführt. Ludwig, der sichtlich alt geworden, war weich gestimmt jetzt. Fabian ließ sich von Paz Tode erzählen, der im Herzen Ludwigs noch nachzitterte, als wäre es eine frische Wunde. Der große, ernste Mann sprach davon in einem Tone, daß man sah, wie jener Verlust ihn bis in's Mark getroffen:

— Für mich hat das Leben keinen Zweck mehr. Ich lebe nur noch für meine Kinder, meine beiden Söhne und meine kleine Isabella. . . .

— Wie alt sind sie jetzt? — warf der Hofchef ein, sein Interesse zu bekunden.

Ludwig sagte kurz, als müßte er erklären und nähme nicht an, daß der Bruder es wissen könne:

— Die Knaben sind Zwillinge . . .

— O, das weiß ich doch; meine Neffen, lieber Ludwig . . .

— So, also die sind jetzt elf Jahre alt, und die kleine Isabella neun. . . .

Nach ein paar Schritten fuhr er fort:

— Ich will dafür sorgen, daß meine Kinder etwas lernen, das ist das größte Gut, das ich ihnen mitgeben kann. Und endlich sollen sie die schärfste Waffe nächst dem Gelernten, des Charakters und Geistes, wie auch der Herzensbildung mitbekommen — das ist — Geld!

Fabian wurde unruhig, doch sein Bruder wiederholte:

— Sie sollen das haben, was heutzutage alles Andere schlägt, das die Waffe der vergangenen Epochen ersetzt, das alles unterjocht, alle Thüren öffnet — Geld. Von ihrem alten Wappen — das auch ich hochhalte, das kannst du mir glauben, lieber Bruder —, mögen sie das Herz von Eisen annehmen und bewahren. Für Schwächlinge ist heute kein Platz;

für weichherzige Mitleidsmenschen ist kein Raum; für vornehme Leutnants allein mangelt das Verständnis: Herzen von Eisen sollen sie sich bewahren, allen gegenüber, dann werden sie selbst nicht von anderen zu leiden haben und werden vorwärts kommen. Den Arm von Eisen mögen sie zu Hause lassen, heute werden unsere Schlachten auf der Börse geschlagen, in Handel und Wandel, in der Industrie. Mit dem Schwerte richten wir nichts mehr aus, dagegen mit der Feder, mit dem Geldsack. Das vergißt der deutsche Adel, soviel ich es übersehen kann — ich kümmere mich nicht genügend darum. Er steht auf einem veralteten Standpunkt, er ist rückständig im Mittelalter hängen geblieben. Laßt eure Söhne auch Kaufleute und Industrielle, Gelehrte, Forscher werden, so werden sie vorwärts kommen, zu Macht und Ansehen gelangen, so werden sie oben bleiben, so werden sie die Gewaltigen dieser Erde. . . .

Der Hofchef hatte ein paar Mal versucht, zu sprechen, war jedoch nicht zu Worte gekommen, und der Kaufmann fuhr fort, als wollte er dem Bruder beweisen, wie das Unglück, das ihn seinerzeit aus der Familie geworfen, ihm zum Segen umgeschlagen:

— Das vergeßt ihr ja alle. Eure Söhne werden Offizier und Jurist und wieder Juristen und Offiziere, höchstens noch Landwirte, aber das bleiben sie nur, wenn sie ein Gut ererbten. Als Gelderwerb wird heutzutage wohl niemand ein Gut erstehen. Aber möge das Gut meinetwegen immer bleiben, daß der Erdgeruch, die Gesundheit, der Heimatsboden erhalten bleibt, aus dem sie, wenn sie ihn berühren, neue Kraft ziehen, aber . . . aber laßt nicht alle von diesem Boden ziehen, ihn aussaugen, bis er, überanstrengt, keinen einzigen mehr ernährt. Schickt eure jüngeren Söhne in die

Welt, laßt sie sich umsehen, laßt sie ausziehen zum Kampfe, wie wir weiland in Schlacht und Fehde zogen, aber paßt Schlacht und Fehde heutigen Begriffen an: Schlacht und Fehde auf allen Gebieten menschlicher Leistung!

Der Kaufmann schwieg, sodaß Fabian antworten konnte:

— So . . . so . . . das ist mir allerdings neu . . . das, lieber Ludwig, sind Ansichten, die ich in der That gar nicht für möglich gehalten habe. . . .

Und er setzte dem Bruder auseinander, wie Geld niemanden glücklich mache, den Charakter verderbe und die Sucht nach Geldgewinn und Erwerb geradezu schädigend einwirken müsse auf den Adel, der berufen sei, die ideellen Güter der Nation zu wahren. . . .

Er ärgerte sich über Ludwig, fühlte sich ihm nicht gewachsen und war deshalb böse, wozu vielleicht auch noch ein großes Schuldbewußtsein hinzutrat, denn er hatte kein ganz reines Gewissen. Er war bei einer Frau, die gar nichts besaß, pekuniär nicht besonders gestellt, sah das ein und hatte ein paar Mal, um seine Lage zu verbessern, schüchterne Spekulationsversuche gemacht, die jedoch fehlgeschlagen waren, da er die erforderliche Sachkenntnis nicht besaß.

So entgegnete er nun plötzlich heftig:

— Der deutsche Adel kann und darf es nicht als seinen Ehrgeiz betrachten, Börsenjobber zu werden . . . .

Ludwig blieb ganz ruhig:

— Börsenjobber braucht er auch nicht zu werden, aber Indolenz kann er überwinden, Vorurteile aufgeben, sich den Veränderungen, die die Zeit mit sich bringt, anpassen, mit einem Wort produktive Berufe ergreifen, sonst geht er zu Grunde. —

Er hatte laut gesprochen und fest, wenn auch ohne äußer-

liche Erregung. Aber der Hofchef wandte sich in der ihm eigenen Art derartig hin und her, entwickelte ein solches Gebärden- und Mienenspiel, daß die anderen merkten, wie zwischen den Brüdern wiederum irgend etwas nicht in Ordnung sein mußte. Infolgedessen traten die übrigen Familienmitglieder dazu und trennten die beiden,

Rudolf ging mit Fabian und Georg. Er bot ihnen seine Hilfe an, wenn sie, die an Jahren so viel jüngeren Verwandten, die nun keinen Vater mehr hatten, seiner bedürfen würden. Er fühlte sich verpflichtet, sein Teil beizutragen, daß die jungen Leute, die seinen Namen trugen, ihm auch Ehre machten.

Gella wurde jetzt angst, wo Joseph wohl bliebe, und sie fragte endlich Tante Elisabeth nach ihm. Die meinte in natürlichstem Ton:

— Der ist doch fort!

— Fort?

— Na ja, mit dem Zuge!

— Vorhin mit dem Zuge?

— Aber Gella, wann denn sonst?

Das konnte ja gar nicht sein. Etwas wie Entsetzen packte das junge Mädchen. Er war ganz einfach abgereist. War mit den anderen auf den Bahnhof gehetzt, um nur ja noch fortzukommen und nicht länger in Poltze zu bleiben, als unbedingt nötig? Er hatte ihr nicht Lebewohl gesagt, nicht mit ihr gesprochen? Sie konnte es nicht fassen, es widersprach so sehr all ihren Träumen und Hoffnungen, daß sie wie vor den Kopf geschlagen war.

Aber er hatte ja keine Verpflichtung und Notwendigkeit, sagte sie sich bitter. Er hatte ihr ja nie etwas versprochen . . . Nein, nein, da mußte sie gerecht sein. Vielleicht lag das auch alles nur in ihrer Phantasie. Sie hatte sich's bloß eingebildet

— er hatte nie an sie gedacht. Sie war ja auch älter als er. Ja . . . natürlich. — Die Männer waren wohl alle so, eigensüchtig und nur auf ihren Vorteil bedacht.

Mit einem Male fiel es ihr wie eine Binde von den Augen: er hatte nicht an sie gedacht, das alles waren nur allgemeine Redensarten der Cousine gegenüber gewesen, wie er sie vielleicht oft machte, . . . . wie sie ihm zur zweiten Natur geworden waren, denn alle Männer waren so, alle Gesindel und nur einer anders: ihr guter, lieber Vater. — Der aber war tot.

Sie standen nun vor dem Grabe. Der Hügel war schon aufgeschaufelt und ein paar Kränze hatte man regellos darauf geschichtet, während noch eine ganze Anzahl anderer an der Mauer lag.

Nervös trat Gella hinzu und zog mit zitternden Fingern die Kränze vom Grabe des Vaters fort, sie neu zu ordnen. Es gelang ihr nicht. Hier nahm sie einen weg, dort legte sie ihn wieder hin. Sie war mit den Gedanken nicht dabei, wußte nicht, was sie eigentlich that, immer dachte sie wieder an den Vetter. Dazwischen kam dann die Erinnerung an ihre Pflicht. Sie fand sich unkindlich, empörte sich über sich selbst, begriff nicht, wie es nur möglich sei, daß sie heute, heute, hier an dieser Stelle an ihre egoistischen Pläne denken konnte, hier, wo ihr Vater lag, den sie nie wieder sehen, nie ihm die Hand drücken, nie ihn wieder küssen konnte.

Und während es die anderen nun übernahmen, das Grab zu ordnen, lehnte sie sich abseits an eine gewaltige Kiefer, die nur wenige Schritte vom Grabe stand und mitten aus der Mauer zu wachsen schien. Man hatte sie, statt sie zu fällen, um der Umfriedung Platz zu machen, geschont, weil es ein so auffallend schöner Baum zu werden versprach. Als wollte sich

der Waldriese dankbar erzeigen, war er so gewachsen, daß seine mächtigen, stachligen Äste über den Begräbnisplatz wie ein Fächer ausgebreitet hingen, das alte und das neue Grab beschirmend vor allzu grellem Sonnenbrand, wie vor Regen und Unwetter.

Während sie neben dem Hügel des Großvaters stand, las sie unwillkürlich die Inschrift auf der Marmorplatte seines Grabes. Worte, die sie als Kind schon gekannt, weil der Vater immer ab und zu mit dem Töchterchen oder den Söhnen einen Spaziergang gemacht zu „Papas Grab". Es war ihr als Kind ganz eigen vorgekommen, daß dieser einfachen Steinplatte so viel Erinnerung und Liebe geschenkt ward, denn sie zählte erst vier Jahre, als der Großvater starb. Für sie bedeutete diese Stelle nichts, sie verband damit keinen Begriff zarter, rührender Kindesliebe, sie wunderte sich jedesmal, wenn der Vater solange hier verweilte und immer den ganzen Rückweg noch bis zum Herrnhause still blieb, als käme seine frohe Kraft und Laune erst wieder zum Durchbruch, wenn der ernste Eindruck überwunden.

Nun hatte sie selbst „Papas Grab". Nun begriff sie, was ihr bisher fern geblieben, und ihr kam der Gedanke, was auf des Vaters Marmorplatte stehen sollte. Ihr Auge glitt noch einmal nach des Großvaters Grab hinüber:

Hier ruht
Christobald Freiherr von Eysen und Ley.
Kgl. Preuß. Major a. D.
geboren am 19. Dezember 1803
gestorben am 4. Juni 1868.

Ihr Vater, der einfache Landjunker, wollte keinen Titel. Sie erinnerte sich, wie er einmal gesagt, sie sollten ihm den

Leutnant a. D. nicht aufs Grab setzen, das sehe aus, als habe er es nicht weiter gebracht. Der arme Papa hatte es ja auch nicht weiter gebracht, war ein Landjunker gewesen, wie andere mehr. Keine Größe, kein Genie, keiner, nach Onkel Heinrichs Forderung, von denen, die alte Kultur und Höheninstinkte wirklich auf die Höhe der Menschheit geführt, aber — eben doch ihr Vater.

Diesem Gefühl überließ sich Gella ganz, und jetzt hatte sie die Gedanken an das eigene Glück und Schicksal im Kindestraum vergessen. Sie bemerkte es kaum, daß die anderen ein stilles Gebet sprachen und gingen. Erst, als Tante Elisabeth sie anrief, folgte sie den Verwandten und nahm der Stiftsdame dargebotenen Arm.

Sie schritt mit ihr hinter Hermine und Rudolf her. Der Oberst meinte plötzlich, als der Begräbnisplatz schon ein Stück hinter ihnen lag:

— Ich muß euch übrigens in der Stille etwas mitteilen. Es war heute nicht Tag und Stunde dazu, aber es wird euch interessieren. Mein Neffe — unser Neffe und Vetter Joseph hat sich verlobt.

Unter allgemeinem Staunen nannte der Oberst den Namen: eine junge Gräfin Bekkem. Er habe sie bei Eva kennen gelernt und trotz seiner Jugend sich sofort entschlossen anzuhalten. Habe sie auch bekommen. Erst gestern oder vorgestern.

Nun fragten sie alle nach der Familie, und es kam heraus, daß man ihm nur Glück wünschen könne, denn die Braut sei eine der besten Partieen Mährens.

— Eine schlechte Partie hätte ich Joseph auch nicht zugetraut! — sagte die Stiftsdame.

— Wie meinst du das? — fragte Luise, sonst die Gut-

mütigkeit selber, etwas spitz, denn sie freute sich für ihren Neffen.

Elisabeth zuckte die Achseln:

— Nur so . . . nur so . . . Joseph ist ein so sympathischer Mensch, daß es sich wohl erklären läßt. Ich wünsche ihm ja auch von Herzen Glück.

Der Fall wurde weiter besprochen. Aber plötzlich blieb Gella stehen und zog ihre Hand aus der Tante Arm.

— Komm doch, Kleinchen!

Das junge Mädchen war zurück geblieben und wandte sich um:

— Wo willst du denn hin?

Gella zeigte nicht ihr Gesicht:

— Ich laufe noch mal zurück, will nur 'ne Blume holen vom Grabe für Mama . . . . . .

Die Stiftsdame hatte keinen Verdacht, nickte, hörte auf das Gespräch der anderen und ging weiter.

Gella aber lief, so schnell sie konnte, als verfolge sie das Schicksal, zurück, öffnete die Gitterthür und warf sie hastig hinter sich zu. Dann atmete sie auf, als wäre sie gerettet, nun, wo sie allein war mit dem müden Schläfer dort unten.

Sie setzte sich auf den Mauerrand und starrte vor sich hin . . Dann schrak sie zusammen, blickte sich um, brach schnell ein Schneeglöckchen von einem der Kränze, hielt es in den Fingern, starrte wieder geistesabwesend auf den frischen Erdhügel, der ganz von Blumen und Blüten überwölbt war und blieb so im Schatten der großen Kiefer sitzen: unbeweglich.

Ein Fink schoß im Bogen daher und ließ sich auf dem Aste über dem Grabe nieder. Er wippte mit Schwanz und

Köpfchen und sandte in die Mittagssonnenstille seinen Ruf hinaus. Zwei Töne, hoch und scharf, drei Mal hintereinander, die klangen fast, als riefen sie dem Poltzer nach:

„Christi! Christi! Christi!“

---

Buchdruckerei Roitzsch, G. m. b. H., Roitzsch.

# Eyſen.

[Lutheriſch — Preußen — Rheiniſcher Uradel; Reichsfehr. d. d. Augsburg, Sonntag Mis. Dom. 1531.]

## I. Linie.

[S. Taſchenbuch der Gräflichen Häuſer.]

## II. Linie.

† Chriſtobald Fabian Karl Freiherr von Eyſen und Ley (geb. 10. Februar 1770, † 9. November 1844), Herr der Herrſchaften Krohberg und Oberrennsdorf in Schleſien, ſowie des Rittergutes Polße in der Prignitz (Mark Brandenburg), Kgl. preuß. Khr. und GRat, ERr des Joh-O; verm. 3. Juni 1800 mit Julie Euphroſyne Eliſabeth (geb. 30. Januar 1781 zu Klitſch, † 4. Dezember 1832 zu Krohberg) des Ernſt von Flohr auf Klitſch, Kgl. preuß. Oberſt a. D. und der Philippine geb. Gräfin Siegen Tochter.

Söhne: 1) Heinrich Chriſtobald Georg Fabian (geb. 10. Oktober 1802 zu Krohberg), Herr der Herrſchaften Krohberg und Oberrennsdorf in Schleſien, Kgl. preuß. Staatsminiſter a. D., WGRat, Mitgl. des Kgl. preuß. StRats und Herrenhauſes auf Lebenszeit, RRr d. Joh-O.; verm. 4. November 1838 mit Maria-Anna (geb. 6. Auguſt 1819 zu Berlin, † 3. März 1854 zu Florenz) des Rudolf Graf Sarten a. d. Hauſe Löningen, Kgl. preuß. Khr. und der Wanda geb. Gräfin du Boiſſonat Tochter. [Krohberg.]

2) † Chriſtobald Ludwig Heinrich (geb. 19. Dezember 1803 zu Krohberg, † 4. Juni 1868 zu Polße), Beſitzer des Rittergutes Polße i. d. Prignitz, Kgl. preuß. Major a. D., ERr des Joh-O.; verm. 15. April 1833 mit Fanny (geb. 15. April 1813 zu Frankfurt a. O., † 1. Auguſt 1876 zu Venedig) des Friedrich Grafen Vilberg, Kgl. preuß. Landrat und der Eliſe geb. von Pillkallen Tochter.

Kinder: 1) Eliſabeth Margarete Nanny Clara Eugenie Emma (geb. 26. Februar 1834 zu Polße), Stiftsdame des Stiftes Vintze bei Neu-Ruppin.

2) Ernſt Joachim Chriſtobald (geb. 2. April 1836 zu Polße), Kgl. preuß. Premier-Lt. a. D., ERr des Joh-O.; verm. am 27. September 1859 mit Adelheid Thereſe Marie (geb. am 9. Januar 1836) des Armin Wedekind von Kallwitz, Landrat des Kreiſes Alt-Jocher und der Marie Eveline geb. Freiin von Vlerort Tochter, ehemals Hofdame J. Kgl. Hoheit der Erbgroßherzogin von Sexten. [Polße.]

Kinder: (1) Chriſtobald Heinrich (geb. 3. Juli 1860 zu Polße), Sek.-Lt. im Dragoner-Regiment „von Oertzen."

(2) Giſela Leopoldine Irmentraut (geb. 14. Januar 1862 zu Polße), expect. auf Vintze.

(3) Fabian Ernſt Chriſtobald (geb. 6. März 1863 zu Polße), Kgl. preuß. Kadett.

(4) Georg Friedrich Christobald Gottlob (geb. 2. Oktober 1867 zu Polzke), Kgl. preuß. Kadett.

3) Ludwig Fürchtegott Christobald (geb. 19. August 1838 zu Polzke), Kaufmann zu Hamburg; verm. am 26. April 1875 mit Paz Maria-Immaculata (geb. . . . Mai 1859 zu Habana) des Lutz Ramez und der Maria-Pia, geb. . . . Tochter (kath.).

Kinder: (1) Ludwig (geb. 10. Mai 1876 zu Habana).

(2) Heinrich (geb. 10. Mai 1876 zu Habana).

4) Fabian Christobald Heinrich Ernst (geb. 4. September 1841 zu Polzke), Kgl. preuß. Prem.-Lt. a. D., CHr des Joh-O., Hofchef S. D. des Fürsten von Sarnheim-Resa; verm. 3. Juni 1871 mit Frida Eleonore Ellsabeth (geb. 9. November 1850 zu Merseburg) des Konrad Grafen Vilberg, Kgl. preuß. Landesgerichtspräsidenten und der Ulrike geb. Gräfin Apperda Tochter. [Sarnheim.]

Kinder: (1) Amélie Luise Hildegard (geb. 16. Juni 1872 zu Merseburg), expect. auf Pintze.

(2) Curt-Fabian Christobald Heinrich Karl Ernst Konrad (geb. 11. November 1873 zu Sarnheim).

(3) Bertha Fanny Euphrosyne Ellsabeth (geb. 23. Februar 1875 zu Sarnheim), expect. auf Pintze.

3) † Fabian Ehregott Christobald (geb. 6. September 1807 zu Krohberg, † 24. Februar 1849 zu Berlin), Kgl. preuß. Gesandter außer Dienst (mit dem Range eines WGRats); verm. I. 5. Nov. 1842 mit Ernestine (geb. 18. Januar 1824 zu Kassel, † 19. Juli 1869 zu London) des Emanuel von Wenten, Kurfürstlich-Hessischer Khr. und der Ella geb. v. d. Nessel Tochter. (Geschieden 1843, wiederum 1844 mit John Taylor Apleton in London.) II. 2. August 1846 mit Helene (geb. 25. November 1819 zu Buitenzorg auf Java, † 5. Oktober 1848 in Berlin des Joost Grafen Kerklinken, Kgl. Niederl. Ministerresidenten und der Cölestine geb. Baronin de St. Juste de Verdois Tochter.

**Tochter 2. Ehe:** Eva Cölestine Adelheid (geb. 13. September 1847 zu Berlin); verm. 10. April 1871 mit Leo Graf Eysen und Ley, Kgl. preuß. Rittm. a. D. [Berlin.]

4) † Karl Friedrich Christobald (geb. 23. Dezember 1808 zu Krohberg, † 2. Januar 1854 zu Königsberg), Professor a. d. Universität Königsberg; verm. 7. Mai 1835 mit Johanna Jürgens (geb. 14. Oktober 1813 zu Heidelberg, † 15. November 1861 zu Berlin).

**Kinder:** 1) Rudolf (geb. 21. Juni 1836 zu Königsberg), Kgl. preuß. Major im Großen Generalstab; verm. 22. September 1877 mit Hermine Marie Magdalena (geb. 31. März 1850 zu Brandenburg a. H.) des Eduard von Flohr, Kgl. preuß. Oberstleutnant a. D. und der Ursula geb. von Eich zu Schlettern Tochter. [Berlin.]

**Sohn:** Christobald Heinrich Eduard (geb. 24. Oktober 1878 zu Berlin).

2) Luise (geb. 5. September 1837 zu Königsberg); verm. 19. April 1834 mit Engelbert von Aufschläger, Kgl. preuß. Hauptmann a. D.

3) Emil (geb. 3. Dezember 1838 zu Königsberg), Professor a. d. Uni-

829

versität Berlin; verm. 20. März 1862 mit Ella (geb. 11. Juli 1840 zu Erlangen, † 13. Oktober 1877 zu Berlin) des Albert Klapproth, GRats und Professor a. d. Universität Erlangen und der Helene geb. Müller Tochter.

**Söhne:** (1) Hebor, geb. 1. April 1863 zu Erlangen.
(2) Joseph, geb. 7. August 1864 zu Erlangen.
(3) Robert, geb. 4. Februar 1866 zu Marburg.

4) † Friedrich (geb. 17. Sept. 1844 zu Königsberg, † 18. April 1864 bei Düppel).

5) Cäsar (geb. 28. Mai 1852 zu Königsberg).

80159

Ompteda, Georg von
Deutscher Adel um 1900. Vol3. Eysen.

LG
0563d

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED